Diese Mikroverfilmung wurde von der

Stiftung der Sparkasse Eichsfeld

ermöglicht

8. Jahrg. – Nr. 31 Einzelnummer 15 Pf.

Sonntag, 1. August 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg.
(einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der Sonntag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Das dörfliche Fest

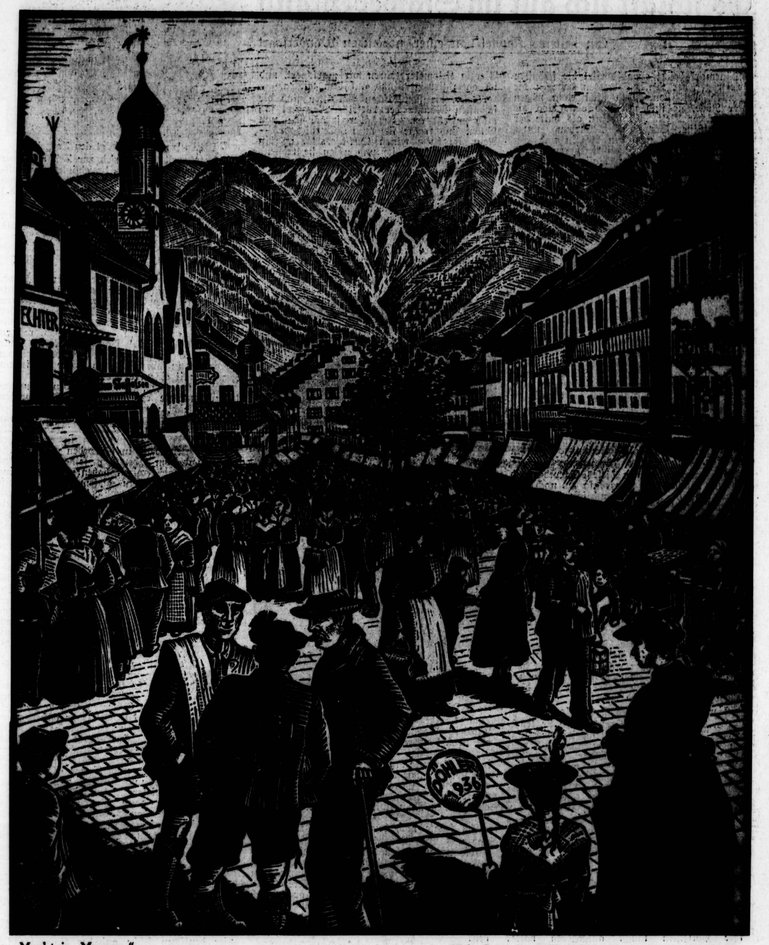
Wo es viele und harte Arbeit zu tun gibt, da schmeckt nicht nur das Vesperbrot, sondern auch die freudevolle Muße der heimatlichen Festtage. Das wissen die Leute auf dem Land allemal, die Bauern und die Dörfler, und deshalb läßt sichs auch nirgends so gut Feste feiern wie bei ihnen. Man fühlt sich auch im tollsten Trubel noch sicher geborgen in eine große Ordnung, die will, daß der Mensch sich in der Freude Kraft hole für den harten Werktag. Das Fest, der Tanz, der Umtrunk, der Trubel, sie sind nicht „gemacht" worden, um bloße Vergnügungssucht zu befriedigen, sondern das alles ist geworden, ganz selbstverständlich und harmonisch aus dem Leben heraus. Und darum ist auf dem Land auch jeder dabei, gleich ob alt oder jung. Denn das dörfliche Fest gehört zu ihnen, genau wie die Arbeit zu ihnen gehört, und wie sie es mit dem einen gut halten, so auch mit dem anderen. Und lassen sie sich den Werktag nicht verdrießen, so lassen sie sich auch den Festtag nicht verderben. Das alles aber kommt bei der Kirmesfeier am schönsten und urtümlichsten zum Ausdruck, die in den meisten Dörfern noch nach alter Sitte begangen wird. Die ersten gibt's jetzt schon im August, mancherorts wird sie aber auch erst im September oder Oktober gehalten. In Süddeutschland wird öfters zweimal im Jahr Kirmes gefeiert. Bei der ersten, die zu Ehren des Kirchenpatrons veranstaltet wird, geht es verhältnismäßig still zu, erst die zweite im Hochsommer oder Herbst wird dann als die richtige Kirmes angesehen.

Das dörfliche Fest läßt sich im deutschen Volke schon seit mehr als tausend Jahren nachweisen. In allen Landen ist es noch heute das Hauptfest der Dorfbewohner. Auch wo die bäuerliche Bevölkerung schon zu einem großen Teil mit Industriebevölkerung durchsetzt ist, hat die Kirmes noch nichts von ihrer Volkstümlichkeit verloren, sind die uralten Kirmesbräuche nicht vergessen worden. Am schönsten sind allerdings die Kirmesfestlichkeiten in Gegenden mit einer rein bäuerlichen Bevölkerung. Schon einige Tage vorher beginnt auf allen Höfen ein großes Schlachten, Backen und Braten, ebenso ist es Brauch, in Haus und Hof gründlich aufzuräumen; denn zur Kirmes steht von allen Seiten Besuch zu erwarten.

In vielen Dörfern ist ein paar Tage vorher, beritten oder zu Fuß, der Kirmesbitter unterwegs, der zum hohen dörflichen Fest einladet und dabei auch wohl Gelder sammelt für die Kirmesmusik und zur Bestreitung anderer Kosten, die gemeinschaftlich getragen werden. Mit großer Geschäftigkeit laufen auch die „Kirmesburschen" und die „Kirmesjungfern" durch das Dorf. Aus diesen Burschen und Mädchen setzt sich der Ausschuß zusammen, der für das Fest die Vorbereitungen trifft, der mit den Musikanten, mit Wirten und Ortsbehörden verhandelt. Da und dort wird auch ein Kirmesbaum aufgestellt. Heimlich in der Nacht holen die Burschen ihn aus dem Walde. Dann wird er mit bunten Bändern, mit ausgeblasenen Eiern und Flaschen behängt. Am Vorabend zieht alles hinaus auf die Flur, an ein Flußufer oder an einen Waldrand, wo die alte Kirmes „ausgegraben" wird. Ist nämlich eine Kirmes beendet, so wird sie noch häufig in Gestalt eines Schinkenknochens, eines Hahnenkopfes oder einer leeren Flasche beerdigt und auf diese Stelle kommt dann der neue Kirmesbaum. Diese alte Kirmes aber gilt es nun auszugraben.

In alten Bauerndörfern wird am Vorabend noch oft der „Kirmesschutz" laut vorgelesen. Er enthält Bestimmungen über das Begehen des Festes. Dabei fehlt der Hinweis nicht, daß während der Kirmestage im Dorfe Ruhe gehalten werden muß, daß in dieser Zeit etwaige Feindschaften nicht ausgetragen werden dürfen. Oftmals gibt es am Vorabend bereits einen Umzug mit Musik. Wo in Verbindung mit der Kirmes noch ein Hammelauskegeln abgehalten wird, darf beim Umzug dieser Hammel nicht fehlen, der ein buntes Band und ein Glöckchen um den Hals trägt. Am Sonntag, dem Haupttage, wird von neuem Umzug abgehalten, an dem sich jedoch meist nur die Jugend und die Männerwelt beteiligt, weil die Frauen zu Hause am Herd stehen müssen. Zu Mittag gilt es dann die Gäste zu bewirten, die von nah und fern, zu Fuß, mit Wagen und mit der Eisenbahn ankamen.

Schon bald am Nachmittag klingen die Drehorgeln auf dem Kirmesplatz, ein Zeichen, daß die Kinder bereits auf den Holzpferdchen der Karussells reiten oder in den Luftschaukeln sitzen. Bald lassen sich auch die Burschen und die Mädchen nicht mehr zu Hause halten. Mit dem Kirmesgeld in der Tasche, das die Bediensteten auf den Bauernhöfen noch häufig erhalten, geht es ins Wirtshaus. Nicht mehr lange, und es beginnt der Kirmestanz. Er wird eröffnet von den „Kirmesburschen" und den „Kirmesjungfern", wobei es in manchen Gegenden der Brauch noch will, daß die Burschen große Blumensträuße in der Hand halten, die ihnen von den Dorfmädchen verehrt werden. Dann stellen



„Markt in Murnau"

Holzschnitt von Willi Döhler, Bavaria-Verlag, Gauting

sich die Dorfhonoratioren und die älteren Dorfbewohner ein. Zur Kirmes wagen auch Großmütter und Großväter mit ihren bereits recht ungelenk gewordenen Gliedern noch einmal ein Tänzchen.

Auch der zweite Tag ist gewöhnlich noch ein großer Kirmestag. Dann tritt der Alltag wieder in seine Rechte. Die Kirmes geht zur Nachkirmes über, zur Kirmes der älteren Leute, die nicht mehr viel bei der Arbeit helfen und die nun vor der Dorfjugend nicht mehr im Hintergrund verschwinden wie an den Haupttagen. Häufiger wird die Nachkirmes auch erst am darauffolgenden Sonntag gefeiert, wobei sich die Jugend noch einmal austoben kann. Dann folgt das Kirmesbegraben, auf das bereits hingewiesen wurde. Geht es dazu hinaus, so spielen die Musikanten allerlei traurige Volksweisen, die Burschen und Mädchen machen traurige Gesichter und tun so, als ob sie vor Weinen umkommen wollten. Es wird ein Loch gegraben, das Sinnbild der Kirmes kommt hinein, der Kirmesbaum darüber, und wiederum ein Jahr muß auf die Kirmes gewartet werden, freilich nur im eigenen Dorfe. Noch werden in anderen Dörfern solche Feste gefeiert, wohin man an den Sonntagen zu Freunden und Verwandten ziehen kann.

O. P.

Es schläft sich gut im Schwedenland

Ein heiteres Kapitel von einer nordischen Wanderfahrt

Dänemark besitzt ohne Zweifel die schönsten Briefträger der Welt. Schweden dagegen die schönsten Polizisten. Und nicht etwa wegen ihrer Röcke, sie sind mit und ohne Rock die schönsten der Welt. Es scheint, als halte der Polizeiminister Schwedens Musterung unter den Männern ab nach den Regeln und Gesichtspunkten einer Schönheitskonkurrenz.

Ich kaufte mir neue Radierklingen, ich schrieb auf dem Wege nach Göteborg wie 1.82 einher, während ich für gewöhnlich und außer Konkurrenz bloß 1.80 aufbringe. Sogar mit Kölnisch Wasser habe ich es heimlich versucht. Aber es war nichts zu machen; gegen diese Schutzleute kam ich nicht auf. Wenn Margaret wenigstens nicht alle hundert Schritt nach dem Weg gefragt hätte!

„Sei nicht so vertrauensselig!" warnte ich sie. „Denke doch an den Dreißigjährigen Krieg!"

Und ich begann vom großen Dreißigjährigen Krieg zu erzählen, von großen Schrecknissen und Plagen, von diesen furchtbaren Schwedenhorden, sengend und brennend im deutschen Land. Ich malte in grellen Farben und sprach ganze Strophen aus den alten Großmutterliedern: „Eine Mauer um uns baue", und „Ließ deine Küchlein ein"... Sie aber lachte nur und wollte nicht hören. Sie sagte: „Wenn die schwedischen Urgroßväter so ausgesehen haben, dann glaub' ich nicht mehr an diese Geschichten."

Ach, Carlstle und Mommsen gerieten ins Wanken, ganz historische Traditionen stürzten ein! Die Herren schwedischen Polizisten aber standen lächelnd da, als sei nichts dergleichen geschehen.

So wanderten wir in dieses Schwedenland hinein, Dalarlad zu, Kongsbacka nach, Göteborg hinauf. Die südschwedische Landschaft „Skaane" trägt eine reiche, alte Kultur, wohl die älteste des Königreiches. Sie gleicht der dänischen, der jütländischen, unserer niedersächsischen in der Nordmark droben. Die niederen Häuser sind aus roten Ziegelsteinen gebaut, dick mit Stroh gedeckt, und die Wege zu den Bauernhöfen hin meist mit Linden oder Kastanien bepflanzt. Nordwärts hinter Helsingborg ändert sich unversehens dann das Bild: Birken stehen am Wege, aus Hola sind hier die Häuser, meist leuchtend rot gestrichen, und lauter hellrote Lattenzäune mit weißen Köpfen laufen längs des Weges und über die lichten Wiesen hin. Die hübschen, hellen Birken dahinter stehen so leicht, so sommerselig da, als wären sie nur rasch einmal aus dem Wald dort drüben herausgelaufen und an den Zaun gekommen, um zu sehen, wer denn diese beiden aus Deutschland wären.

„Hier wandern wir durch Götaland."

„Ja, durch Klee und Korn", sagte sie leuchtenden Auges darauf. Meilenweit durch lunden Wald, bald am Meer entlang, bald wieder von ihm ab. Die Wälder blauten; sie stiegen im Fernen immer höher hinauf, zu schauen, was es dahinter wohl alles gab. Wir wanderten durch eine große Versammlung riesiger Steinblöcke, denen wir lustige Namen gaben, je nach Gesicht und Haltung. Und meilenweit, meilenweit durch Sand ... durch Sand und Steinversammlungen bis zum Abend. Aber es wurde nicht dunkel. Wir konnten dieses „Müde bin ich, geh' zur Ruh" bloß in unsern Beinen spüren. Meine Uhr war in Kopenhagen geblieben; sie war bei Thorwaldsen auf die Nase gefallen. Wir wanderten zeitlos durch die Welt. Daß es nicht dunkel werden wollte, war nun wieder so eine Ausrede von diesen Schweden. Saßen diese Leute denn nicht, daß ich den Kampf gegen ihre Polizisten längst aufgegeben hatte?

Vierzig Kilometer waren wir marschiert, und ich hatte siebzig Pfund auf dem Rücken.

„Hallo, die schwedischen Polizisten sind die schönsten Männer der Welt!" Margaret sah mich entsetzt an. Ich aber sprach ihr zum Guten und fragte sie, ob sie Durst habe. — Nein, sie hatte keinen Durst. „Na, ich bin auch müde," sagte ich und nahm sie tröstend bei der Hand. „Im nächsten Ort bleiben wir zur Nacht."

Der nächste Ort tauchte auf. Wir wanderten direkt auf ein Hotel los. Aber da war kein Hotel, kein Gasthof, keine Pension. Nur Cafés, die auch Rum verkauften. „Cafe och Rum" stand dort geschrieben. Dabei hatte man uns erzählt, in Schweden sei der Alkohol verboten oder doch wenigstens eingeschränkt. Hier war nun in jeder Straße, bald über jeder Haustür zu lesen: „Rum för resande." Wenn diese Schweden so freundlich waren, für

Die Bayreuther Festspiele begannen

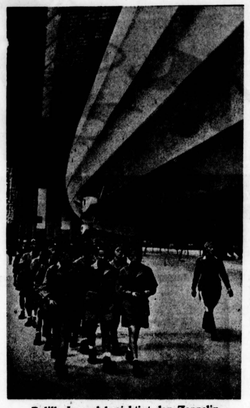
Zum 1. Akt der „Walküre" bespricht Frau Winifred Wagner die letzten Vorbereitungen mit Prof. Praetorius. (Pressephoto, Zander-K.)

fremde Reisende Rum zu erlauben, ihren eigenen Leuten hingegen nicht, so mochte das wohl eine höfliche Geste sein, ein psychologischer Kniff ihrer Fremdenverbuna. Wir wollten aber keinen Rum, wir wollten ein Bett und schlafen.

Ich fragte nach dem nächsten Orte. Man gab uns Bescheid, daß wir dann noch sieben Kilometer zu laufen hätten. Es sei ein großes Kirchdorf. In Gottes Namen! Und auch diese sieben Kilometer gingen einmal zu Ende. Wir marschierten ins größere Kirchdorf hinein; wir liefen kreuz und quer durch die Straßen. Aber immer wieder und wieder standen wir vor „Cafe och Rum", vor diesen Lasterhöhlen für Reisende. Ach, dieses Schweden!

Ein japanischer Olympia-Werbefächer

Japanische Kunst ist wohl am besten geeignet, die XII. Olympiade 1940 in Tokio zu werben. Nach einem Entwurf des Prinzen Iyasato Tokugawa, des Präsidenten des Japanischen Olympischen Komitees, wurde ein Olympia-Werbefächer gefertigt, der in einer Millionenauflage in die ganze Welt verschickt wird. (Schirn., Zand.-K.)



Balilla-Jugend besichtigt den Zeppelin

450 Avantgardisten die sich zur Zeit auf einer Deutschlandreise befinden, besichtigten das Luftschiff „Graf Zeppelin" in der Halle des Frankfurter Flughafens. (Scherl Bilderd., Zander-K.)

Dies nebenbei

Während der Begräbnisfeierlichkeiten bei Marconis Bestattung, die in Bologna vor sich gingen, wurde eine nachgelassene Rundfunkbotschaft von seinem Sekretär an der Radiostation von Bologna verlesen. Er hatte sie selbst am Mikrophon im Juli vorigen Jahres geben wollen, aber er war durch Krankheit verhindert. Im Laufe dieser Ansprache führte Marconi aus: „Ich bekenne, daß ich vor 42 Jahren, als es mir gelang, das erste drahtlose Telegramm zu senden, und als ich die Möglichkeit der Kurzwellenverbindung auf lange Entfernung eröffnete, hegte ich niemals die Hoffnung, die große Genugtuung zu genießen, die ich heute empfinde, wenn ich zu Ihnen von Bologna aus spreche. Der größte Mangel, der meiner Erfindung zu jener Zeit vorgeworfen wurde, war die Möglichkeit, daß die Botschaften aufgefangen wurden. Dieser Mangel beklimmerte mich so, daß viele Jahre lang die Hauptanstrengung meiner Forschungsarbeit seiner Entfernung gewidmet war. Aber nach dreißig Jahren hat gerade dieser Mangel die tägliche Sendung drahtloser Ferngespräche an über 40 Millionen Zuhörer ermöglicht."

*

Ein amerikanischer Ingenieur hat eine neuartige Schreibmaschine erfunden, die in Fachkreisen allgemeines Erstaunen erregte. Auf dieser Maschine, die vier verschiedene Walzen hat, lassen sich nämlich gleichzeitig vier gleichlautende Originalbriefe schreiben. Es kommt sehr häufig vor, daß große Firmen zahlreiche gleichlautende Briefe zu versenden haben, zu denen man ja doch aus geschäftlichen und repräsentativen Gründen keine Durchschläge, die als solche ja ohne weiteres erkennbar sind, verwenden kann. Die neue Schreibmaschine, die bei Benutzung einer einzigen Tastatur die gleichzeitige Herstellung von vier Originalbriefen gestattet, erspart naturgemäß das Vierfache an Zeit und Geld. Jeder der vier Briefe wird auf eine der vier Walzen eingespannt, die automatisch miteinander verbunden sind. Außerdem lassen sich auf diesem neuen Schreibmaschinenmodell auf jeder Walze noch fünf Durchschläge machen, so daß bei einmaligem Schreiben vier Originalbriefe und zwanzig Briefkopien hergestellt werden können. Der Erfinder dieser Maschine hat bereits riesenhafte Angebote bekommen von Fabriken, die die Herstellung übernehmen wollen.

*

Ein interessanter Fall von Riesenwuchs wurde von dem deutschen Forschungsreisenden Dr. Fuchs an einem jungen Mann in Teheran beobachtet. Er maß 3,20 Meter und war fast 200 Kilogramm schwer! Wegen dieses ungewöhnlichen Gewichtes konnte der Riese weder gehen noch stehen und auch nicht einmal den unförmig großen und schweren Kopf heben. Die Stirn und die Hinterhauptgegend waren besonders stark entwickelt, was es dem durch übermäßige Tätigkeit des Stirnanhang-Vorderlappens bewirkten Riesenwuchs entspricht. Besonders bemerkenswert war an diesem Mann noch die Tatsache, daß seine Intelligenz keineswegs gering, sondern im Gegenteil fast Durchschnittlich ausgebildet war.

*

Es gibt noch immer „gute Könige", wie wir sie lieb und edel aus dem Märchen kennen. Diesmal handelt es sich um den Schwedenkönig Oskar, der einst eine Schule besuchte, um dem Unterricht in verschiedenen Klassen beizuwohnen. Der König ließ es sich nicht nehmen, zuweilen auch selbst eine Frage zu stellen, wie z. B.: „Kannst du mir die größten Könige unseres Schwedenlandes nennen?" Das weiß natürlich jedes schwedische Kind, und so lautete die Antwort: „Gustav Adolf und Karl XII." Es gefiel dem König, daß die kleinen Mädchen so gut in der schwedischen Geschichte Bescheid wußten, und er wollte gerade etwas Freundliches sagen, als eine andere Schülerin sich meldete und schnell, als käme sie zu spät, die Worte herausstieß: „Oskar II." Das war eine kleine, gut angebrachte Schmeichelei. Vielleicht hatte der Lehrer die Schülerin vorher darin instruiert, vielleicht suchte die kleine Evastochter aber auch aus sich selbst, den günstigen Augenblick wahrzunehmen. Nun, ein König wird sich auch freuen, selbst wenn die Schmeichelei etwas dick aufgetragen ist, beonders aber, wenn es sich um Kinder handelt. Der gute König lächelte freundlich und konnte sich nicht verbeißen, zu fragen, worin denn die großen Taten dieses Königs eigentlich bestanden hätten. Da war dem kleinen Mädchen der Boden unter den Füßen weggezogen, das kleine Köpfchen wollte nichts mehr hergeben, als Tränen und nur Tränen. Schluchzend sagte das Kind: „Ich weiß es nicht —" „Oh", meinte der gute König darauf tröstend, „weine nicht, kleine Rigmor — ich weiß es nämlich auch nicht."

In der nächsten Nummer

beginnt unsere neue Kriminalserie

Attentat auf den Expreß Nr. 59

Der Tatsachenbericht schildert die Aufklärung eines Eisenbahnattentats in Amerika und die Jagd auf den Verbrecher, die bei aller ernsten kriminalistischen Arbeit eines Anfluges von Humor nicht entbehrt. — Sie werden auf die spannende Unterhaltung nicht verzichten wollen; achten Sie also auf die nächste Nummer des 7. Tages.

← Der Führer Gast bei den Bayreuther Festspielen

Zur Eröffnung der Bayreuther Festspiele mit dem „Parzifal", die unter der künstlerischen Leitung von Heinz Tietjen und Wilhelm Furtwängler stand, war der Führer anwesend. Er wurde beim Betreten des Festspielhauses von Frau Winifred Wagner begrüßt. (Weltbild, Zander-K).

Vom Sport des Sonntags →

Aus der Fülle sportlicher Ereignisse des letzten Sonntags sind besonders bemerkenswert der Sieg unseres Altmeisters Caraciola auf Mercedes-Benz im „Großen Preis von Deutschland" (links oben); — der Endkampf um den Titel des Tennismeisters der Wehrmacht, den Marine-Intendanturrat Dr. Tübben gewinnen konnte (links unten); — der Sieg des „Hübschen Mädels aus Schwenningen", Frl. Willenbacher, im 200-m-Lauf (rechts oben); — und die überaus zahlreiche Teilnahme an der schwersten leichtathletischen Uebung, dem Marathonlauf (rechts unten), bei den deutschen Meisterschaften im Stadion.

(Scherl Bilderdienst, Pressephoto, Atlantic, Schirner, Zander-K.)

Zur Bildung der spanischen Nationalregierung

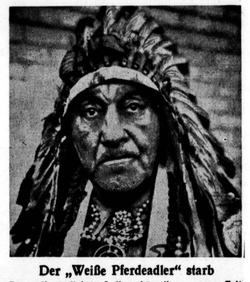
Wie aus zuverlässiger Quelle gemeldet wird, wird General Graf Jordana Ministerpräsident der spanischen Nationalregierung werden. (Zander-K.)

Helene Mayer Weltmeisterin im Florettfechten

Bei den Fechtmeisterschaften in Paris wurde die deutsche Fechterin Helene Mayer Weltmeisterin. (Schirner, Zander-K.)

von Delius — Auto-Union †

Der Auto-Union-Rennfahrer Ernst von Delius, der beim Großen Preis von Deutschland auf dem Nürburg-Ring verunglückte, ist an den Folgen seiner Verletzung gestorben. Mit Ernst von Delius verliert der gesamte deutsche Autosport einen sympathischen Fahrer. Delius wurde besonders bekannt durch seinen Sieg im Großen Preis von Kapstadt und durch seinen Erfolg beim letzten Avusrennen. (Schirner, Zander-K.)



Der „Weiße Pferdeadler" starb

Der volkstümlichste Indianerhäuptling unserer Zeit, der eigentlich 150 Jahre alt werden wollte, „White Horse Eagle", ist im Alter von nur 115 Jahren in, die „Ewigen Jagdgründe Manitus" hinübergewechselt. „White Horse Eagle" ist wohl der in der Welt bekannteste Indianerhäuptling gewesen; er war in Amerika so populär, daß sein Bild von der Regierung in ein offizielles Geldstück geprägt wurde. (Weltbild, Zander-K.)

← SS-Hauptreitschule in München eröffnet

Bei der Einweihung der SS-Hauptreitschule, die vom Reichsführer SS Heinrich Himmler vorgenommen wurde, war eine Anzahl ausländischer Offiziere anwesend, die vom Reichsführer SS persönlich begrüßt wurde. (Presse-Bild Zentrale, Zander-K.)

Araber demonstrieren in Bagdad →

Immer erregter wird die Volksstimmung in Transjordanien und Palästina zur Frage der Landteilung. In Bagdad fand eine große Demonstration der Araber gegen die jüdischen Wünsche und für ein ungeteiltes Groß-Arabien statt, bei dem Transparente und Fahnen die Forderungen der Araber illustrierten. (Weltbild, Zander-K.)

Marinebesuch in Danzig

Die I. Minensuchflottille traf in Danzig zu einem Staatsbesuch ein. Der Kommandant der Flottille, Korvettenkapitän Hagen, besuchte mit seinem Adjutanten den Danziger Senatspräsidenten Greiser. (Associated Prod, Zander-K.)

Der Schifferstreik auf der Seine

Rund 3000 Lastkähne, Schlepper und andere Schiffe blockieren den gesamten Verkehr auf der Seine. Man hat die Kähne so zusammengelegt, daß ein Betrieb auf dem Fluß völlig unmöglich geworden ist. (Weltbild, Zander-K.)

Benzinkutschen - *ja oder nein?*

Wie man 1895 darüber dachte

Vor 100 Jahren wurde Adam Opel geboren; vor 75 Jahren gründete er eine „Fabrik" für Nähmaschinen in einem alten Kuhstall mit 16 Quadratmeter Bodenfläche. Heute arbeiten in seinem Werk über 22 000 Menschen auf fast 500 000 Quadratmeter Arbeitsraumfläche. Das folgende Kapitel ist dem soeben erscheinenden Werk „Opel, ein deutsches Tor zur Welt" von Heinrich Hauser im Auszug entnommen.

Stille Oktobertage des Jahres 1895 in Rüsselsheim; in den Weinbergen reifen die Trauben. Kinder spielen an der wärmeabstrahlenden Fabrikmauer nahe bei der Villa. Von einem offenen Fenster blickt eine alte Frau im Witwenkleid. Die Frau reißt sich gewaltsam aus ihrer Leidversunkenheit. Hinter ihr pocht und hämmert das große Werk; unberührt bleibt sein Maschinenherz von Menschenleid. Das Werk des Mannes: es mahnt die Witwe an ihre Pflicht. Sie geht hinüber ins Kontor.

All die Jahre hat sie die Sorgen um Söhne und Fabrik freudig und gern getragen; jetzt drücken diese Sorgen, denn nun trägt sie sie allein.

Seit des Vaters Tod sprechen die Jungen so viel vom „Motorwagen". Die Mutter hört's nicht gern; da schweigen sie vor ihr. Aber untereinander reden sie weiter, ab und zu fällt auch ein Wort davon im Betrieb —, die Arbeiter spitzen die Ohren.

Eines Tages klopft einer der alten Meister an die Glastür des Privat-Kontors; ob wohl das große Hochrad auf dem Fabrikhof jetzt herunter solle?

„Warum?" fragt Mutter Opel mit ihrer strengsten Stimme.

„Ich hab doch bloß emal frage wolle. Es hässt, beim Opel dehte jetz Benzinkutsche" gebaut werre. Da hätt deß doch net mehr. mit dem Hochrad uff em Dach."

„Adam Opel baut keine Benzinkutschen!" — Der Meister kennt den Ton; wenn sie so spricht, tritt ein kluger Mann besser den Rückzug an. Schon hat er die Türklinke in der Hand und will verschwinden, da greift die Frau vom Schreibtisch eine Rolle Baupläne, schwingt sie wie eine Waffe in der Hand: „Wir erweitern den Fahrradbau!"

Die Glastür klirrt, der Meister hat genug gehört; wie ein herausfordernder Schlachtruf hat's geklungen. Wie er fort ist, fühlt die Frau sich unheimlich berührt. Da geht etwas vor, da wird etwas geplant in den unruhigen Köpfen der Söhne. Hinter ihren Rücken geschieht's, das ist das Schlimmste dabei. Motorwagen! Einmal, als Adam Opel noch lebte, ist solch ein Ding im Frankfurter Hof gewesen. Frau Sophie wollte gerade ausfahren, da kam es angerollt, ein polterndes, übelriechendes Ungetüm, machtbewußt, anmaßend; es machte die Pferde scheu, fast wären sie durchgegangen. Den Eindruck wird sie nie vergessen.

Absichtlich führt sie jetzt eine Auseinandersetzung über diesen „Motorwagen" herbei. Klarheit will sie haben, wissen will sie, wie es um den Sinn der Jungen steht:

„Was habt ihr vor mit der Fabrik?"

„Wir müssen etwas Neues schaffen, wir dürfen nicht auf dem Ererbten einschlafen", meint Wilhelm.

Die Antwort ist der Mutter zu ausweichend, zu allgemein:

„Was meint ihr mit dem Neuen?"

Carl möchte ablenken:

„Wir wollen für die Nähmaschinen-Abteilung eine eigene Eisengießerei und eine Modellschreinerei bauen. Das tun andere Fabriken auch."

Die Mutter wehrt ab:

„Wir haben unsere Lieferanten für den Guß und für das Modell. Wir wollen auch nicht bei schlechtem Geschäftsgang allen Verlust allein auf uns nehmen."

Und Onkel Georg sekundiert:

„Wir brauchen jede Hand und jede Mark für den Fahrradbau. Selbst die Arbeiterschaft in Stadt und Land fängt jetzt an, Fahrräder zu kaufen, auch die Behörden sind fahrradfreundlicher geworden. Im Fahrradbau liegt unsere Zukunft."

Das klingt alles ganz gut und schön. Aber der Instinkt der Mutter läßt sich nicht täuschen; „Und was soll das Benzinkutschengerede, das ihr da heimlich betreibt?"

Jetzt gibt's kein Drumherumreden mehr; Wilhelm reißt sich zur Antwort zusammen:

„Der Motorwagen kommt auf, Mutter. Benz baut Benzinkutschen in Mannheim und Daimler mit Maybach in Cannstatt. Daimler hat sein Patent schon an Panhard et Levassor nach Paris verkauft. Unser Großherzog in Darmstadt glaubt wie wir, daß der Motorwagen Zukunft hat. Er hätte gern eine Motorwagenfabrik im eigenen Land und hält uns für die richtigen Leute, sie zu schaffen."

„Was versteht der Großherzog davon? Er trägt nicht den Verlust, der uns ganz sicher trifft. Und was versteht ihr selbst davon? Ihr habt die neumodischen Kutschen nicht erfunden, wie der Benz und der Daimler. Ihr habt keine Patente, und wenn ihr sie hättet, was würden sie euch nützen? Wenn Daimler sein Patent nach Paris verkauft, dann zeigt das doch gerade, daß man bei uns in Deutschland solche Kutschen nicht haben will. Kaum seid ihr aus dem Radrennwahnsinn zur Vernunft gekommen, da wollt ihr euch schon wieder in neue Gefahren stürzen. Die ewige Angst um euch wird mir zuviel!"

In ratlosem Schweigen stehen die Söhne. Was können sie darauf erwidern? Die Mutter hat recht: Wort für Wort spricht aus ihr der gesunde Verstand. Und trotzdem: der Motorwagen läßt die Jungen nicht mehr los.

Zwei Jahre später, 1897, gerät der ganze deutsche Fahrradbau in eine scharfe Krise. Zu viele neue Fabriken sind gegründet worden, jetzt ist der Rückschlag da; auch Rüsselsheim bleibt nicht verschont. Bisher ist die Fabrik von Jahr zu Jahr gewachsen, nun kann kaum die Belegschaft gehalten werden.

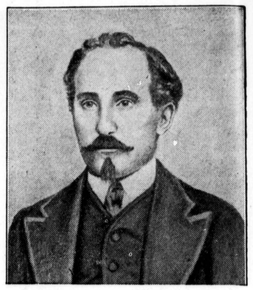
Aber gerade diese Zwangslage gibt dem Willen der Söhne neuen Auftrieb: „Es muß etwas geschehen, Mutter. Wir müssen Neues schaffen!"

Täglich und stündlich bedrängen sie die Mutter: immer neue, immer bessere Gründe führen sie an. Genau so zähe wie sie sich einst durch den Gegenwillen des Vaters hindurchgebohrt haben, als das Fahrrad kam, kämpfen sie jetzt für den Motorwagen. Wilhelm führt schweres Geschütz ins Treffen: Professor Bernoldt, sein früherer Lehrer an der Technischen Hochschule, jetzt ihr Rektor, wird nach Rüsselsheim geholt. Er ist in dem Opel-Haus seit langen Jahren befreundet. Dieser Mann kann mit wissenschaftlicher Autorität zu Frau Sophie sprechen.

„Ihr verstorbener Mann, Frau Opel, hätte bei der jetzigen Flaute im Fahrradgeschäft ganz sicher neue Fabrikationsmöglichkeiten gesucht und erprobt. Er hätte bestimmt eines der schon vorhandenen Motorwagenmodelle in seine Werkstatt geholt, um es mit seinen Söhnen zu verbessern und fabrikationsreif zu machen. Das Tempo der technischen Entwicklung hat sich unheimlich beschleunigt; der Motorwagen ist heute nicht mehr zu unrollkommen, wie er zu Lebzeiten Ihres Mannes war. Sie dürfen sich nicht das Tor der Zukunft verschließen."

„Ich kann Ihnen da schwer widersprechen, Herr Professor. Ich bin eine einfache alte Frau. Aber ich habe meinen Mann wohl am besten gekannt und glaube nicht, daß er jetzt so handeln würde, wie Sie es meinen. Ein Motorwagen ist ein ganz anderes Objekt als Nähmaschine und Fahrrad. Diese beiden Geschäftszweige so vollkommen zu entwickeln, wie sie heute sind, hat viel Geld gekostet. Es ist möglich, daß der Motorwagen eine Zukunft hat, wie Sie sagen. Aber die Versuche mit dieser Maschine würden große Kapitalien erfordern. Kann ich es verantworten, in dieser schweren Zeit Gelder zu investieren für ein so unsicheres Objekt?"

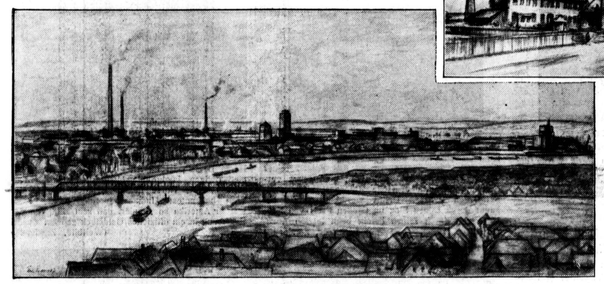
„Ihr Verantwortungsgefühl ehrt Sie, Frau Opel; trotzdem sind es gerade solche Krisenzeiten, die dem Fabrikanten die Notwendigkeit neuer Leistung zeigen. Versuche kosten Geld, beim Motorwagen kosten sie sogar viel Geld.



Adam Opel, geboren 1837, erlernte das Schlosserhandwerk und ging auf Wanderschaft. 1862 gründete er in seiner Heimatstadt Rüsselsheim eine Nähmaschinenfabrik — in einem Kuhstall. Aus so winzigem Anfang erwuchs in 75 Jahren die größte Automobilfabrik des Kontinents.
(Zeichnung: Hans Wendt)

Aber Sie haben genügend Kapital, Frau Opel, und ohne Einsatz können Sie auch keinen Gewinn erwarten. Ihre Söhne haben sich als tüchtige Männer bewährt. Haben Sie doch Vertrauen zu ihnen. Jede neue Generation geht ihren eigenen Weg."

Die alte Dame zieht sich an diesem Abend früh zurück: Sie muß allein sein, sie muß nachdenken — — —



Die erste Fabrik Adam Opels im Jahre 1868. Heute stehen an gleicher Stelle die kilometerlangen Anlagen des Riesenwerkes, das 22 000 Mann beschäftigt.
(Zeichn.: Enders)

Aus: H. Hauser: „Opel, ein deutsches Tor zur Welt" (4)

In einem der winzigen Häuschen, die heute klein und geduckt unter den Mauern des Riesenwerkes am Main liegen, wurde 1837 Adam Opel geboren. In 75 Jahren Arbeit erwuchs aus kleinsten Anfängen die größte Automobilfabrik des Kontinents — ein deutsches Tor zur Welt. (Zeichnung: Richard Enders)

Opel vor 30 Jahren: Schon Serienbau, etwa 10 Wagen Tageserzeugung, aber noch weit entfernt von Fließarbeit. Die Rahmen, auf Böcke gelagert, verharren an gleichen Punkt. Alle Einbauteile werden von Hand herangetragen —, nur der schwere Motor wird durch einen Rollkran mit Handkurbel eingesetzt. An den Werkbänken seitlich wird noch mit der Hand geschlossert.

Sind Gewitterflüge gefährlich? /

Ein Blitz schlägt niemals in ein Flugzeug, höchstens an die Maschine

Ein Interview mit dem Chefingenieur der Lufthansa, Dr.-Ing. Stüssel

„. . . Trotz des schweren Gewitters startete Heini Dittmar mit seinem Segelflugzeug noch einmal . . .", so schrieb kürzlich eine kleine Zeitung, als sie von dem Meisterflug des Segelfliegers berichtete. Der Laie staunt: „Trotz des schweren Gewitters . . .", der Fachmann aber lacht: „Trotz? Aber das ist ja nicht wahr! Wegen des Gewitters startete er!"

So sind die Menschen. Die einen haben Angst und die anderen freuen sich beim gleichen Ereignis.

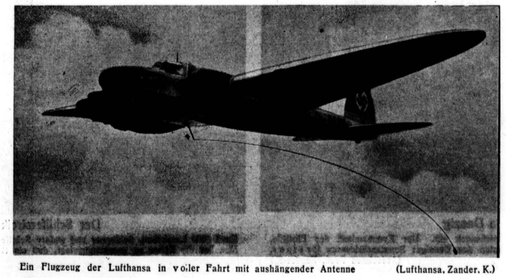
Nun ist aber die Frage der Gefahren bei Gewitterflügen von allgemeinem Interesse. Besonders interessiert es wohl jeden, zu erfahren, ob ein Verkehrsflugzeug, das in ein Gewitter kommt, gefährdet ist. Wir haben den Chefingenieur der Deutschen Luftkansa, Dr.-Ing. Stüssel, aufgesucht und ihn nach seiner Meinung zu diesem Problem befragt.

Um es gleich vorwegzunehmen: die Ganzmetallflugzeuge der Deutschen Lufthansa sind auch im schwersten Gewitter nicht in Gefahr. Zwar gibt es in der Luft oftmals elektrische Entladungen, die auch durch das Flugzeug gehen; aber der Passagier merkt davon kaum etwas und ist auch in keiner Weise durch solche Entladungen gefährdet oder beeindruckt. Die Deutsche Lufthansa hat atmosphärisch-elektrische Vorgänge am Flugzeug sowohl in ihrem eigenen Dienst studiert wie auch die Beobachtungen anderer Gesellschaften ständig verfolgt. Man ist zu dem Ergebnis gekommen, daß elektrische Entladungen weder Menschen noch Maschine etwas antun.

Die deutschen Verkehrsflugzeuge sind ausnahmslos aus Metall hergestellt und bilden infolgedessen gegen die Außenatmosphäre eine vollkommen abgeschlossene Zelle. Man weiß, daß die einzig gefährdete Stelle am Flugzeug der dünne Antennendraht ist, der während des Funkverkehrs in einer Länge von etwa 60 Meter aus dem Flugzeug heraushängt. Aber der Pilot weiß fast immer genau, wann er in eine Zone hineinfliegt, in der es Entladungen geben könnte. Der Atlantik-Flugkapitän Alisch erzählt, daß er auf seinem letzten Flug über die Pyrenäen in ein schweres Gewitter kam. Er rief zwar noch seinem Funker zu: „Nimm die Antenne rein!", aber da war es mal wieder geschehen: Bauz! ging es einen kurzen Knall, man sah eine Lichterscheinung — — und die Antenne war hinüber. So etwas ist bei einem deutschen Flugzeug völlig ungefährlich. Es wird dann einfach bei der Wiederaufnahme des Funkverkehrs die Reserveantenne benutzt.

Von einer anderen häufigen luftelektrischen Erscheinung berichtete bei dieser Gelegenheit Dr.-Ing. Stüssel: Bei besonderen Zuständen der Atmosphäre kommt es an den Mastspitzen hoher Segelschiffe leicht zu sogenannten „Elmsfeuern". Die gleiche Erscheinung — nur viel schöner und eindrucksvoller — hat man bei Flugzeugen. Elmsfeuer sind sichtbare elektrische Entladungen, die vor allem an spitzen, hervorragenden Stellen von Fahrzeugen auftreten. Die Metallpropeller scheinen nun von den Elmsfeuern besonders bevorzugt zu werden, und so sieht der Pilot seine Propeller oftmals von einem feuerwerksähnlichen Strahlenkranz umgeben. „Wie ein germanisches Feuerrad sieht das aus!"

Der Segelflieger sucht die Gewitterwolken, weil er nur in ihrer Nähe den Auftrieb für seine Rekordstreckenflüge findet. Der Verkehrspilot fürchtet weder Gewitter noch elektrische Entladungen. Er weiß, sie sind für seine Maschine ungefährlich, und liebt sie nur deshalb nicht, weil sie den Funkdienst stören, indem sie ebenso ein Knattern im Kopfhörer des Funkers verursachen, wie wir Menschen auf der Erde es vom Radio kennen . . .



Ein Flugzeug der Lufthansa in voller Fahrt mit aushängender Antenne (Lufthansa, Zander, K.)

Stadtkinder auf dem Lande

Von Peter Weller

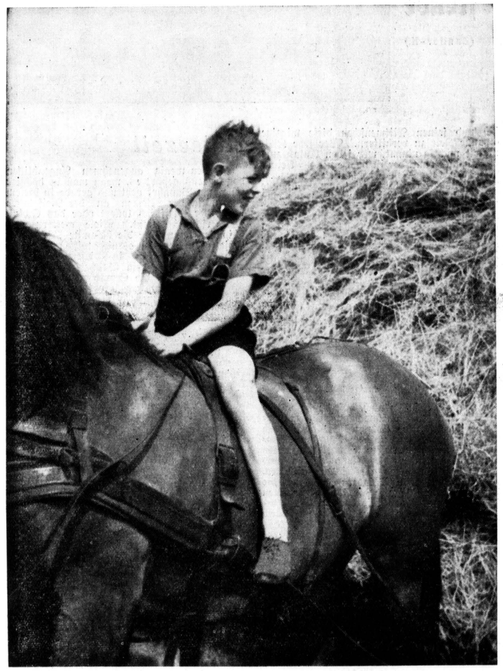
Stadtkinder auf dem Lande — ein beliebtes Thema der Witzblätter aus unserer Väterzeit. Man braucht nur einmal — und es ist ein sehr interessantes Thema — die Fliegenden Blätter der Neunziger Jahre durchzublättern und prompt tauchen Jahr für Jahr ab Juni die törichten Städter auf, die mit Lackschuhen und steifem Hut — und sind es Damen, mit Schnürleib und Stöckelschuhen — auf dem Lande herumspazieren und samt ihren städtisch herausgeputzten Kindern die so ein kleiner Stadtknirps, dem noch die Blässe von Zuhause auf den Wangen liegt, auf die Kuh losgeht, ihr mit großartiger Gebärde das Hinterteil klopft und sie vor den Leiterwagen dirigiert, wo er sie dann einspannt.

Die Bauern erzählen, daß sie mit ihren Ferienkindern in anderer Weise Sorgen haben, als sie erwartet hätten. „Den ganzen Tag wollen sie helfen", brummt einer, den ich frage, „am liebsten möchten die kleinen Krötten allein Heu machen und einfahren und die Kühe melken". — Und eine alte Bäuerin schimpft lachend: „Ich habe mir vorgenommen, die Grete soll bei mir zehn Pfund zunehmen und wie soll sie das, wenn das Mädchen den ganzen Tag herumwirtschaftet?"

„Soweit du sehen kannst: Aecker und Felder", sagt der Bauer. Und Hans ist ganz benommen und denkt, wie schön es sein muß, hier immer zu leben und zu arbeiten. Photos (4): Dr. Weller-Bavaria.

Genau so reibungslos geht der Zusammenschluß der Großstadtkinder mit der Dorfjugend. Da gibts kein gegenseitiges Bestaunen und Kichern mehr, nach zwei Tagen tollen sie miteinander herum, als ob sie zusammen groß geworden wären — und lacht der Bauernjunge doch mal den Besuch aus der Stadt aus, weil der nicht weiß, wie eine Garbe gebunden wird, hat unser Fritz aus der Stadt bald Gelegenheit, sich zu rächen, indem er dem Hans vom Dorf irgendeine „tolle Kiste" aus der Stadt erzählt.

Die Ferienkinder nehmen so aus ihren Landtagen nicht nur die angefutterten 10 Pfund mit nach Haus, sondern was ebensoviel, vielleicht sogar noch wertvoller ist: neue Freundschaften mit den Landkindern, Liebe zu ihren bäuerlichen Pflegeeltern und ein fruchtbares Wissen um ländliche Verhältnisse. Für sie wird der Bauer bestimmt kein Objekt des Belächelns mehr sein — wie auch der Bauer, der so ein blasses Großstadtkind aufgefüttert hat, nicht mehr so leicht über den Städter schimpfen wird. Sie kennen sich nun, kennen ihre gegenseitigen Leiden und Sorgen und Freuden — und achten sich als gemeinsame Glieder eines unzertrennlichen Volkskörpers.



Hans darf beim Heueinfahren auf dem Braunen reiten

Der Stadtjunge Hans hilft seinen neuen Freunden vom Dorf bei ihrer Schularbeit

Verwunderung der Dörfler hervorrufen über ihre unbeschreibliche Unwissenheit über alles, was Land und Dorf betrifft.

Heute fragt kein Kind mehr: „Mutti, welches sind denn nun die Kühe, die die Buttermilch geben?", so ein modernes Großstadtkind hat eine leichte Orientierungsgabe und, was noch besser ist, ein müheloses Anpassungsvermögen.

Das kann man wieder so recht beobachten bei den Kindern, die durch die Vermittelung der NSV. auf dem Lande ihre Ferien bei den Bauern verbringen. Da kommen diese kleinen Großstadtkinder, die sicher noch keine Gelegenheit hatten, viel auf dem Lande sich umzutun, denn sie stammen aus Verhältnissen, wo Reisen und auch „Ausflüge machen" meist unerschwinglicher Luxus ist — — und nach ganz wenigen Tagen haben sie sich mit größter Selbstverständlichkeit in die so himmelweit von ihrer bisherigen Umgebung verschiedene gewöhnt. Man muß es sehen, wie

Herrlich schmeckt das Frühstück nach der ungewohnten Arbeit

Das Mohnfeld

von Gustav Falke

Es war einmal, ich weiß nicht wann
Und weiß nicht wo. Vielleicht ein Traum.
Ich trat aus einem schwarzen Tann
An einen stillen Wiesensaum.

Und auf der stillen Wiese stand
Rings Mohn bei Mohn und unbewegt,
Und war bis an den fernsten Rand
Der rote Teppich hingelegt.

Und auf dem roten Teppich lag,
Von tausend Blumen angeblickt,
Ein schöner, müder Sommertag,
Im ersten Schlummer eingenickt.

Kein Hauch. Kein Laut. Kein Vogelflug
Bewegte kaum die Abendluft.
Ich sah kaum, wie der Flügel schlug,
Ein schwarzer Strich im Dämmerduft.

Es war einmal, ich weiß nicht wo.
Ein Traum vielleicht. Lang ist es her.
Ich seh nur noch, und immer so,
Das stille, rote Blumenmeer.

Welt der Frau

Verträglichkeit

Es gibt recht wenig wirklich verträgliche Menschen. Von Natur aus sind nicht allzu viele mit dieser harmonischen Eigenschaft gesegnet. Und unter Selbstüberwindung angezogene Verträglichkeit ist auch nicht dauerhaft. Wir kleinen Menschen sind so groß in unserm Hochmut: Unsere Meinung ist die einzig richtige; nach unserer Ansicht muß eine Sache so und nicht anders gemacht werden; wir haben niemals an etwas schuld . . .

Und Verträglichkeit ist so wohltuend! Ein edler Wesenskern ruht in einem Menschen, dem nichts höher steht, als ein schönes Gleichmaß in seinen Beziehungen zum Mitmenschen — Wer verträglich ist, sucht den Menschen und Dingen immer die besten Seiten abzugewinnen. Er wird Gegensätze auch zwischen andern ausgleichen wollen. Jeder Streit ist ihm schmerzlich. Die Harmonie im Sein wird da verletzt, wo Zank ist, wo Gegensätze unbeherrscht aufeinander stoßen. Dem Verträglichen tut das weh, auch wenn er, unbeteiligt, den Streit nur hört; es ist ihm, wie ein ihm selber zugefügtes Unrecht. Nun gibt es die irrige Auffassung: Ich kann mir das nicht gefallen lassen! Diese Ungerechtigkeit brauche ich nicht zu dulden. Natürlich soll kein Mensch Ungerechtigkeiten über sich ergehen lassen. Aber . . . wo ist denn so oft die Grenze zwischen unserm Recht und des andern Unrecht? Wir nennen niemals einen Menschen unverträglich, der sein gutes Recht, soweit Menschensinn es auffaßt, verteidigt. Unverträglich ist nur der, der in jedem Wort, in jedem Tun, ein Unrecht sucht, ein Unrecht wittert. Die ewig Beleidigten, die ständig Zürnenden, die hochmütig Selbstgerechten sind unverträglich. Und dann: Wenn wir uns verteidigen, wenn wir unser sogenanntes Recht wahren, dann kommt es immer darauf an, wie wir es tun. Es gibt Ehrfrauen, die sichern sich lächelnd ihre Stellung, und es gibt welche, die bringen es immer zum Ehekrieg. Eine gereizte Stimme, ein Tonfall, der schon zum Sieden bringt, werden niemals zum verträglichen Menschen gehören.

Unverträglichkeit ist das starre System der Selbstgerechtigkeit. Wir müssen alle miteinander leben; einer braucht den andern; diese Zusammengehörigkeit und jede Zusammenarbeit erfordern gegenseitiges Entgegenkommen. Wer unverträglich ist, d. h., wer seinen Willen immer obenan gestellt haben will, der schafft unnötig größere oder kleinere Verdrießlichkeiten. Unangenehm ist das: es ja glücklicherweise in den kleinsten Nestern Werkstätten, in denen man wirklich bodenständige Handwerkarbeit kaufen kann. Töpfereien z. B. gibt es in ganz Deutschland, es gibt eine ganze, hochinteressante Geographie der Töpferkunst, und wer sich einmal damit befaßt, weiß bald, wie sich in Scherben und Glasur, Form und Bemalung die Töpfereien in Niedersachsen und Ostpreußen, Schlesien und Franken, Hessen und dem Saarland von einander unterscheiden. In allen Gebirgen gibt es außerdem wegen ihres Holzreichtums viel Schnitzer und Drechsler, an vielen Stellen lauter falsche, grelle Töne in einer Melodie, die so harmonisch sein könnte. Jede gedeihliche Zusammenarbeit, jede Freude am eigenen Tun hört dabei auf. Zum Schluß erfolgt Abbruch der Beziehungen. Oder sollte es unmöglich sein, daß jeder seine Eigenart behauptet, — bei Verträglichkeit? Muß immer der eine unterdrückt werden, damit der andere sich behaupten kann? Nur wenn böse Absicht oder schlechtes Tun uns einfangen wollen, dürfen wir nicht einlenken; dann wäre es Schwäche und Charakterlosigkeit. Aber bei Verträglichkeit acht es im allgemeinen gar nicht um so große Dinge. Das Leben im Alltag stellt uns hundert Proben zur Selbstüberwindung; zum Hinfinden zur Verträglichkeit. Und wir unterliegen so oft. Wir unterliegen, weil unser Menschenstolz Nachaden für Schwäche hält; weil wir uns für am klügsten, am besten, am unfehlbarsten halten . . . Wir immer und überall uns selber . . . Der andere? Der kann doch garnicht an unsere Vortrefflichkeit und Unfehlbarkeit heran!

Im Kinde liegt schon die Sucht, zu streiten; in einem mehr, im andern weniger. Wir Mütter sollten da rechtzeitig einarbeiten. Ein dauernd unverträgliches, rechthaberisches Kind wird später ein einsamer Mensch werden. Und keines Menschen Stunden sind gleich; einmal braucht jeder den andern für eine schwere Stunde.

Unverträgliche Menschen verbittern sich selber das Leben. Aber da sie zum mindesten noch ein zweites Leben durch ihre rechthaberische Art verärgern, sollte man sie zu belehren suchen. Das ist furchtbar schwer; denn jedes Belehren heißt: Einmischung. Das Gefährliche, was es gibt. Niemand soll glauben, daß er Dankbarkeit ernten wird, wenn er noch so ruhig zur Vernunft rät. Im Gegenteil: beide streitenden Teile können sich dann in schönster Eintracht gegen den dritten wenden, der helfen wollte, wieder Frieden zu stiften. Ein ganz altes Sprichwort hat wohl nicht so ganz unrecht, wenn es sagt: Wenn du siehst zwei Drachen streiten, Tritt als Mittler nicht dazwischen; Denn sie können Frieden machen Und dich selbst beim Schopf ermischen.

Trotzdem sollte man hin und wieder versuchen, zur Verträglichkeit zu mahnen. Nicht gerade mitten in eine Auseinandersetzung hinein; da sind die Gemüter viel zu erhitzt, um aufnahmefähig zu sein. In einer ruhigen Minute müssen wir unser Bestes versuchen. Das Leben ist ja so kurz. Es lohnt garnicht, sich und seinen Mitmenschen diese winzige Spanne Zeit zu verbittern. Wer jede Kleinigkeit wichtig nimmt, wer jeden Anlaß zum Streit aufnimmt, der ist doch ein ganz kleiner Mensch. Sein Menschentum ist verkümmert: Die Weisheit der Güte fehlt ihm. Fast alle Menschen sind wer weiß wie stolz, wenn man sie „intelligent" nennt. Die Intelligenz der Berechnung zu haben, befriedigt sie. Aber an die Intelligenz der Güte, an die denkt selten ein Mensch. Und doch ist sie die höchste: sie sieht die Dinge nicht von der selbstgerechten eigenen Warte; sie läßt Freiheit und schafft Harmonie um sich. Wie schön und leicht wäre unser aller Leben, wenn wir aus Verständnis zur Verträglichkeit kämen; wieviel Nervenkraft bliebe ungermürbt, wieviel Glück — geschont.

F. Birkenfeld.

Erntefreude

(Zander-K.)

Reisezeit

Zu den wenig angenehmen Augenblicken des Lebens gehört es, wenn man in höchster Eile zum Bahnhof geht und gerade in diesem Augenblick der Riemen an der Reisetasche reißt, der Griff sich lockert oder das Schloß nicht richtig schließt. Viele wettern und schimpfen dann über die bekannte „Tücke des Objekts" und wollen es nicht wissen, daß nicht dem Objekt, sondern in diesem Falle dem „Subjekt", d. h. dem Besitzer des Koffers oder der Tasche die Schuld zuzuschieben ist. Wer es versäumt hat, sofort nach beendeter Reise die gebrauchten Reiseutensilien auf etwaige Schäden hin zu untersuchen und Koffer und Taschen nur in gebrauchsfertigem Zustand wegzupacken, der sollte wenigstens vor Antritt einer Reise alles gründlich mustern und kleine Schäden hin und wieder in Ordnung bringen. Wer jede Kleinigkeit wichtig nimmt, wer jeden Anlaß zum Streit aufnimmt, der ist doch ein ganz kleiner Mensch. Sein Menschentum ist verkümmert: Die Weisheit der Güte fehlt ihm. Fast alle Menschen sind wer weiß wie stolz, wenn man sie „intelligent" nennt. Die Intelligenz der Berechnung zu haben, befriedigt sie. Aber an die Intelligenz der Güte, an die denkt selten ein Mensch. Und doch ist sie die höchste: sie sieht die Dinge nicht von der selbstgerechten eigenen Warte; sie läßt Freiheit und schafft Harmonie um sich. Wie schön und leicht wäre unser aller Leben, wenn wir aus Verständnis zur Verträglichkeit kämen; wieviel Nervenkraft bliebe ungermürbt, wieviel Glück — geschont.

F. Birkenfeld.

Ich bring Dir auch was Hübsches mit!

Liebe Herta! Zu deiner Verlobung sei zunächst gesagt, daß das Gas in eurer Wohnung wirklich abgedreht war, daß der Milchmann abbestellt ist, und daß ich die Blumen köstlich gieße. Und euer Waldi, der Fratz, erfrißt mir schon schwanzwedelnd aus der Hand.

Nun habe ich noch was auf dem Herzen. Du kennst ja meinen eigenartig undiplomatischen Ton, und ich bin froh, daß du ihn verträgst und nicht gleich übelnimmst.

Am Bahnhof, beim Abschied, gestehst du so nett: „Ich bringe dir auch was Schönes mit!" Darf ich zu diesem Thema einen Wunsch äußern? Hab keine Bange, daß jetzt eine kostspielige Angelegenheit herauskommt, ich möchte dir eher sagen, was ich nicht mitgebracht haben möchte. Ich faß dich nämlich bei deinen Worten im Geiste schon in einem der Andenkenläden gehen, die in der ganzen Welt gleich sind und alle von den gleichen Fabriken beliefert werden, nur aus dem Ort, in dem sie stehen, haben sie rein gar nichts zu verkaufen. Und da stellte ich mir nun vor, wie du mir ein „Andenken an" aussuchst. Ich weiß, du wirst dir alle Mühe geben, das am wenigsten Schautische herauszufinden. Du wirst mir keinen fabrikmäßig hergestellten (undichten) Maiglöckchenkrug mit einem Abziehbild vom Kurhotel mitbringen, auch keinen laubgesägten, buntbemalten Uhrenhalter, und Onkel Max wird vor der echten Meerschaumspitze aus Bakelite mit dem wohlschmeckenden Goldrand „Gruß aus" ebenso sicher sein, wie Tante Mathilde vor dem Porzellangebirgler. Ihm man den Kopf aus dem Gewinde drehen kann, um sein Innenleben mit Schnaps zu versüßen. Trotzdem wirst du nicht zufrieden sein, wir werden dir verschämt herzlich danken und du wirst sagen: „Was Schöneres war leider in allen Läden nicht zu finden!"

Siehst du, die Verlegenheit möchte ich dir und deinen mit Andenken bedachten Lieben ersparen und bitte dich herzlich: „Geh nicht in so ein Kitschmuseum, bring, wenigstens was mich anbetrifft, lieber einen Tannenzapfen mit, der ist wenigstens echt und duftet so gut nach Wald. Wo sollten wir denn auch die „Andenken an" lassen, wo es doch keine Vertikos, Sofaumbaue und Etageren mehr gibt, auf denen man das Zeug standesgemäß unterbringen könnte!

Und wenn dir ein Tannenzapfen zu schäbig erscheinen sollte, dann kann dir auch geholfen werden. Weißt du noch, wie du dich freutest, als ich dir im vorigen Jahr aus dem Odenwald den schönen buntbemalten Milchtopf mitbrachte, den ich dem Töpfer frisch vom Ofen weg für sage und schreibe 60 Pf. abgekauft hatte? Damals wußt du erstaunt, wo ich immer so besondere Sachen ausgrabe, die man doch in keinem Andenkenladen bekommt und glaubtest, ich hätte mich in große Unkosten gestürzt. Außer den Andenkenläden gibt

Auch ein Kindergedeck ist ein schönes Mitbringsel von einer Reise (Foto Jutta Selle)

sind die Handweber in der Ueberzahl und die Wandrucker, einige Gegenden haben noch durch ihre Bodenschätze Besonderheiten zu geben: z. B. die Ostseeküste den Bernsteinschmuck und die Gegend um Regensburg das Zinngeschirr. Ist es nicht viel schöner, so kleine Köstlichkeiten aus bodenständigen Werkstätten mitzubringen und mitgebracht zu kriegen, auf denen garnicht zu stehen braucht „Andenken an", weil sie in ihrer Echtheit ihre Herkunft garnicht verleugnen können, und die uns immer Freude machen?

Du wirst dich wundern, was du an geschnitzten und gedrechselten Sachen, an Glasbläsereien und Webereien im Erzgebirge finden wirst. Weißt du auch, daß du da mitten in das Land des Weihnachtsmannes geraten bist? Ueberall, wo Holz wächst, wird auch Spielzeug gemacht. Aus dem Erzgebirge kommen die weihgoldnen Leuchterengel, die wilden bunten Nußknacker, die Tiere, Häuser und Wagen, die uns schon als Kinder entzückten. Geh mal mit deinen Kindern durch all die Werkstätten und schreibe dir für Weihnachten schon auf, was ihnen besonders gefällt. Gerade für Kinder ist so eine Wanderung durch bodenständige Werkstätten ein Erlebnis, das sie nie vergessen. Wenn ihr das einmal gemacht habt, werdet ihr euch in jedem Sommerurlaub ein anderes Stückchen Heimat auf diese Weise erobern, es läßt einen nicht mehr los, man merkt dann, daß das erst die richtige Art zu reisen ist, wenn man die Landschaft nicht nur von außen genießt, sondern auch von innen her, durch die Seele ihrer werktätigen Bewohner. Und manche Weisheit wirst du aus dem Munde dieser schlichten Handwerker hören, deren Beruf sich meistens seit Generationen in der Familie vererbt hat.

Also, nichts für ungut wegen meiner Predigt! Ich wünsche euch das schönste Wetter und recht viel Freude bei euren Entdeckungsreisen!

Von Herzen deine Margret.

Ich war Zeuge als sie . . .

Kriminal-Roman von Bert George

7. Fortsetzung

Das klang wie ein Roman! Wir sprachen kein Wort, denn was hätte sich auch, nachdem Severin schon logisch entgegnet hatte, weiter anführen lassen? Jedenfalls erfüllte uns die Erzählung der Gräfin mit höchstem Mißtrauen. Ohne daß ich mit dem Kommissar ein Wort wechselte oder er mich gefragt hätte, fühlten wir, wie sehr wir übereinstimmten.

„Wollen Sie also eine Anzeige erstatten?" fragte Severin ruhig.

„Ich weiß nicht. Ich bin zu Ihnen gekommen, damit Sie mir raten, was ich tun soll. Ich besitze keinerlei Beweise, aber ich verpfände mein Leben dafür, daß ich recht habe. Man hat uns betrogen. Was soll ich beginnen? Es ist doch ausgeschlossen, jetzt, nach diesem entsetzlichen Prozeß, der kaum vorüber ist, die Oeffentlichkeit abermals zu erregen, aber raten Sie mir!"

„Ich nehme Ihre Mitteilungen zur Kenntnis", sagte der Kommissar, „und werde die Sache weiter verfolgen, ohne Aufsehen zu machen. Sprechen Sie selbst zu niemand darüber. Ihr Stillschweigen muß die Urheber dieses Betruges — vorausgesetzt, daß ein solcher überhaupt vorliegt! — in Sicherheit wiegen. Nur so können wir hoffen, etwas herauszubekommen."

Damit war sie vollkommen einverstanden, sie dankte Severin und verabschiedete sich. Meine Begleitung lehnte sie in liebenswürdiger Weise ab, da sie noch in Nizza Einkäufe zu erledigen hatte.

„Nun, Kapitän", sagte Severin, als wir wieder allein waren, „was sagen Sie zu dem neuen Drama, das sich da entrollt? Ich verbiete Ihnen, Ihrer Zeitung auch nur eine Silbe von dieser Sache zu berichten!"

„Kein Wort, seien Sie beruhigt. Aber wenn der Verdacht der Gräfin wahr ist — unter uns gesagt, ich halte die ganze Erzählung als eine Folge ihrer Exaltation — dann stünden wir vor einem dritten Verbrechen! Was halten Sie von dem Zustand der Gräfin?"

„Undurchsichtig, undurchsichtig, Kapitän. Jetzt fehlt uns diese Madame Lambert wie nie zuvor; sie hat doch das Kind wieder zurückgebracht, hat uns Andeutungen geben können. Der Teufel hat uns die Alte entwischen lassen!" Er dachte nach, dann kniffelte er heftig den Kopf. „Nein, Kapitän, ich lasse mich nicht irre machen. Man will uns hier auf andere Spuren locken, man will unsere Aufmerksamkeit ablenken, das ist ein kluges Manöver. Immerhin, ich werde das, was die Gräfin hier erzählt hat, im Auge behalten, aber nichts soll mich hindern, nach den Verbrechern weiterzusuchen, die den Mord an dem alten Fürsten begangen haben. Es wird immer klarer, daß dieser Mord mit der Kindesentführung zusammenhängt. Ich lasse mich nicht auf eine andere Fährte locken. Ob das Kind der Gräfin das richtige oder unrichtige ist, wird sich von selbst herausstellen, wenn wir die Mörder und Entführer, die vielleicht eine einzige Person sind, gefaßt haben."

Das war klar und logisch gesprochen. „Ich stimme mit Ihnen überein, lieber Herr Severin. Gestatten Sie mir, daß ich zu Ihrer ausgezeichneten Bemerkung einen Vorschlag hinzufüge?"

„Ich gestatte."

„Von den drei Menschen, die mit dem Kinde nach Nizza kamen, ist uns Frau Lambert entwichen, und Herr Ljundborg ist tot. Die dritte Person ist die Amme."

„Aha — fahren Sie fort!"

„Diese Amme spricht nur polnisch, und ich besitze einige Kenntnisse in dieser Sprache. Nun ist doch anzunehmen, daß die Amme in Berlin von der Lambert oder von Herrn Ljundborg engagiert worden ist. Ich für meine Person vermute, daß die Lambert absichtlich eine Person in Dienst genommen hat, die nichts von dem verstand, was sie mit dem Schweden sprach."

„Ich mache Ihnen mein Kompliment, Kapitän", sagte der Kommissar, vergnügt lachend, entwickeln Sie Ihre Idee, bitte, weiter."

„Nun denke ich mir, es müssen doch mit dieser Polin in Berlin Verhandlungen geflogen worden sein, wer immer sie auch in Dienst genommen hat. Das Mädchen kann doch nicht vom Himmel gefallen sein."

„Sehr richtig! Sie wollen sich also mit Ihren polnischen Sprachkenntnissen an das Mädchen heranmachen?"

„Ja, ich will mich ihr nähern und ihr ein wenig den Hof machen. Wenn es im Interesse unserer Nachforschungen liegt, will ich sogar recht nett zu ihr sein, natürlich in allen Ehren."

Severin mußte jetzt herzlich lachen. „Sie sind ja ein idealer Detektiv! Was versprechen Sie sich von dieser Eigentliche Jagd nach den Verbrechern einsetzte.

Sofort suchte ich Severin auf und teilte ihm das Resultat meiner mit großer Diplomatie durchgeführten Nachforschungen mit. Er war begeistert, ich sei der beste Amateur, den er im Leben getroffen, die Berliner Adresse sei Goldes wert, er bate mich, ihn weiter zu unterstützen. Einer von uns beiden müßte sogleich nach Berlin reisen, um die gefundene Spur weiterzuverfolgen; er könne augenblicklich aus dienstlichen Gründen nicht abkommen. Man hatte einer in Nizza weilenden Amerikanerin den gesamten Schmuck gestohlen, und Severins vorgesetzte Behörde bestand darauf, daß er die Untersuchung des Diebstahls übernahm. Dagegen war es keine Widerrede, er mußte gehorchen.

Ich merkte ich, wie fest ich mit den Geschehnissen bereits verbunden war. Nunmehr zögern? Oder gar die Reise scheuen? Nein, dazu interessierte ich mich persönlich zu sehr für die Sache als Mensch und, ich gestehe es, als Reporter. So entschloß ich mich, allein nach Berlin zu fahren. Severin gab mir Empfehlungen, ich verständigte meine Zeitung in Wien, daß ich in der Angelegenheit der sensationellen, bisher unaufgeklärten Kindesentführung, die mit der Ermordung des Fürsten von Sch. zusammenhänge, nach Berlin reiste, und stellte einen interessanten Artikel in Aussicht.

Bevor ich abreiste, machte ich dem gräflichen Ehepaar meine Aufwartung. Im Vorraum traf ich Bozena, der ich die roten Mangen tätschelte und die mir rasch und leise zuflüsterte, daß sie mich abends wieder treffen möchte. Als ich ihr sagte, ich müßte plötzlich verreisen, wurde sie ganz traurig.

Der Graf empfing mich mit seiner gewinnenden, stillen Freundlichkeit, die Gräfin dankte mir, daß ich mich vor meiner Abreise nochmals zeigte.

„Was treibt Sie eigentlich fort?" fragte der Graf.

„Ich bin Amateur geworden", gestehe ich, „Hilfsdetektiv des Herrn Severin von der Nizzaer Polizei. Wir haben wichtige Spuren, um die hier geschehenen Verbrechen aufzuklären. Herr Severin ist überzeugt, daß sie zusammenhängen. Vielleicht gelingt es uns, Licht in die Sache zu bringen, insbesondere sind wir daran, die glücklicherweise bis zur Entführung des Kindes verfolgte

„Ich kenne natürlich die Sache; wir haben der Nizzaer Polizei sofort alle erbetenen Auskünfte geschickt. Um Nachforschungen in Berlin selbst anzustellen, fehlte uns jede Handhabe. Wir kümmerten uns daher nicht mehr darum, um so weniger, als die französische Polizei nichts mehr von sich hören ließ."

„Na, die Sache war plötzlich und überraschend aussichtslos geworden", meinte ich, „aber nun haben wir neue, wichtige Spuren, die Herrn Severin veranlaßten, mich vorauszuschicken, um in Berlin weiterzuforschen."

Nun erzählte ich ihm vom Tode Lindborgs, der Flucht der sogenannten Madame Lambert und von dem Kindermädchen Bonzena Lanicky, die von ihr hier in Berlin engagiert worden war, und fügte hinzu, daß es unsere feste Vermutung sei, alle diese Personen hingen mit der Kindesentführung und vielleicht auch mit dem Mord an dem Fürsten von Sch. zusammen.

Jetzt wurde seine Miene aufmerksamer; er las das Schreiben der Stellenvermittlung und sann eine Weile nach. „Wir müssen hier sehr klug vorgehen. Diese Lambert heißt natürlich ganz anders. Die Vermittlungsstelle wird mit diesem nichts anzufangen wissen. Wenn wir jedoch dort des langen und breiten herumfragen, so kann sie Wind bekommen, und wir haben das Nachsehen, denn ich zweifle keinen Augenblick, daß diese Lambert schon wieder in Berlin ist. „Ich", sagte er plötzlich lachend, „die Sache ist ganz einfach, passen Sie auf – kommen Sie mit mir."

Er nahm Hut und Mantel, es war März und in Berlin noch empfindlich kalt. Wir gingen in die Dorotheenstraße, wo wir bald vor dem Stellenvermittlungsbüro standen, das sich im ersten Stock eines jener alten Berliner Geschäftshäuser befand, die dort noch aus der Zeit des geschäftlichen Aufschwungs der achtziger Jahre stehen. Im Vorraum saßen stellensuchende Frauen und Mädchen; eine Angestellte führte uns in einen kleinen, besonderen Wartesaal, und nach einigen Minuten kam die Inhaberin des Büros herein, eine ältere, schwarzgekleidete, kleine Frau, die eine Brille trug und ziemlich von oben herab nach unseren Wünschen fragte. Der deutsche Kommissar machte keine Umstände, legitimierte sich, und sofort wurde die alte Dame normal.

„Sie haben Anfang Februar mit einer gewissen Bozena Lanicky korrespondiert, die in Kattowitz wohnte und durch Ihr Büro eine Anstellung als Amme fand. Stimmt das?"

„Ja", sagte die Dame tat um Entschuldigung, dann holte sie eifends einen großen Folianten aus dem Nebenzimmer und fuhr mit dem Finger über das Seitenregister.

„Ja", sagte sie, „hier steht sie: Bonzena Lanicky, fünfundzwanzig Jahre alt, geboren in Kattowitz, am 3. Februar in Berlin als Amme in Dienst genommen worden."

„Von wem?" fragte Herr Riese harmlos. „Das steht hier nicht eingetragen; man zahlte damals – soweit ich mich erinnere – sofort die Vermittlungsgebühr und nahm die Amme mit; ich entsinne mich jetzt genauer, es hieß: Fürs Ausland." Sie blickte nochmals ins Buch. „Ja, sehen Sie, hier steht die Eintragung „Ausland." Sie klappte das Buch wieder zu und strich mit der Hand etwas nervös über den Deckel.

Eine schlimme Nachricht für uns!

„Hören Sie", sagte Herr Riese, „es ist uns ganz gleichgültig, wer diese Bozena Lanicky in Dienst genommen hat. Aber wir müssen über sie Auskünfte einholen, es handelt sich um Nachforschungen, die nur die Amme allein betreffen. Es wäre uns schon gedient, irgendeine der Herrschaften zu sprechen, wo sie in Stellung war, oder ein Lokal, wo sie gewohnt hat, damit wir uns über die Amme orientieren können."

Die Büroinhaberin dachte nach; Herrn Rieses Mitteilungen schienen sie zu beruhigen; dann sagt sie: „Warten Sie mal", ging zur Tür, die in den Arbeitsraum führte, und rief einen jungen Menschen herein: „Fritz, Sie erinnern sich doch, Anfang Februar haben Sie einem jungen Mädchen einen kleinen Koffer getragen; es war ein junges, polnisches Mädchen, das von einer älteren Dame hier in Dienst genommen wurde. Die Dame sagte Ihnen damals, Sie möchten doch dem Mädchen behilflich sein wegen des Koffers – erinnern Sie sich?"

„Aber natürlich!" sagte der Junge.

„Wissen Sie auch, wohin Sie den Koffer getragen haben?"

„Zu der Pension Minerva' in der Jägerstraße, etwa fünfzehn Minuten von hier."

Die Inhaberin blickte uns an: „Mehr kann ich Ihnen nicht sagen." Wir dankten und verließen das Büro. Das war ja ganz gut gegangen. Wenn wir weiter Glück hatten, so würde ich bald nach Nizza telegraphieren können.

„Ich gehe jede Wette ein", meinte Herr Riese unterwegs, „daß die Inhaberin des Büros genau wußte, wer die polnische Amme in Dienst genommen hatte; aber erst mußte sie förmlich gezwungen werden, daß es sich nicht um die Herrschaft, sondern die Amme allein handelte, und dann tat sie erst recht so, als ob sie nicht wüßte."

Wir standen bald vor dem Hause in der Jägerstraße, wo sich die Pension „Minerva" im ersten Stockwerk befand. Es war eine der zahlreichen billigen Berliner Pensionen, wie sie besonders häufig im Zentrum der Stadt anzutreffen sind. Wir überlegten.

„Wenn Sie jetzt, so wie Sie sind, hinaufgehen", sagte Herr Riese, „so kann es Ihnen passieren, daß Sie Pech haben und unvermutet der Lambert in die Hände laufen, die vielleicht hier wohnt. Denn ich nehme an, daß die Alte es war, die seinerzeit die Polin vom Büro abholte und hierherbrachte, wo sie auch jetzt vielleicht noch ein Zimmer bewohnt. Lassen Sie mich allein hinaufgehen, damit ich das Terrain untersuche. Mich kennt man nicht, warten Sie hier unten." Er eilte rasch ins Haus.

Ich ging unauffällig vor dem Tor auf und ab und ließ das Treiben der außerordentlich belebten Straße an mir vorüberfluten. Es war ein trüber, naßkalter Regentag. Ich mußte an Nizza denken, wo jetzt die Frühlingssonne schien, die Leute am Ufer des Meeres spazierten und ein herrlicher Friede über der Landschaft lag; indes mir hier ein eisiger Wind die Regentropfen ins Gesicht schlug, die schweren Autobusse dröhnten und die Menschen hastig und nervös aneinander vorbeijagten.

Eine hübsche junge Blondine kam aus dem Hause der Pension „Minerva" heraus; ihr Gesicht, ihre Figur, ihre Bewegungen kamen mir bekannt vor. Ich starrte sie unfreundlich an, sie blickte gleichgültig an mir vorbei und ging rasch weiter. Wer war das nur? Ich sah ihr nach und grübelte; aber es war ja töricht, ich hatte doch in Berlin keine bekannte Seele. War es vielleicht jemand, den ich aus Wien kannte? – Wenn ich nicht gezwungen gewesen wäre, auf den Kommissar Riese zu warten, ich wäre ihr unbedingt gefolgt. – Nach einer Viertelstunde erschien Riese.

„Nun wollen wir mal in aller Ruhe Kriegsrat halten; gehen wir gleich in ein Kaffee, ich bringe interessante Neuigkeiten". Damit schob er mich in ein großes, elegantes und vermittäglich leeres Kaffee hinein, das an der Straßenecke lag.

„Also hören Sie", begann er, nachdem uns der Kellner bedient hatte, „ich war oben in der Pension. Die Sache müßte überleuchtet werden. Wir wollen doch herausbekommen, ob diese Lambert in der Pension wohnt und wie sie in Wahrheit heißt. Das alles muß, ohne viel zu fragen, festgestellt werden. Ich schellte also an der Flurtür, auf der unter dem klassischen „Minerva" die etwas weniger klassischer Name „Geschwister Vogelhut" zu lesen steht. Nach einer Weile erschien eine ziemlich alte Dame; sie sagte, sie sei die Schwester der Pensionsinhaberin, die augenblicklich im Ausland lebte. Was ich wünschte? Ich schwindelte ihr vor, ich sei Agent eines neuen Unternehmens, das sämtliche Berliner Privatpensionen in einem Buch für Reisende kostenlos veröffentlichen wolle. Daraufhin wurde sie zugänglicher und pries die Pension in allen Tönen. Nach der Schilderung, die sie mir von der Lambert gegeben, vermutete ich erst, daß sie es selbst sei, und fragte nach ihrem Namen. Sie heiße Vogelhut; die Pension gehöre ihrer Schwester, die seit Anfang Februar auf Reisen sei. Jetzt wußte ich Bescheid. Also Ihre Lambert heißt Vogelhut und hat augenblicklich Angst, nach Hause zu kommen, weil sie glaubt, die französische Polizei lasse sie verfolgen. Hier" – er zog ein kleines, gerahmtes Photo aus seiner Brusttasche –, „ist sie das?"

Ich betrachtete das Photo. Ja, beim Himmel, es war die „Madame Lambert". Vielleicht etwas jünger, als ich sie in Erinnerung hatte. „Wie kamen Sie zu diesem Bild?" fragte ich lachend. „Gestohlen", sagte er stolz, „ich heuchelte Interesse für alle Bilder an den Wänden, und gleich zeigte mir die Alte das Photo ihrer Schwester, das in einer Ecke hing. Nach berühmten Mustern hat ich plötzlich um ein Glas Wasser, und während die Alte das Wasser holte, steckte ich das Photo ein. Also das Nest der Lambert hätten wir aufgestöbert, das ist schon viel wert! Wenn auch der Vogel ausgeflogen ist, so wissen wir, wo wir ihn erwarten müssen."

„Diese Alte ist schlauer als ein Fuchs", sagte ich, „größte Vorsicht ist am Platz! Wir müssen Schritt für Schritt vorgehen; wenn sie uns wittert, ist alles verloren. Was raten Sie mir?"

„Da Ihre Lambert augenblicklich nicht in Berlin ist, so stehen Sie unter falschem Namen in die Pension und beobachten Sie. Lassen Sie sich Ihr schwarzes Schnurrbärtchen vorher beim Friseur entfernen. Auch Ihr schöner Scheitel muß verschwinden, bürsten Sie das Haar glatt nach hinten und

Deutschlands ältestes Haus

Es steht bei Erding in Oberbayern

„Verzeihung, haben wir uns nicht schon mal wo kennengelernt?"

Sie sah von der Zeitung auf und blickte mich an. „Ich glaube nicht", sagte sie langsam.

„Kennen wir uns nicht von früher her? Vielleicht ganz flüchtig? Ich habe das Gefühl, wir wären einander schon begegnet."

„Nein", meinte sie lächelnd. „Ihr bartloses Gesicht, Ihre Brille, Ihre glatten Haare – ich entsinne mich nicht. Wo wohnen Sie? Ich meine, wo ist Ihr ständiger Aufenthalt?"

„In Wien."

„In Wien? Ich war überhaupt noch nie in Wien. Wir könnten uns nur hier in Berlin kennengelernt haben; aber ich glaube es nicht, denn ich würde Sie sonst bestimmt wiedererkennen."

„Merkwürdig, daß man sich so irren kann", sagte ich, „entschuldigen Sie."

Sie lachte wiederum und zeigte ihre tadellosen Zähne. „Es schadet doch nichts! Ich bitte Sie – solche Verwechslungen passieren mir fast täglich; es ist der harmloseste Weg, um miteinander bekannt zu werden. Aber das haben Sie ja nicht nötig, da wir ja in einer gemeinsamen Pension wohnen."

Langsam kamen die anderen Gäste. Allgemeine gegenseitige Vorstellung. Wir nahmen Platz, und ich hatte das Glück, neben meiner neuen, hübschen Bekanntschaft zu sitzen. Sie hieß Malva Horst und war Schauspielerin; ich entsann mich nicht, sie jemals auf der Leinwand gesehen zu haben.

Das Essen war recht mäßig; nach den üblichen Menüs in Nizza war es eine Bestrafung. Ich musterte unauffällig der Reihe nach die Pensionsgäste. Mehrere Herren, anscheinend Geschäftsleute, darunter zwei junge Leute, die mir nicht gefielen, einige Damen, ältere Jahrgänge, die vielleicht eine ärmliche Rente versehrten oder im Büro arbeiteten. Außer Fräulein Horst keine junge Dame. Nachdem ich so die Anwesenden flüchtig betrachtet und niemand entdeckt, der mir verdächtig erschien, widmete ich mir meiner hübschen, blonden Tischnachbarin.

Sie arbeitete tagsüber im Filmatelier, plauderte sie; abends träte sie im Theater des Westens auf, wo man seit Monaten eine Revue spiele, in der sie eine kleinere Rolle im letzten Akt darzustellen hätte. Beim Film wären ihre Aussichten besser, man beabsichtige, mit ihr einen Vertrag abzuschließen. Wenn es glücke, wäre sie fein heraus; bisher hätte sie sehr zu kämpfen gehabt, es wimmle beim Film von jungen Mädchen. Aber ihr Bräutigam hätte sehr gute Beziehungen. Sie sei nämlich verlobt, leider wäre ihr Verlobter augenblicklich an der Riviera in Nizza; er sei Sekretär in einem großen Hause.

Mir entfiel klirrend die Gabel, so fuhr mir diese Mitteilung in die Knochen. Schließlich war ich ja kein Berufsdetektiv, der von Amts wegen kaltblütig zu sein schien. Ich bückte mich, hob meine Gabel auf, sie reichte mir freundlich eine andere, und ich hatte Gelegenheit, meine Überraschung zu unterdrücken. So plauderte sie weiter. Sie nannte auch den Namen des Bräutigams: ein Doktor Höffner; sie würden demnächst heiraten, aber trotzdem bleibe sie am Theater.

(Fortsetzung folgt.)

„Menschenfresser" vom Amazonas

Ein kleiner Fisch, das blutgierigste Tier der Welt — Deutsche halfen bei einer Wunder-Schau der Pariser Weltausstellung

Einer der größten Anziehungspunkte der Pariser Weltausstellung ist das wunderbare Aquarium, das an der Pont d'Jena errichtet wurde. Daß man diese Schau der Wunder, in der zum erstenmal auch lebende Piranhas, die berühmten „Menschenfresserfische" des Amazonas-Flusses, in Europa gezeigt werden, zusammenstellen konnte, ist das Verdienst zweier Deutscher, der Brüder Grimm, die in Brasilien leben und in der Welt als die bedeutendsten Kenner und Händler von seltenen Fischen gelten.

Als der Gedanke entstand, auf der Pariser Weltausstellung ein Aquarium zu errichten, in dem auch die seltensten und in Europa niemals gezeigten Lebewesen der Ozeane und tropischen Flüsse zur Schau gestellt werden sollten, gab es nur zwei Fachleute auf der Erde, mit deren Hilfe ein derartiger Plan durchgeführt werden konnte. Die beiden Brüder Grimm, zwei Deutsche, die in Brasilien leben und nicht nur die berühmteste Versandfirma von seltenen Fischen besitzen, sondern auch als die erfahrensten Fachleute auf dem Gebiete der Ichthyologie gelten.

Die deutsche Firma Grimm in Rio de Janeiro besitzt an der Küste Brasiliens ihre eigenen „fliegenden Aquarien", besonders konstruierte Flugmaschinen, die ihre lebende Ladung, die kostbarsten und seltensten Fische, möglichst schnell an ihren Bestimmungsort bringen. Seit fünf Jahren hat Frankreich versucht, in den Besitz eines lebenden Piranha-Fisches, dieses interessantesten Bewohners des Amazonenflusses, zu gelangen. Erst der Geschicklichkeit der Gebrüder Grimm ist es nun gelungen, neben vielen anderen Wundern der Ozeane und Flüsse zum ersten Mal lebende Piranhas nach Europa zu bringen. Der Transport dieser überaus empfindlichen Lebewesen hat allein nahezu 100 000 Franken gekostet. In den Wasserbehältern des Amazonas ist der Piranha gefangen worden und dann tagelang stromabwärts gereist. In dieser Zeit mußte man ihn mit rohem Kaiman-Fleisch füttern. Von der Küste aus brachte das Flugzeug der Brüder Grimm die Ladung in besonderen Behältern, in denen jeder einzelne Fisch durch eine Glaswand von seinem Nachbarn getrennt ist, damit sich die Tiere nicht gegenseitig auffressen, nach Newyork; dann beförderte man sie per Schiff nach Cherbourg und von dort aus in einem Spezial-Eisenbahnwagen nach Paris, wo sie zweifellos eine Sensation der Weltausstellung bilden.

Der Schrecken des Amazonas-Stromes

Was sind nun diese in Europa völlig unbekannten „Menschenfresserfische" für Lebewesen? Sie sind äußerlich klein und unscheinbar, aber in ihren Mäulern befinden sich hunderte scharfe, wie Diamanten glitzernde Zähne; sie gehören zu den blutdürstigsten Tieren auf der ganzen Erde. Darum nennt man sie auch am Amazonas die „Menschenfresser". Diesen Namen verdienen sie aber nur während der Laichzeit, wo sie, ähnlich wie die Lachse in Alaska, sich zu ungezählten Tausenden ansammeln und in ungeheuren Schwärmen den Amazonas und seine Nebenflüsse hinaufschwimmen. Sie verlieren jede Furcht, gleich einem Massenwahnsinn überkommt die Piranhas eine unbezähmbare Blutgier. Das ist die Zeit, da die indianischen Kinder ihre Spielplätze am Ufer verlassen, da der Fischer in seinem Boot zittert bei dem Gedanken ex kentern, da einem geheimnisvollen Instinkt folgend, selbst das Großwild des Urwaldes nicht zur Tränke kommt, um nicht dem Piranha zum Opfer zu fallen. Wenn eine Kuh in diesen Tagen ins Wasser fallen sollte, so ist das unglückliche Tier

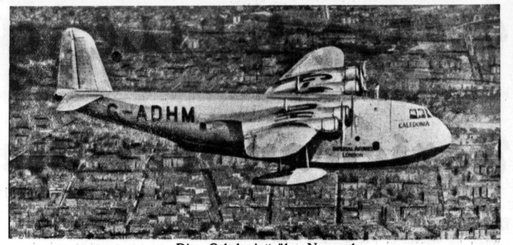
in wenigen Sekunden ein Skelett

Die wütenden Fische springen mitunter sogar aus dem Wasser heraus. Tiere und Menschen anfallend, nur in dem Bestreben, zu beißen und zu fressen, wenn sie auch selbst dabei zugrunde gehen. Erst vor kurzem wurde einer jungen Engländerin, die den Amazonas hinauf fuhr, an zwei Fingern der rechten Hand das erste Glied abgebissen. Sie faßte gedankenlos nach dem Ende ihres Schals, das ins Wasser gefallen war, aber kaum hatte sie das Wasser berührt, als sie mit einem gellenden Schmerzensschrei zusammensank — die beiden Finger waren am ersten Glied wie mit einer Maschine abgeschnitten. Früher opferten die Indianer den wütenden Piranhas alljährlich ein Rind, das sie ihnen vorwarfen; heute stellen sie eigene Wachen auf, die während der Wanderzeit der „Menschenfresser" das Vieh behüten, daß es nicht zu nahe ans Wasser kommt. Wenn man in dieser Zeit ein Stück Fleisch ins Wasser wirft, so schießen die blutgierigen Tiere in solcher Zahl und mit solcher Schnelligkeit darauf zu, daß ein dem Geräusch eines Motorbootes gleichendes Geräusch hörbar wird.

Ein Fisch, der schreien kann

Natürlich gibt es neben diesen Piranhas in dem Aquarium der Weltausstellung noch viele andere wundersame Lebewesen. Etwa der Platax des indischen Ozeans, der einem verdorrten Laubblatt gleicht, oder der seltene malvenfarbige Chirurgenfisch, der an seinem Schwanz ein unsichtbares Messer trägt, mit dem er seinen Feinden den Leib aufschlitzt. Dann der berühmte Toxote aus Indochina, der sogenannte „Blasrohrfisch" der aus dem Hinterhalt die Fliegen mit einem Wassertropfen von den Pflanzen herunterschießt, um die ins Wasser Fallenden dann zu verspeisen. Ein seltsames Lebewesen ist auch der Tetrodon, der, wenn man ihn mit einem Netz aus dem Wasser holt, einen leisen Schrei ausstößt! Nicht weniger Erstaunen erregen die Süßwasser-Seezungen aus Südamerika, ein ebenso seltsam geformter Zwergenfisch, dessen Existenz noch bis vor kurzem unbekannt war.

Der schwierigste Gast dieser Schau ist der Pterois volitans, der wie ein Zebra gestreift und an manchen Körperteilen durchsichtig ist. Er braucht genau 6 Milligramm Oxygen pro Liter Wasser, nicht mehr und nicht weniger, sonst geht er sofort zugrunde. Die Seekühe, die an den Wasserpflanzen nagen, wie die Hasen im Krautfeld, kosten pro Paar 9000 Francs. Wenn man so ein Pärchen trennt, geht es sofort ein, ein Beweis, daß auch Fische an Liebeskummer sterben können! Der Kofferfisch hat einen Kopf wie ein Ochse, er trägt zwei kleine Hörner, und sein Körper ist gepanzert mit einem Ueberzug von Knochenstoff. Und fast alle diese exotischen Gäste sind auf dem Luftwege, zu Wasser und zu Lande von der deutschen Firma Grimm in Brasilien nach Paris befördert worden.



Die „Caledonia" über Newyork

Dem englischen Verkehrsflugzeug „Caledonia" gelang bekanntlich die Ueberquerung des Nordatlantischen Ozeans. Die „Caledonia" flog dann eine Anzahl Ehrenrunden über Newyork. (Zander-K.)

Der gefangene Wüstenkönig

Wie lebt Abd el Krim? - Ein Besucherbericht

Unsere Zeit ist reich an heroischen Gestalten — fast in Vergessenheit verfunken ist heute schon das dramatische Schicksal des Rifkabylen Abd el Krim, der als Soldat und Führer seines Volkes fünf Jahre lang im Ringen um die Unabhängigkeit Marokkos zwei Weltmächten Widerstand leistete. Bei Annual schlug er im Jahre 1921 die spanischen Kolonialtruppen so vernichtend, daß ihnen auf lange Zeit die Lust zu weiteren Angriffen verging. Dann wandte er sich mit aller Kraft gegen Frankreich und wie stark auch dies Reich seine modernsten Waffen, Kolonial- und einheimische Truppen zur Niederringung des „Wüstenkönigs" konzentrierte — immer wieder wußte Abd el Krim sich den großen Entscheidungsschlachten zu entziehen und dafür in kleineren Gefechten die Franzosen empfindlich zu schlagen. Erst als im Jahre 1925 Frankreich und Spanien sich zusammentaten, um Herr dieses Mannes zu werden, der keine europäischen Herren mehr auf seinem Heimatboden dulden wollte, erreichte dies Eiland am besten in einer fünftägigen Seereise von einem der Häfen Südafrikas aus. Auf der Insel liegt die kleine Stadt Saint Denis, und wenn man von hier aus zwanzig, dreißig Minuten durch die einsame Landschaft geht, steht man plötzlich vor einer großen, ganz einfach sloenden Villa. Das ist die Verbannung Abd el Krims.

Frankreich ist seinem großen Gefangenen gegenüber großzügig gewesen — mit ihm leben in dieser Gefangenschaft nicht nur seine Söhne, sein Bruder mit seinen Kindern und sein Onkel. Man hat dem großen Marokkaner sogar gestattet, hier auf diese einsame Insel seinen Harem mitzunehmen, zu dem ebenfalls nochmals vierzehn leibliche Kinder Abd el Krims gehören!

Wie lebt Abd el Krim heute?

Ungehindert tritt der Fremde auf dieses Haus zu. Keine Räume, keine Wachen sind zu sehen. Zwar lebt eine kleine französische Wachmannschaft in der Nähe — aber auch diese Männer blicken mit nicht geringer Hochachtung auf ihren mächtig gewachsenen einstmaligen Gefangenen. Er kann sich hier völlig frei bewegen. Nichts bindet ihn als jenes Ehrenwort, das er Frankreich geben mußte: nie wieder diese Insel zu verlassen.

In den neun Jahren, die er nun in dieser Verbannung lebt, ist Abd el Krim ein ältlicher Mann geworden. Er hat die Fünfzig überschritten — nur spärlich und langsam dringen die Nachrichten aus der großen Welt und aus seiner von ihm immer noch über alles geliebten Heimat zu ihm. Und es scheint, als errege ihn das Spiel der Politik und der Kampf der Mächte nicht mehr. Die neun Jahre, in denen man ihn zwar äußerlich sich frei bewegen ließ, aber in denen doch der einst so mächtige und raffinierte Heerführer zu völliger Untätigkeit und Machtlosigkeit verurteilt war, sind anscheinend nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Jene Stirn, die einst zwei Weltmächten Schach bot, seiner Mann, den Tausende und aber Tausende bereitlich zu fangen suchten — das ist jetzt ein gesetzter Herr geworden, der alltäglich seinen Spaziergang macht, ehe er im Kreise seiner Familie zu Mittag speist.

Nur ganz selten erhält er Besuche — jeder Fremde aber wird sogleich mit der ehr orientalischen Gastfreundschaft bei ihm aufgenommen. Und unter Besuche erhielt darüber hinaus von Abd el Krim außerordentlich klare Antworten auf seine Fragen.

„Mein einziger Wunsch"

„Es ist Unsinn" – so sagte Abd el Krim – „wenn heute behauptet wird, ich hätte die Absicht, Réunion zu verlassen. Alle diese Gerüchte sind freie Phantasie. Ich habe mein Wort gegeben, hier zu bleiben, und das werde ich halten, solange die französische Regierung auf ihrem Beschluß besteht, mich hier festzuhalten".

Sodann wurde Abd el Krim gefragt, wie er zu den Ereignissen in Spanien stehe und ob er daraus Hoffnungen für eine Befreiung Marokkos zöge. Er antwortete:

„Seit dem ich hierher gekommen bin, habe ich mich nicht mehr mit Politik befaßt. Ich sehe auch keinen Grund, weshalb ich der marxistischen Regierung in Spanien den Gefallen tun sollte, Unruhen in Marokko anzustiften. Ebenso haben mein Bruder Muhammed und mein Onkel Abd es Selim, die mit mir das Land verlassen mußten, keinerlei Absichten, sich in irgend einer Weise in den Spanien-Konflikt einzumischen. Wir alle haben nur noch einen Wunsch: den, daß die französische Regierung es uns eines Tages gestatten möge, wieder in unser Vaterland zurückzukehren. Unter der Voraussetzung, daß wir hoch und heilig geloben, uns in keiner Weise in die Politik einzumischen, sondern lediglich ein stilles und zurückgezogenes Privatleben führen."

Es scheint, neun Jahre Verbannung sind auch für einen „Wüstenkönig" wie Abd el Krim nicht spurlos zu verwinden. Der einst so Gefürchtete sehnt sich nach Ruhe und Frieden. Die Insel Réunion hat ihre Schuldigkeit getan . . .

L. K.

5 Dinge brauch' ich jeden Tag, wovon ich keines missen mag:
Persil × Henko × Sil × iMi × ATA

Schön Deutschland Heimat

Land des Reisens
Land der Ferien

Ferien an der Ostsee

von einem Sandburgenbauer

Der Strand

Allein bei Burgenbau und Kinderjubel hat schon mancher seine Erholung gefunden. Die buntbewimpelte Welt, die sich Strand nennt, versetzt ob ihrer lichten Farbigkeit und grenzenlosen Unbefümmertheit die Glücklichen des Gestades von vornherein in den Zustand der Freude. Ganz dicht am Meer, daß ja kein Gischtatom vorbeiginge oder ein Aktovb seines erhabenen Rauschens, liegt meine Burg. „Wir haben sie mit Fischart „Das glückhafte Schiff" genannt. Gerade stichi meine Frau mit ihren Kindern in die hohe See. „Winke, winke!" Ich armer Zurückgebliebener weiß Rat: schnell fahre ich auf einem der alten Dreimaster des Rostocker Ratskellers hinter ihnen her.

Dafür müssen ein andermal Frau und Kinder halt zuschauen, wie mich ein schmucker Dampfer nach Warnemünde entführt. Mein verspätetes Ausbleiben läßt sich dann immer damit entschuldigen, daß gerade das stolze Fährschiff „Schwerin" mit weitausgerissenen Nachen in Warnemünde einlief, um einen leibhaftigen schwedischen D-Zug auszuspeien.

Der Freuden am Strande sind unzählige: vom Ein- und Ausbuddeln, Burgenbauen und Muschelsuchen bis zu der philosophischen Betrachtung des Tagewerkes des Strandphotographen „Hallo, komm, komm!"

„Hallo, komm, komm!" erfüllt eine sehr vaterländische und soziale Aufgabe: er bringt sie alle auf eine Platte: Nord und Süd, groß und klein, dick und dünn.

„Hallo, komm, komm" ist eine unentbehrliche Begleiterscheinung des Strandlebens; ähnlich dem unermüdlichen Anpreiser der in der Rostocker Heide gepflückten „Blaubeeren" und dem in seiner Singart an florentiner Verkäufer erinnernden Händler der „Waisholle". —

Die Sonne

Sonnenauf- und untergänge werden täglich zu „gesteigerten Erlebnissen. Gewiß kennt sie auch das Hochgebirge und die stille Lönsheide. Aber vollendeter, göttlicher sind diese Naturerscheinungen an der See. Gibt es Vollendeteres, als wenn eine Feuerkugel, umgeben vom Rausche der Farben, sich als erhabener Kreis auf das Meer, dieser am Horizonte unendlichen Tangente, niederläßt? Kreis und Gerade, so erhaben sieht man sie nicht ein zweites Mal auf dieser Erden.

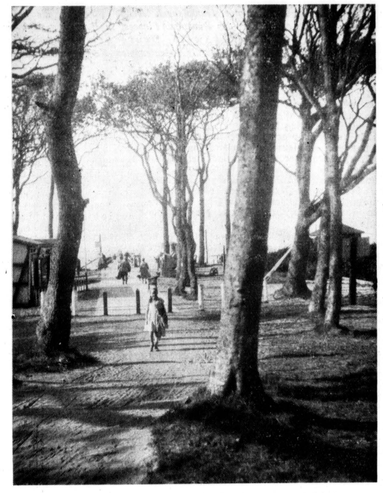
Verheißendes Licht,
entstiegen dem Dunkel der Nacht,
geboren du aus dem Schoße der Meere,
gütig gebierst du das Leben;
rötest mit mildem Schein der Gefilde Antlitz
und der Darrenden Wangen so sankt;
Göttlich Gestirn, o strahle du freundlich
auch uns!

Die Landschaft

Im holstein'schen Seebad Dahme habe ich einmal die Wette gemacht, daß ich bei östlichen Winden wittern würde, welches Fischgericht es an dem Tage im Rostocker Ratskeller geben würde. Ich habe die Wette gewonnen; so sehr verfeinert sich in der benzin- und staubfreien Luft der Geruchsinn. Da ich auf Butt getippt hatte, mußte ich natürlich hinfahren. Da es aber in der siebentürmigen Stadt Rostock an jenem Tage keinen Butt gab, fuhr ich schnell zu der Stadt weiter, wo auch Wallenstein gern mal eine Schwedenplatte und nachher Butt aus dem Saaler oder Stralsunder Bodden gegessen hätte. Also in der wundertürmigen und torbewehrten Stadt am Strelasund gab es gebackenen Butt; ich hatte mich also nicht geirrt und so die Wette gewonnen.

Am anderen Tage meinte meine Frau in Dahme, die südlichen Landwinde hätten das Aroma von Marzipan. Zuvorkommend, wie ich nun einmal bin, habe ich mich wieder auf die Beine gemacht und im Lübecker Ratskeller — Verzeihung! in einer Lübecker Marzipanhandlung — das Gewünschte erfunden. Bei dieser Gelegenheit sei hier unter vier Augen verraten, daß all diese Ostseestädte eine durchschlagende Erklärung bzw. Entschuldigung für längeres Ausbleiben in sich bergen. Würde es mal später, so war man in Lübeck eben mit Emanuel Geibel und in Rostock mit dem weintrohen Johannes Troja in den Ratskeller gestiegen, in Graal im schönen Lande Mecklenburg war man angeblich bei dem nun leider auch schon in die himmlischen Gefilde eingegangenen Rudolf Presber, in Wirklichkeit natürlich in der Bauerndiele gewesen.

Es ist klar, daß derartige Vorstöße in die deutschen Ostseelanden stets ihren besonderen Reiz haben. Man lernt die hübschen holsteinischen, mecklenburgischen oder pommerschen Fischerkaten kennen, sieht, wie hier die Bewohner mit erdgewachsenem Material gebaut, lernt verstehen, daß die glazialen Geschiebelehme und Tone jene wunderbar rotfarbigen Backsteinbauten erstehen ließen, die dann der Glast der See wie mit Edelschmelz überzog., Man mischt sich ins frohe, trauliche und doch oft so harte Leben der Fischer und Schiffer und genießt erst einen wahren Fieberabend, wenn man am Strom in Warnemünde, oder in Rostock, Lübeck, Neustadt, Stralsund, Wismar oder Burg auf Fehmarn ihnen beim Netzeflicken zuschaut. —



Dorthinaus kommt man über den Landungssteg auf Schiff

Kinderglück

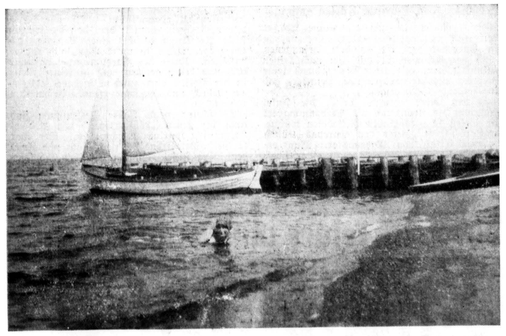
Das schöne Lied ist noch nicht aus. Es fehlt noch die letzte Strophe: wie man glücklich wird, wenn man dem — Glücke der Kinder zuschaut. Jeder noch so schöne Strandanzug, jeder noch so feurige Bordeaux, den einst Hansaten von den Gestaden der Garonne geholt, jede noch so reiche Entdeckerfahrt tritt zurück vor der Freude am Glück der Kinder. Das hat der Dichter der Kinderstube, Otto Ernst, meisterlich in seinem „Appelschnut" verstanden, diese Freuden zu verstehen. Und wer mit Kindern an die blanken Gefilde der blauen Ostsee reist, der reist mit tausend Freuden in ein neues unentdecktes Märchenland. —

F. P.

Trauliche Fischerkaten schenken den kleinen Ortschaften am Strand Wärme und Behaglichkeit

Ein Abenteurergrab an der Ostsee

Eckernförde, das liebliche Ostseebad zwischen Kiel und Flensburg, birgt ein Grab in seiner Stadtkirche, von dessen Vorhandensein nur die wenigsten Menschen etwas wissen. Schlägt man in den alten Kirchenbüchern nach, so findet man unter dem 27. Februar 1784 folgende Eintragung: „Der sich so nennende Graf von St. Germain und Weldona — weitere Nachrichten sind nicht bekannt geworden — in hiesiger Kirche still beigesetzt." Als alter Mann kam der große Abenteurer nach den vielen Irrfahrten durch ganz Europa an den Schleswiger Hof des Landgrafen von Hessen, der auf Schloß Gottorp als Statthalter des dänischen Königs residierte. Der Graf von St. Germain, dessen Herkunft ebenso unsicher ist wie seine sonstigen Fähigkeiten, hatte in Eckernförde mit Erlaubnis des Landgrafen, dem er freundschaftlich verbunden war, eine Farbenfabrik errichtet. Außerdem beschäftigte er sich mit der Herstellung von Arzneien. Lediglich im „St. Germaintee", der heute noch im Schleswigschen zu haben ist, lebt die Erinnerung an den Abenteurer fort. Leider hat der geheimnisvolle Mann auch alle Rätsel um seine Persönlichkeit mit ins Grab genommen. Der Landgraf ließ die Papiere aus dem Nachlaß beschlagnahmen; sie sind nicht mehr vorhanden. Still wurde der Graf in der Kirche des damaligen Fischerstädtchens beigesetzt. Die Grabplatte ist mit Sicherheit nicht mehr zu ermitteln.



Wer die Einsamkeit des Meeres liebt, sucht sich mit dem Segler selbst sein Ferienparadies

Drachen und Riesentiere liegen am Strand vor hohen Burgen auf der Lauer und zeigen grimmig ihre Zähne — gottlob, sie tuen niemandem ein Leid; sie sind vom lustigen Strandvolk „erbaut"

Photos (4) Predeek.

Haus, Hof und Garten

Wann werden die verschiedenen Getreidearten erntereif?

Wenn auch kein feststehender Erntepian aufgestellt werden kann, da ja die Reife der verschiedenen Feldfrüchte unter anderem bedingt ist von Art, Klima, Boden- und Witterungsverhältnissen, so gibt es doch eine Reihe von Punkten, die als Richtschnur für ihr Erscheinen dienen können. So wird der Roggen am besten schon in der Gelbreife geschnitten, wenn sich das einzelne Korn leicht über dem Fingernagel brechen läßt. Man stellt sofort hinter dem Abmähen die Garben in Puppen auf, und zwar zweckmäßig eine größere Anzahl davon — meistens acht — zusammen und stülpt eine etwas stärkere gleichsam als Haube mit den Aehren abwärts darüber. Durch diese Maßnahme sind die Körner sowohl vor zu starkem Sonnenbrand wie vor Regen geschützt, und ein an Güte und Schwere reicheres Erntegut wird gewährleistet. Erst wenn der Roggen „ausgeschwitzt" hat, darf gedroschen werden. Doch kann dies auch gleich vom Felde weg geschehen. — Sind beim Weizen die Körner inmitten der Aehre gelbreif, dann befinden sich bei manchen Weizensorten die unteren und oberen Körner bereits in der Vollreife. Damit ist der richtige Zeitpunkt zum Mähen gekommen. Danach werden die Garben in niederschlagsärmeren Gegenden in Stiegen aufgestellt. In Gegenden mit viel Regen oder bei dauernd ungünstigem Erntewetter ist die Aufstellung der Garben in Puppen unbedingt vorzuziehen. Eingefahren darf der Weizen erst werden, wenn auch das Stroh unter dem Bande vollkommen trocken geworden ist. Doch ist es bei dieser Getreideart auch vorteilhaft, gleich vom Felde weg zu dreschen. Sonst muß damit gewartet werden, bis der Weizen „ausgeschwitzt" hat.

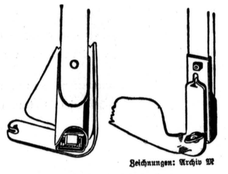
Gerste darf unter keinen Umständen zu früh gemäht werden, weil dadurch sowohl die Güte der Körner als auch der Ertrag leidet. Gerste erfordert überhaupt gegenüber anderem Getreide eine besondere Vor- und Rücksicht bei der Ernte. Man wartet die Vollreife ab, denn je reifer das Gerstenkorn ist, desto feiner ist die Spelze und desto besser die Keimfähigkeit. Konnte dann die Frucht auch noch in trockenem Zustande gemäht werden, so bindet man sie möglichst bald auf und fährt sie unmittelbar anschließend ein. Bei unbeständigem Wetter oder wenn ein anderer Grund es verlangt, sind die Garben aufzustellen.

Die Einlagerung geschieht in gut durchlüfteten Räumen. Der Druck hat mit besonderer Sorgfalt zu geschehen und vorteilhaft erst dann, wenn die Gerste ausgeschwitzt hat, was bei günstigem Einbringen und sorgsamer Lagerung nach vier- bis sechs Wochen der Fall ist. Wurde die Frucht aber feucht unter Dach und Fach gebracht, dann muß sie sofort gedroschen werden, um ein Dumpfigwerden der Körner zu verhindern. Auch achte man sorgfältig darauf — besonders bei Braugerste —, daß möglichst wenig Druschverletzungen geschehen. Zweckmäßig ist es deshalb, Dreschkorb und Entgranner nicht zu eng zu stellen. Bei der Lagerung in dünner Schicht auf dem Speicherboden wird die Gerste angefangs täglich umgeschaufelt, noch vorteilhafter ist es, sie über die Windfege gehen zu lassen. Wurde sie feucht eingebracht, dann ist eine besonders aufmerksame Speicherpflege unerläßlich. — Den Schluß der Getreidearten bei der Ernte macht der Hafer. Er kann als schnittreif gelten, wenn Halme und Rispen gelb und die oberen Blattknoten hart geworden sind. Während die in der Spindel sitzenden Körner erst im Anfange der Gelbreife sich befinden, sind die an der Spitze der Rispe und an den Seitenästen sitzenden Körner bereits in die volle Gelbreife gelangt. Diese früher reifenden Haferkörner sind die wertvolleren und „gewichtigeren". Es ist, um sie zu gewinnen, darum empfehlenswert, den Hafer lieber etwas zu früh als zu spät zu mähen. Ist er nur wenig verunkrautet und genügend trocken, dann kann man ihn nach dem Schneiden sofort binden und in Puppen oder Stiegen aufstellen. Beim Einbringen in die Scheuer muß der Hafer unbedingt lufttrocken geworden sein. In feuchtem Zustande erhitzt sich das Stroh sehr leicht, wodurch die Güte der Körner, besonders ihre Keimfähigkeit, leidet. Das blattreiche Haferstroh trocknet an und für sich schwerer. Ist nun das Getreide noch dazu stärker verunkrautet oder z. B. Klee-Einsaat vorhanden, dann hilft weiter nichts, als auf dem Schwaden vorzutrocknen.

Alz.

Ein neuer Sensenhalter

Im Rahmen der Maschinenprüfungen des Reichsnährstandes wurde ein Sensenhalter geprüft, der aus einer Hülfe aus Stahlblech besteht, die am Ende des Sensenbaumes mit einer durch den Baum gehenden Schloßschraube befestigt ist. Die eine Seitenwand



Zeichnungen: Archiv M

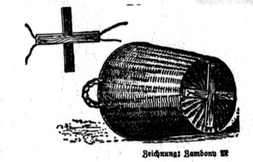
Links: Sense eingeklappt,
rechts: Sense in Arbeitsstellung

des Gehäuses ist etwas den Sensenbaum entlang gezogen und hat einen Längsschlitz, in welchen die Sensenwarze greifen soll. Der Sensengriff ist durchbohrt und wird durch eine Schraube am Sensenring festgehalten. Diese Schraube ist mit einer halbrundförmigen Flügelmutter versehen, wodurch das Festhängen von Grasteilen vermieden, andererseits das Oeffnen und Festziehen ohne eigentliches Werkzeug ermöglicht werden soll. Um eine bequeme Einstellung der Sense zu gestatten, ist der Sensenring mit einem Langloch versehen, dessen Auflagefläche für den Schraubenkopf gerippt ist. Der Schraubenkopf selbst trägt eine Verzahnung, so daß beim Festschrauben der Flügelmutter ein nachträgliches Verrücken in dem Langloch ausgeschlossen ist. Zum Schutz gegen Verletzung kann das Sensenblatt nach Lockern der Flügelmutter und Ausfahren der Warze aus dem oben erwähnten Halteschlitz an den Baum geklappt werden, so daß die Schneide weitgehend geschützt ist und die Sense auf der Schulter getragen werden kann, ohne daß andere durch abstehende Teile gefährdet werden (siehe Abb.).

Der Sensenring wurde im Vorjahre in praktischen Betrieb genommen und während der Ernte 1936 benutzt. Wie die Prüfer mitteilen, machte das Einklappen der Sense keinerlei Schwierigkeiten. Es hat sich gezeigt, daß der Sensenring im allgemeinen brauchbar ist.

Die Behandlung von Körben aus Weidengeflecht

Die dem Verschleiß am meisten ausgesetzten Teile sind bei einem Korbe aus Weidengeflechten der Boden und die Henkel, die besonders bei der Beförderung schwerer Lasten nur allzu schnell ausreißen. Am Boden wird daher zur besseren Haltbarkeit am besten ein Holzkreuz angebracht. Die Haltbarkeit der Henkel erreicht man, indem das zum Bodenschutz untergenagelte Holzkreuz an zwei gegenüberliegenden Enden mit je zwei kleinen Löchern versehen wird, die senkrecht unter die Henkel zu liegen kommen. Ein schmiegsamer zäher Draht wird von unten durch ein Loch gezogen, innerhalb des Geflechtes nach oben zum Henkel geführt, umwindet diesen spiralartig, geht wiederum herab zum Holzkreuz und tritt durch das zweite



Zeichnung: Bamboun M

Loch nach außen. Bis auf etwa 5 cm Länge abgezwickte Drahtenden werden fest zusammengedreht und durch Umschlagen in dem weichen Holz des Kreuzes versenkt. Sollte der den Henkel umwindende Draht an den Händen drücken, so umwickelt man den Henkel mit einem Leinwandstreifen und dünner Schnur.

v. R.

Speisequark
ein wichtiges Nahrungsmittel

Heute müssen wir die im eigenen Lande erzeugten Nahrungsmittel ausnutzen, und dazu gehört als Milchprodukt auch der Speisequark. Nicht nur mit Rücksicht auf den Vierjahresplan, sondern auch vom gesundheitlichen Standpunkt aus muß man sich ohne weiteres für einen größeren Quarkverbrauch in Deutschland einsetzen, denn aus 100 Gramm Käseeiweiß bildet der Körper rund 95 Gramm Körpereiweiß. Außerdem ist das Verhältnis von Eiweiß zu Fett und Kohlehydraten gerade im Quark günstig. Besonders gesund ist Quark für die Kinder. Speisequark kann man zu jeder Tageszeit auf den Tisch bringen, man muß ihn nur richtig zubereiten und geeignete Abwechslung dafür wissen. Dazu sollen nachfolgende Rezepte verhelfen:

Streichquark: 1 kg Quark mit Magermilch oder Vollmilch angerührt und mit etwa 2 Teelöffel Salz abgeschmeckt, kann i. der verschiedensten Weise angerichtet werden. z. B. mit: Kümmel; Schnittlauch; Zwiebeln, auf dem Reibeisen gerieben; Paprika; saurer Gurke, die zuerst geschält und dann in kleine Würfel geschnitten wird; Sardellen oder gewässertem, in feine Streifchen und kleine Stückchen geschnittenem Hering; auch mit Sardellenpaste erreicht man dasselbe Ziel; Tomatenmark oder entrahmtem Rettich.

Stippmilch: 1 Kilo Quark, ½ Liter Milch, zwei Päckchen Vanillezucker, 100 bis 125 Gramm feinen Zucker. Der Quark wird durch ein Haarsieb gestrichen und mit allen Zutaten vermischt. Sodann wird die Milch solange gekläppert, bis sie schaumig wird. Man reicht Stippmilch als süße Speise zu Tisch mit Preiselbeeren, Johannisbeeren oder Erdbeeren.

Schichtkäse: 4 Eßlöffel voll Quark, 3 Eßlöffel dicke saure Sahne, 1 flacher Teelöffel Kümmel, 1 flacher Teelöffel Salz. Diese Zutaten schichtet man der Reihe nach in eine durchlöcherte Weißblechform, die viereckig oder auch rund sein kann. Durch die Löcher läuft der letzte Rest der Molke ab. Nach ein paar Stunden haben sich die einzelnen Schichten zusammengedrückt, und der Käse kann auf einen Teller gestürzt werden und ist zum Genuß fertig. Sehr schmackhaft wird der Käse, wenn man ihn einige Tage stehen läßt, bis er ein gelbliches Aussehen bekommt. Auch zur Herstellung aus Ziegenmilch und aus Schafmilch ist Schichtkäse sehr geeignet.

Gebackene Quarkklöße: 250 Gramm Quark, 50 Gramm Butter, 2 Eier, ¼ Teelöffel Salz, etwas Muskatnuß, 90 Gramm Mehl, eine bis zwei Handvoll Semmelmehl, Backfett. Quark, zerlassene Butter, Eier, Gewürz, Mehl mit soviel Semmelmehl mischen, bis sich Klöße formen lassen, diese flach drücken und auf beiden Seiten hellbraun backen. Dazu ißt man Gemüse oder Salat. — Dieselben Klöße kann man auch süß abschmecken und mit kalter Vanillensoße als Nachspeise zu Tisch geben.

Käsestangen: ½ Kilo Butter, ½ Kilo Mehl, ½ Kilo frischen, durch ein Haarsieb gestrichenen Quark, eine Prise Salz, 2 Eßlöffel Backpulver, den Teig mischen und dann vorsichtig mit der Hand kneten. Zu Stangen formen und im Ofen hellgelb backen.

A. T.

Nach dem Aufstehen
vor dem Schlafengehen
Chlorodont

Schachaufgabe

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt

Kontrollstellung: (14). Weiß (8): Kh1; Da3; Ld5 u. h3; Tf1 u. h6; Sb4 u. e2 — Schwarz (6): Ke5; Lg5; Th5 Sf2; Be7 u. h7.

Rückläufer.

Die Kämpfer trag ich in den Streit.
Den Reisenden durch Wüsten weit.
Touristen gar den Berg hinauf,
Sie trauen meinem sichern Lauf.
Ich bin kein Pferd und kein Kamel.
Nützt du den Efel statt du fehl
Nennst Mau.tier und Mauiesel dann.
Sagst du die falsche Lösung an.
Bin kein's davon – 's scheint ohne Sinn
Und doch ist jedes was ich bin!
Und ist zu heiß dir dieser Braten.
Kannst du mich auch verkehrt erraten.
Fang an von vorn mich oder hinten
So werd' ich stets dasselbe künden!

Silbenrätsel.

ae — bein — dikt — e — egg — en — gir — grab — gym — hof — ila — mühl — na — na — ra — re — si — um — ve — ven — vue — za.

Aus vorstehenden 22 Silben bilde man 9 Wörter mit folgender Bedeutung:
1. Name aus der Mythologie. 2. obrigkeitliche Verordnung. 3. Stadt in Italien. 4. Lehranstalt. 5. Schlachtort in Niederbayern. 6. Truppenschau. 7. Stadt in Kroatien. 8. geographische Bezeichnung. 9. Maler.

Sofern man die Wörter richtig gebildet hat, ergeben Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von vorn nach hinten gelesen, ein Zitat von Max Haushofer.

Ergänzungsrätsel.

—ud. —is, —ut, —lm —ms. —op, —ar, —va. —ab, —eg, —he. —ki, —yb.

Die Bruchstücke sollen an Stelle der Striche mit Buchstaben ausgefüllt werden. Die alsdann entstehenden Wörter ergeben in diesen Buchstaben ein Volksfest.

Rätselsprung.

stem	him	it's	be	mit	gut	nen	währ
daß	glückbringen		kert	gut	denn	dem	it's
mal	heim	der	les	es	ei	ge	wunsch
du	glück	rük	×	×	lein	nicht	wohn
ge	im	vol	al	mehr	test	zu	wunsch
mer	wärst	du	ver	in	sei	an	te
mer	brust	nim	dein	hoff	ge	die	he
es	und	dir	der	schickt	gen	gen	ihm

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Schlachtort in Oberitalien. 4. Halbinsel in Ostpreußen. 7. Gestalt der griechischen Sage. 8. junges Haustier. 10. Obstbaum. 12. weiblicher Vorname. 13. italienische Mittelmeerinsel. 14. weiblicher Vornamc (engl.). 17. Schöpfbrunnen. 20. Heiliger. 21. Drahts oder Zwirnschlinge. 22. Bewohner eines Erdteils. 23. Liliengewächs. 24. Brustteil an Kleid oder Schürze. — Senkrecht: 1. Farbe. 2. Schutzwall. 3. weiblicher Vorname. 4. Ort in Oldenburg. 5. Haustier. 6. Nebenfluß der Elbe. 9. offener Umgang. 11. deutscher Romandichter. 14. Frühlingsgöttin. 15. Stadt in England 16. Flache runde Schachtel. 17. Stadt in Spanien. 18. Gebirge in Mittgriechenland 19. Waschenwert.

Synonym.

An Stelle eines jeden der nachstehenden Wörter soll ein synonymes sinnverwandtes Wort gesetzt werden. Die Anfangsbuchstaben dieser ergeben alsdann, aneinandergefügt eine Naturerscheinung.

1. toben, 2. gestatten 3 billigen, 4. festnehmen 5. beugen, 6. verlangen. 7. kundtun 8. führen 9. bekräftigen. 10. überlegen.

Scherzfragen.

1. Was gehört zu einem gutsitzenden Stiefel?
2. Welches Stück findet immer Anklang?
3. Bei welcher Lektüre zeigen die Menschen die tiefsinnigste Miene?

Auflösungen aus voriger Nummer

Schach-Aufgabe: 1. Te3—b3, Ke4×b3 oder Lf1×b3; 2. Da2—c2 oder —g2 matt. a) 1. ..... Lf1 zieht anders, 2. Da2—e2 matt. b) 1. ....., Sc6—d4 oder —e5; 2. Td3—e3 oder Sb7—c5 matt. Andere Spielarten leicht.

Silbenrätsel: 1. Juwel, 2. Eifriede, 3. Delhi, 4. Euphrat, 5. Rubens, 6. Baldachin, 7. Euterpe, 8. Schiefen, 9. Emmi, 10. Ninive, 11. Helsingfors, 12. Albert. — Jeder Besen hat seinen Stiel.

Verschmelzungsaufgabe: Februar, Ellbogen, Rauhreif, Isabella, Etagere, Nehemia, Register, Eberhard, Immanuel, Salbei, Element. — Ferienreise.

Illustriertes Kreuzworträtsel: Waagerecht: Drei. Linke. Weg Riga, Esse. — Senkrecht: Kreis, Diwan, Kugel, Skala. — In dieser Reihenfolge sind die Wörter einzustellen.

Blumenproblem: Liest man die Buchstabengruppen in der Reihenfolge der unten im Kreise gezeichneten Blumen, so erhält man: Was ist wohl der Zauber an Blume und Kind? / Daß beide nicht wissen, wie reizend sie sind.

Scharade: Jungfrau.

Rätsel: Martin — Main.

Retse-Rätsel-Novellette: Gießen, Regen, Barmen Essen, Thun. Reisen, Laufen Weiden Bergen. Mengen. Singen. Baden Wissen. Reden.

Einsetzrätsel: Wald, Liese, Liste, Spiel. Hulda. Horst. Fonds. Solei, Karo, Hang. Post Rost, Spitz, Wiesel, Spanne, Spalt. Pumpe. — Die Passionsspiele.

Der Schrittmacher

Ein kleiner Junge fuhr mit seinem Roller stadteinwärts. Plötzlich hielt neben ihm ein großes Auto, und freundlich erkundigte sich der Fahrer:

„Nun, kleiner Mann, wie komme ich hier am schnellsten zum Hauptpostamt?"

„Da fahren Sie am besten nur immer hinter mir her! Ich will nämlich auch auf die Post." (Fliegende Blätter.)

*

Entweder — oder

„So, fünf Jahre soll der Kleine erst alt sein?" zweifelt der Kontrolleur. „Junge, sag' mir mal: wie alt bist du denn schon?"

„Fünf Jahre!"

„Donnerschlag! Entweder wirst du mal ein Riese oder ein Schwindler."

*

In Aengsten

Mitten in der Nacht klingelt es auf der Polizeiwache Sturm.

„Was ist denn los, Herr?"

„Mein Name ist — hik — Müller. Ich wollte — hik — gern mal den Einbrecher sprechen, den Sie — hik — neulich gekriegt haben, als er aus meinem — hik — Haus kam. Ich muß n nämlich — hik — fragen, wie er ins Schlafzimmer reingekommen ist, ohne daß meine Olle wach wurde."

*

Schrecklich!

Schwiegermutter: „Denke dir nur, ich habe eine Doppelgängerin!"

Schwiegersohn: „Schrecklich! Auch das noch"! („Jugend!")

*

Fahrunterricht

Elli lernt chauffieren. Sie stellt sich nicht besonders geschickt an. Nach zehn Fahrstunden fragt sie ihren Lehrer:

„Wieviel brauche ich noch, bis ich es kann?"

„Drei."

„Drei Fahrstunden?"

„Nein. Drei Autos!"

*

Richtig

„Wenn Ihr Junge Förster werden soll, brauchen Sie ihn doch nicht aufs Gymnasium zu schicken!"

„Doch — da muß er Latein lernen!"

*

„Eine Zigarre gefällig?"

„Nein, danke, ich habe mir heute geschworen, nicht mehr zu rauchen!"

„Na, dann steck sie dir für morgen ein!"

*

Erika: „Der Emmi hat auch mal das Glück gelächelt, da sie den Millionärssohn heiratet!"

Eva: „Gelächelt ist gut — gebrüllt hat es vor Lachen!" (Allg. Weltweiser.)

*

Lümmel

„Komme ich hier links herum zur Osteroder Straße?" fragte der Fremde.

„Jawoll", sagt der Junge mit den frechen Augen.

„Wie lange gehe ich da?"

„Da gehen Sie 'ne halbe Stunde."

„Mensch'lich. So viel Zeit habe ich gar nicht. Willst du dir fünfzig Pfennig verdienen? Hier hast du einen Brief, den gibst du Osteroder Straße 13 bei Brautwetter ab — he, Junge — jetzt läufst du ja falsch! Ich denke, es geht hier links herum?"

„Ja, hier lang sind es aber nur zehn Minuten!"

*

Er weiß Bescheid

Schriftsteller: „Haben Sie etwas für mich?"

Briefträger: „Nein, Herr Doktor, heute ist nichts zurückgekommen."

*

Der Furchtsame

„Ich könnte mich vor Wut in die Nase beißen — da habe ich meine Brieftasche mit hundert Mark verloren!"

„Na, hast du denn auch überall nachgesehen?"

„Natürlich! In allen Taschen, auch in der einen Hosentasche!"

Im Museum

„Haben Sie denn auch die Erlaubnis, das Bild zu kopieren?" (Zeichnung: Lohma.)

Da bleibt dir Pfütka nonig!

„Das war wirklich eine Hundehütte da drüben!"

„Herr Kandidat, was tun Sie, wenn Sie einen Hitzschlag bekommen?"

„Ich falle um, Herr Professor!"

„Ich bin neugierig, was Ihr Anwalt zu Ihrer Verteidigung vorbringt!"

Angeklagter: „Ich auch!"

„Glauben Sie mir doch, daß ich nichts zu verzollen habe!"

„Na, und in der anderen?"

„Traue mich nicht! Wenn sie da auch nicht drin ist, dann rührt mich glatt der Schlag!"

*

Der Friseur hat Janczi die Haare geschnitten, hält ihm einen Spiegel hin und fragt: „Ist es dem Herrn so recht?"

„Nein", antwortet Janczi, „bitte länger!" (Debreczen.)

„Haben Sie niemals gewünscht, ein Mann zu sein, Fräulein Berta?"

„Nein . . . Sie?"

(Zeichnung Röscheisen.)

Laci fragt in der Schule: „Herr Lehrer, ich soll Sie von meinem Vater fragen, ob Sie gern Gans essen."

„Natürlich", antwortet der.

Nach einer Woche fragt der Lehrer den kleinen Laci:

„Was ist nun eigentlich mit der Gans?"

„Danke, die ist wieder gesund!" antwortet der Laci ganz harmlos. (Magyarság.)

*

Ein Franzose sitzt in Berlin in einem Café. Er kann noch nicht gut deutsch sprechen und trägt immer ein Taschenwörterbuch bei sich. Er will zahlen.

„Nom de dieu, wie sagen die Deutschen doch für den Garcon?"

Das Wörterbuch wird gezückt. Dann ertönt es laut durch den Raum: „Jüngling! Knabe . . . Unmündiger junger Mann! . . . Hageltolz! . . . Ich wünschen zu zahlen!" (Korálle.)

*

„Du gehst schon zwei Jahre in die Schule und kannst noch nicht weiter als bis zehn zählen? Was willst du denn einmal werden?"

„Schiedsrichter bei Boxkämpfen!" (Die Muskete.)

*

Auf dem Wochenmarkt wünschte eine Dame am Wild- und Geflügelstand: „Ich möchte nächste Woche Rehhühner, aber nicht so durchschossen, ich habe Besuch."

„Nee, nee, Madamchen, for Ihnen besorge ich welche, die ha'm sich totgelacht!" (Die Woche.)

*

„Wenn ich bloß das Geheimnis kennen würde, wie man im Leben Erfolg hat."

„Ich weiß es auch nicht, aber ich fürchte, es hängt irgendwie mit Arbeit zusammen." (Die Woche.)

*

Der Herr Baron, der ein großer Jäger war, hielt darauf, daß mit ihm nur in der Jägersprache gesprochen werde. Auch sein Kammerdiener mußte sich daran halten. Als dieser nun eines Tages ins Badezimmer kam, sah er, daß sein Herr sich beim Rasieren geschnitten hatte und einige Blutstropfen davon am Ohr zurückgeblieben waren. Weshalb er sich dem Baron näherte und sprach: „Der Herr Baron schweißen am Löffel!" (Das Interessante Blatt.)

Anspruchsvoll

„Tag, Pieske. Na, was machst du für'n saures Gesicht?"

„Soll ich nicht?!"

„Na, ich denke, du hast solch Glück. Erst kürzlich das Große Los gewonnen . . ."

„Ja, in der letzten Hauptziehung — stimmt schon! Darauf bin ich diesmal in der ersten Ziehung mit einem Freilos herausgekommen. Und jetzt bei der zweiten Ziehung — was glaubst du wohl — einfach wie abgeschnitten!"

*

Fräulein Betti, die genug vom Autofahren verstand, um sich auf dem Lande sicher zu fühlen, aber nicht im Großstadtgewühl, beschloß, einen Stadtfahrkursus zu machen.

Sie war auf ihrer ersten Autofahrt noch nicht zehn Minuten unterwegs, als zu ihrer grenzenlosen Bestürzung der Lehrer sich über ihr Ohr beugte und mit sanfter Stimme fragte:

„Hast du eben ‚Liebling' zu mir gesagt?"

„Herr!" schrie Fräulein Betti wütend, ließ das Steuerrad los und wandte sich funkelnden Blickes zu ihm.

„Das sollte Ihnen bloß zeigen, Fräulein, sagte der Lehrer streng, „daß Sie, ganz gleich, was jemand zu Ihnen sagt, nie den Blick von der Straße wenden dürfen." (Hamburger Illustrierte.)

*

Auf dem Leuchtturm. „Bei klarem Wetter sehen wir weiter als bis Amerika."

„Na, das ist ja wohl übertrieben."

„Keineswegs, wir sehen bis zum Mond." (Hemmet.)

*

„Angeklagter, Sie haben in Gegenwart mehrerer Zeugen den Kläger Idiot genannt! Geben Sie das zu?"

„Jawohl, Herr Richter — aber es waren nur Bekannte anwesend, die wußten es sowieso!" (Goblin.)

*

„Herr Schulte, im Salon ist ein Herr und wünscht Sie zu sprechen!"

„Sagen Sie, er möchte einen Augenblick warten, und bieten Sie ihm inzwischen einen Stuhl an!"

„Ach, er will ja sämtliche Möbel — es ist der Gerichtsvollzieher!"

*

Schwierige Beantwortung

„Herr Kandidat", so fragte der Professor im medizinischen Examen, „nehmen Sie einmal an, zu Ihnen würde ein Erfrorener gebracht. Was würden Sie in dem Falle tun?"

„Ich würde ihn tüchtig mit Schnee reiben."

„Sehr richtig! Nun nehmen Sie einmal an, es wäre im heißen Sommer und nirgendwo wäre Schnee aufzutreiben . . .?"

*

Sörensen — eben von einer Indienreise zurückgekehrt — erzählt in einer Gesellschaft: „. . . Ich erinnere mich noch ganz genau, wie ich einmal ganz frühmorgens einen Tiger in meinem Pyjama erlegt habe."

„Mein Gott", sagte ein junges Mädchen aus der Zuhörerschaft, „wie muß der bloß da hineingekommen sein?" (Söndagsnisse Strix.)

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet

Kneipp Fluidol — Das vielbewährte Vertrauensmittel gegen Hühneraugen, Warzen, Hornhaut, Schwielen, schmerzhafte Füße, Schweißfüße, Schwielen, Verhärtungen, Risse, Rauhheit, Frostbeulen, Eiterbeulen, Nagelgeschwüre, Nagelentzündung, Ballen, Blutblasen, Brandwunden, Wundsein, Wundlaufen, Fußschweiß, Fußgeruch, Fußjucken, Fußbrennen, Fußschmerzen, Fußkrämpfen, Fußmüdigkeit, Fußschwäche, Fußkälte, Fußfrost, Fußerkältung, Fußverletzungen, Fußentzündung, Fußgeschwüre, Fußeiterung, Fußflechten, Fußausschlag

dich tief im Frieden, der dir aus all dem Bunten und scheinbar Widersprechenden geworden ist. Du fühlst, wie nahe im Leben doch alles beieinander liegt, wie alles im Innersten doch zueinander gehört und die große Syntonie ergibt, an der die Menschen schaffen, vor Jahrhunderten und heute, und die aus Domen und Kapellen, aus Häusern, aus Palästen und Fabriken, aus den lauten und stillen Straßen fortwährend klingt . . .

Und die Dämmerstunde des Abends führt den Einsamen in die hellen und gastlichen Schänken. Zuerst sitzt man ganz schüchtern in einer fernen Ecke, besieht sich die Menschen, die fortwährend ein- und ausgehen wie die Tauben, die in einen fremden Schlag geraten sind. Aber dennoch findet sich bald Tischnachbarschaft, ein Grüßen geht hin und her und dann ein Fragen nach dem Woher und wohin. Und im beschaulichen Geplauder entsteht all das Erlebte des Tages noch einmal neu, und in der Art wie es bei dem anderen auf Interesse und Antwort stößt, öffnet sich das Herz des Menschen, der eben noch fremd und unbekannt war. Langsam erhellt sich Zug um Zug. Vieles vermag man aus dem, was man geschaut den Tag über, schon zu erraten. Schließlich haben wir uns aus den Gesprächen wie ein Mosaik Steinchen um Steinchen das Bild der Menschen dieser Stadt zusammengefügt, wir vermögen das Besondere zu erkennen und das Wesentliche zu sehen. Wir haben unsere lächelnde Freude vielleicht am drolligen Dialekt, entdecken aber schnell hinter aller Eigenart das Herz, das deutsche, das überall schlägt und das uns die fremdeste Stadt doch heimlich und lieb macht. —

Lk.

Kameraden /

Erzählung
von Walter Persich

Zwei französische Sergeanten, am Nachmittag erst war ihre Truppe in das Städtchen einmarschiert, randalierten das Blaue vom Himmel herunter in einer Weinstube. In der Ecke saß Jürgen Kamper allein und sehr bekümmert.

„Ho ha!" pauste einer der französischen Sergeanten auf den Tisch. „Das Regiment des Obersten von Hengenbusch, sagst du? wie die Hasen haben wir es gejagt — — —!"

Jürgen Kamper hatte in der zweiten Kompanie des Regiments Hengenbusch gekämpft. Bis auf acht Mann war sie aufgerieben worden — — und der Kerl da drüben wollte die Truppe beschimpfen?

Er wußte selbst nicht, wieso er vor dem Franzosen stand.

„Sergeant!" sagte er, „nehme Er die Beleidigung meines einstigen Regiments auf der Stelle zurück!"

„I — — —" machte der Angeredete weinumnebelt. „Du bist wohl einer von den Hasenfüßen, he? Halts Maul oder — — —"

Er zog seine Pistole. Jürgen Kamper riß dem Soldaten die Waffe aus der Hand, schleuderte sie in den Raum und schlug mit der geballten Faust zu. Wie ein Klotz polterte der Mann bewußtlos zu Boden.

Ehe sein Kamerad aufspringen konnte, war Jürgen Kamper hinausgestürmt. In der Ferne hörte der Geschrei, Waffenklirren, Befehle. Er lief und lief — — und dann erhob sich vor ihm der Schatten der Sägemühle. Mondlicht fiel auf das ruhende Rad. Jürgen Kamper rüttelte am Tor. Bald nisterte sich ein Licht.

„Wer da? Was gibt's?"

„Aufmachen! Die Franzosen sind hinter mir her!"

Die schwere Holztür wurde quietschend aufgestoßen. Jürgen Kamper tappte neben dem hinkenden Manne in den Werkraum hinein.

„Verdammt!" murrte er. „Daß ich dich hier treffen muß."

„Konntest wissen, daß ich Sägeknecht bin!" erwiderte der Hinkende barsch. „Halt' etwas angestellt?"

Schnell berichtete der Flüchtling.

„Es ist arg", fügte er hinzu, „daß ich bei dir Zuflucht suchen muß! Jetzt kannst du mich für immer unschädlich machen — weißt wohl, daß ich die Friederike zur Frau haben will!"

Kurt Baumert lachte unbefangen.

„Weiß auch, daß sie mir versprochen ist! Horch — sie kommen! Verstecken ist sinnlos."

Jürgen Kamper fluchte:

„Du willst mich ausliefern!"

Einen zerschlissenen Arbeitsrock, Kappe und Schürze warf Baumert ihm zu.

„Wenn du dich vermummst, wird der Sergeant dich nicht erkennen. Ich werde die Schleuse öffnen. Wir arbeiten — Glück nicht so dumm, du wirst schon bald verstehen!"

Während Kamper die Arbeitskleider überwarf, trat Baumert ins Freie. Langsam begann das Rad, das rauschende Wasser zu schaufeln. Ratternd erwachten die Sägen aus ihrer Ruhe — dann erschien Baumert wieder im Werkraum.

„Da — hilf den Baum einschieben! Hü — oh!"

Die Soldaten mußten mit Kolben gegen die Tür schlagen, ehe der Sägeknecht erschien.

„Ein Flüchtling hat sich hierher gewandt!" schrie ein Leutnant. „Wir werden die Mühle durchsuchen!"

„Ich sah keinen, Herr Offizier!" bemerkte der Hinkende gefaßt. „Schaut euch selbst um."

Herein polterten die Soldaten unter Führung des Sergeanten, der jetzt einen nüchternen Eindruck machte.

„Verdächtig", stellte der Leutnant fest. „Warum wird denn mitten in der Nacht gearbeitet?"

Einige Minuten dauerte es, bis die Sägen zur Ruhe kamen. Baumert hielt dem französischen Offizier ein großes Papier unter die Nase: Auftrag zur eiligsten Lieferung von Brettern für den Train, unterzeichnet vom kommandierenden französischen General.

Im Morgengrauen zog der Trupp unverrichteter Dinge ab. Jürgen Kamper schüttelte seinem Helfer die Hand.

„Dank, Baumert! Warum hast du mich nicht verraten?"

„Einen der unseren an ihren französischen Galgen liefern? Niemals!"

„Aber Friederike? Sie hat mich gern!"

„Genau wie mich. Du bist ein hübscher Bursch, doch dein Handwerk gilt dir nichts. Du läufst im Lande herum und wartest auf den großen Tag. Nach dem Willen des Sägemüllers wird sie meine Frau!"

Kamper spuckte verächtlich aus.

„So spricht einer, der hinterm Ofen hocken will, wenn wir uns schlagen. Hättest du mich nicht vor den Franzosen gerettet, würde ich dich auf der Stelle niederschlagen. Den Blaurock Hol's liefern!"

Der Hinkende ließ einen kleinen Pfiff hören. Er wies auf sein steifes Bein.

„Mon Jena, mein Freund! Der Feldscher hat Blei genug herausgeholt. Diese Knochen taugen nichts mehr im Kriege — — —! Hol's liefern wir? Jawohl — so wenig wir können! Das war eine Antwort. Mit der Ordre in der Hand komme ich überall durch, sehe — höre — kann berichten! Hier am Hause vorbei reitet jede Woche der geheime Kurier. Von ihm kann ich dir sagen, daß in Braunau angeworben wird. Ist es dir Ernst, so brauchst du dich nur auf den Weg zu machen — sonst stecken dich die Franzmänner noch in ihren bunten Rock!"

„So einer bist du!" sagte Kamper beseligt.

„Na, Kamerad, ich verstehe dich! Wird der Abschied auch bitter — ich lasse dir die Friederike! Der Alte ist zu gebrechlich und einer muß ja für sie sorgen — wer weiß, ob ich davonkommen werde, wenn wir die Franzosen ausräuchern!"

Baumert schüttelte ihm die Hand.

„Mach's gut, Bursche! Und sieh vom Leder, wo du kannst — denk' an Jena! Denk daran, daß ich darum nicht mehr mithalten kann und du für zwei dreinschlagen mußt. Und wenn sie dich blessieren — hier — in der Sägemühle, wird ein Platz für dich sein. Die Friederike und ich erwarten dich nach dem Siege!"

Dem breitschultrigen Jürgen Kamper wurden die Augen feucht.

„Grüß sie mir von Herzen, Freund! Sag, daß ich für sie — und für dich in den Kampf ziehe, wenn ich für Preußen fechte! Und will es das Geschick, daß ich meine Knochen heil davontrinne, so winkt mir bei der Heimkehr gar schon ein kleiner — Baumert Glück auf!"

Jürgen Kamper marschierte in den Wust des frühen Tages hinein und wandte keinen Blick mehr zurück zur Sägemühle Pappeleck, die ihm das Leben gerettet und das Herzensglück für immer geraubt hatte.

Wir bauen das Kraftwerk am Imatra

Von Dr. Ulrich Franke

Eben, da der große deutsche Dampfer dunkel heulend durch die Schären hereinkommt, sammelt sich viel Volk am Hafen. Seit das Kraftwerk am Imatra, zweieinhalb Bahnstunden von Viipuri entfernt, immer stattlicher wächst, sieht man neugierig jedem neuen Maschinentransport entgegen. Und nun sind die eigentlichen Kraftmaschinen da!

Wie die jungen Arbeiter und die Schüler interessiert dastehen, weit offen die Mäntel, mit bunten Schals, die Mützen im Genick, Zigaretten im Mund, jung, hübsch und ihr Stauen gleichmütig verbergend, sind sie ganz der Inbegriff von Finnland, ganz dies junge, warmherzige, weltoffene, kühne und doch kühle Volk!

Auf einmal klegt die Zigarette fort, die Gestalten bewegen sich lebhaft. Der Dampfer schwankt, während Kommandos schallen, die Winschen quietschen, während ein Eisenbahnwagen rollt und das ganze große deutsche Schiff sich langsam schief legt, ganz gegen Land . . . Das ist der Augenblick, in dem der Ladebaum des Schiffes die riesige Kurbelwelle der ersten der vier Kraftmaschinen für das Imatrawerk aus der Luke holt und unter Kommando des nur zu diesem Zwecke von Deutschland im Flugzeuge herübergekommenen Verlade-Ingenieurs auf den großen Spezialwagen der finnischen Eisenbahn löscht. Alles schaut atemlos, begreift, daß eine einzige Unachtsamkeit, der geringste Materialfehler, ein in diesem Augenblick zufällig reißendes Seil, Maschinen und Menschen sofort in die höchste Gefahr bringt. Offiziere und Mannschaften, Finnländer und Deutsche, arbeiten schweigend, mit gespannten Blicken, der von Berlin herübergeflogene Ingenieur kommandiert, ganz rot im Gesicht vor Verantwortung und Anstrengung, heiser rufend.

Endlich atmen die Menschen gleichsam wieder freier, das Schiff richtet sich langsam auf, leise noch schwankend, und nun ein Güterwagen stöhnt, der als einziger, gewaltiger Spezialwagen der finnischen Eisenbahn — er trug im Kriege ein Eisenbahn-Riesengeschütz — nun eben ausreicht, das Ungeheuer der ersten Kurbelwelle zum Bau hin zu tragen. Es ist geschafft! Die ersten der Maschinen, die eines Tages dann im fertigen Bau Finnland gleich nach dem amerikanischen Niagara-Werke das größte Kraftwerk der Welt schaffen werden, sind an Land. Deutsche und Finnländer schaffen nun weiter gemeinsam am Werk!

Schnell rollert die Eisenbahn, die Autobusse sausen. Tiefrot glühen die Birken mit wehendem Laub, aber die Nadelwälder stehen ernst, gleichmütig, die Straßen heraus und herab, die dunklen und ernsten Acker des Landes.

Auf dem Werkstab der Imatra, wo seit Jahren menschliche Hände unaufhörlich sich regen, gleicht im Augenblick das Leben einem lebhaften und großen Jahrmarkt. Unterhalb der jetzt regulierten großen Stromschnelle, dem eigentlichen Imatrafall, der aber nicht für das Werk benutzt wird, braust und saust der schnelle Puossen, der lebendige Fluß, der in den Saimasee mündet und früher mich eine Verbindung zum Ladoga besaß. Nun kämpft er, unterhalb des Imatrafalls, mit seinen vielen kleinen Stromschnellen, mit zahlreich darauf flößenden, wild durcheinander klirrenden und jagenden Baumstämmen, kochend und wirr schäumend, seinen Freiheitskampf. Aber der Puossen ist schon gefangen. Da, wo er sich ruhiger in eine weite, waldreiche Bucht ergießt, beginnt das finnische und deutsche Arbeitswerk, das ihn fesselt, bändigt. Finnland in dünnen, weit über das Land eilenden Drähten riesige Kräfte spenden wird, dies Lager von Hütten und Hallen, dieser Markt der Erfrischungshäuschen, Baracken, Badestuben und Maschinenhäuser.

Grauenhaft und zauberisch wandelbar ist die Welt! Nichts war früher hier als urwüchsiger Wald der nun niedergelegt ist, nichts als der Fels, die karge, doch herrliche Freiheit und das Wasser. Nun, von allen Seiten, gegen die erregte und dämonische Natur, schob sich ein anderer Dämon, der Mensch, der sich mit seinem schnellen und zähen Willen überall durchzusetzen verstanden hat. Felsen wurden bewegt, Schächte gegraben, der Wald zurückgedrängt, Dämme gebaut, ein Flußbett umgelegt. Mit stürzenden Bäumen, rollenden Trümmern, wütendem Wassersturz wehrte sich die Natur gegen die neue Zeit, hat drei finnische Arbeiter getötet, unter den dreißig deutschen Monteuren und Ingenieuren und den übrigen ungefähr vierhundert finnländischen Arbeitern manchen verletzt, aber dennoch hat der Mensch sich durchgekämpft.

Mehr noch! Inmitten des Jahrmarkts, des Schweißens, Hämmerns, Tobens, der laufenden und schwenkenden Kräne, geht unter die Wasserfläche ein Tor in die Tiefe hinab! Abwärts lauft der Fahrstuhl, durch Stockwerke, fünfzig Meter tief in die Erde hinein. Hier ist das Herz — oben fließt der Fluß!

Es ist hell und unheimlich, es riecht feucht und alles ist zum Verwirren fremd.

Das also ist die Zentrale, die brüllende Unterwelt, in der die deutschen Maschinen arbeiten, bald blitzend, bald überschwärzt dunkel erschütternd rotieren, um ein ganzes Land, Eisenbahn und Städte, Höfe und wachsende Industrien mit Strom und Kraft zu versorgen. Ungeheure Gewichte ruhen hier, ungeheuer wird die Gewalt des einschließenden Wassers und jeden Techniker beglückend die Stromleitung, Kilo-Watt!

Sauberkeit und Geist, Fleiß und Kraft wären die Mächte, die es künftig hier für Maler und Dichter, ja für Musiker zu besingen gäbe, zu besingen diesen klingenden und herrlichen Arbeitsstadt der Deutschen und Finnländer, die jetzt da die Birken ästen, die Vögel schon nach Süden zogen, das Wasser abendlich lauft und der Wald schweigend dunkelt, immer noch werken und klopfen, hämmern und schaffen, Tag und Nacht. Finnlands großes, das Land noch einmal verbindende und einigende Werk ganz zu vollenden! —

Dies nebenbei

„Leute, die sich das Leben nehmen wollen, muß man ausschreien und auslachen." Das ist die Meinung des Portiers von dem riesigen Bedford-Hotel in New York der unlängst auf echt amerikanische Weise einen weiblichen Gast vor dem Selbstmord bewahrte. Ein sehr erregtes junges Mädchen trat auf ihn zu und erklärte ihm, sie werde sich jetzt vom Dachgarten herunterstürzen. Da sie bereits neben der Brüstung stand, schien es nicht ratsam, sich ihr zu nähern. Der Portier blieb ruhig stehen und sagte: „Warum wollen Sie denn durchaus hier vorne herunterspringen, wo die Straße ist? Wer sind Sie überhaupt? Wenn sie einen bekannten Namen hätten, dann wäre das wenigstens eine gute Reklame für unser Hotel. So aber werden es nur ein paar Zeilen in der Zeitung, weiter nichts. Das lohnt sich ja gar nicht für uns!" Die Selbstmörderin sah ihn höchst erstaunt an. Der Portier aber sprach weiter: „Wenn Sie es durchaus machen wollen, kommen Sie mal hier 'rüber! Da ist der Hinterhof, da können Sie springen. Da dauert's mindestens eine Woche, bis Ihre Leiche entdeckt wird!" Diese Grobheit dauert's mindestens eine Woche, bis Ihre Leiche entdeckt wird!" Diese Grobheit hatte zur Folge, daß sich die junge Dame wütend umdrehte und mit der Bemerkung „So eine Frechheit habe ich doch noch nicht erlebt!" ihr Zimmer aufsuchte. Und wenn sie nicht gestorben ist, lebt sie heute noch.

*

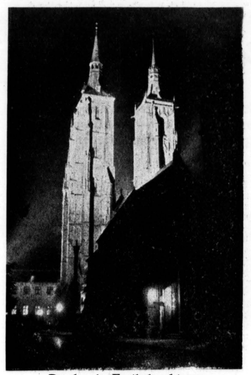
Eine außerordentlich schwierige Operation am Herzen, die Anfang Juni in einem Mailänder Krankenhaus ausgeführt worden ist, wird jetzt von der Lombardischen Chirurgischen Gesellschaft bekanntgegeben. Der Patient, ein 52jähriger Mann, litt an Herzbeutelentzündung. Der ihn behandelnde Arzt, Professor Aldo Defrise machte eine Oeffnung zwischen den Rippen, nahm das Herz in seine Hände, führte einen Schnitt am Herzbeutel aus und entfernte ihn, brachte dann das Herz zurück an seinen Platz und vernähte die Oeffnung. Die Operation, die eine Stunde 20 Minuten dauerte, ist vollkommen geglückt, der Patient hat sich jetzt erholt und erfreut sich einer guten Gesundheit.

*

Es ist sonderbar, daß der arme Hund im Volksmunde herzlich schlecht wegkommt. Sein Name dient, allein oder mit so schmeichelhaften Beiwörtern wie feige, frech, erbärmlich, schamlos, miserabel, räudig geschmückt, als vielgebrauchtes Schimpf- und Unglimpfwort; und der Lumpenhund, der Satans-, der Blut- und der Schweinehund sind gewiß keine erfreulichen, sondern hundsgemeine Zeitgenossen. Und wer für ein lumpiges Hundegeld oder einen erbärmlichen Hundefraß, vielleicht gar bei grimmiger Hundekälte oder sonstigem Hundewetter, eine mühselige Hundearbeit verrichten muß, um sich abends hundsmüde in sein elendes Hundeloch von einer Behausung zu schleppen, der führt weiß Gott ein rechtes Hundeleben. Die paar spärlichen Anerkennungen, die der Volksmund demgegenüber etwa für die Treue unseres braven Vierbeins übrig hat, können die ihm sonst allerenden zugefügte Unbill nicht wettmachen. Die seit dem 17. Jahrhundert häufiger begegnende, auch heute noch gang und gäbe Redensart „Da liegt der Hund begraben" will besagen: Das ist der Kern der Sache, das Wesentliche, worauf es ankommt; dann aber auch, vielleicht durch das Wort begraben, hervorgerufen, mit leidigem Beigeschmack: Daran stößt sich die Sache, da liegt die Schwierigkeit. Eine wissenschaftlich hinreichend begründete Erklärung hat wie Hans Dörsam in einem Aufsatz im Augustheft von Velhagen & Klasings Monatsheften auseinandersetzt, dieser Ausdruck bisher nicht gefunden. Nach vorherrschender Meinung leitet er sich von dem in vielen deutschen Sagen auftretenden Hunde — gewöhnlich ist es ein schwarzer, dämonischer Hund mit glühenden Augen — als Hüter unterirdischer Schätze her; mit bezug auf diesen Glauben nannte man dann, das gehütete mit dem Hüter vertauschend, einen verborgenen Schatz auch Hund.

Der Führer besichtigt die Arbeiten auf dem Reichsparteitaggelände
(Weltbild, Zander-K.)

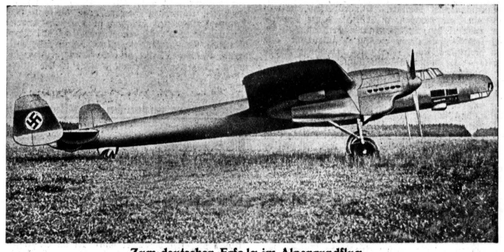
Reichsminister Dr. Goebbels auf der Funkausstellung
Nachdem Reichsminister Dr. Goebbels die Funkausstellung eröffnet hatte, machte er einen Rundgang durch die Ausstellung. (Zander-K.)



Breslau in Festbeleuchtung
Anläßlich des 12. Deutschen Sängerbundesfestes in Breslau erscheint auch der Dom in festlicher Beleuchtung. (Weltbild, Zander-K.)

Menuett in Rheinsberg
In der Stadt, wo Friedrich der Große seine heiterste Zeit erlebte, Rheinsberg, haben die „Tage von Rheinsberg", ein Heimatfest von besonderer Art, begonnen. (Zander-K.)

„Blasius" gewinnt das „Braune Band"
Im bedeutendsten deutschen Pferderennen gewann „Blasius" das „Braune Band" vor dem französischen Pferd „Vatellor" und „Inigar Isolani". Das Rennen brachte einen außerordentlich schwierigen Kampf. Trotz des regnerischen Wetters waren die Tribünen und die Stehplätze vorzüglich besetzt.



Zum deutschen Erfolg im Alpenrundflug
Eine Neukonstruktion des deutschen Flugzeugbaues, die „Dornier Do 17", hat einen außerordentlichen Erfolg im Alpenrundflug für Militärmaschinen errungen. Die 367 Kilometer lange Strecke führte vom Züricher Flughafen über Thun nach Bellinzona und zurück. (Weltbild, Zander-K.)

Zur Königskrönung in Kairo
Nach dem mit orientalischer Pracht gefeierten Krönungsfest fand die Parlamentssitzung in Kairo in Anwesenheit des jungen Königs Farouk statt. (Pressephoto, Zander-K.)

Vom Sport des Sonntags
Am letzten Sonntag gab es schöne Kämpfe beim Internationalen Stadionfest und bei dem Schwimmländerkampf Deutschland—Oesterreich. Lutz Long (links oben) stellte einen neuen deutschen Weitsprungrekord mit 7,90 m auf; im 400-m-Lauf schuf Harbig (rechts oben) eine neue deutsche Bestzeit von 47,6 Sek. Im 80-m-Hürdenlauf der Frauen wurde sogar ein neuer Weltrekord mit 11,6 Sek. geschaffen. Barbara Burke-England (links im Bilde unten) siegte vor Doris Eckert-Deutschland (rechts) und Siegfriede Dempe-Deutschland (Mitte). — Im Schwimmländerkampf Deutschland gegen Oesterreich siegte Deutschland. Heise (D.) konnte den Oesterreicher Kellner knapp im 100-m-Rückenschwimmen schlagen (3 Weltbild, Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Aufräumungsarbeiten nach dem Eisenbahnunglück
Mit großen Kränen und Hebewerkzeugen werden jetzt die Trümmer des bei Paris verunglückten Eisenbahnzuges vom Bahnkörper geschafft. Mobilgarde, Feuerwehr, Sanitäter u. technische Hilfskräfte sind bei den Arbeiten eingesetzt worden. (Weltb., Zander-K.)

Von den schweren Unruhen in Irland
Während des Besuches des englischen Königspaares in der nordirischen Hauptstadt Belfast kam es bekanntlich an mehreren Orten des Landes zu schweren Terrorakten und Bombenanschlägen. In der Nähe von Dundalk wurde der Schienenweg der Strecke Dublin—Belfast durch eine Landmine zerstört. (Weltbild, Zander-K.)

Unsinnige Beschuldigungen gegen ein deutsches Jugendlager in USA.
In Andover im Staate New Jersey wurde ein Jugendlager des Amerika-Deutschen Volksbundes eröffnet, in dem 300 deutschstämmige Jungen und Mädchen während der Sommermonate zur Erholung untergebracht sind. Der bekannte jüdische Hetzer und Kongreßabgeordnete Samuel Dickstein erhebt nunmehr die unsinnige Behauptung, daß dieses Jugendlager ein neuer Mittelpunkt unterirdischer und die Sicherheit der Vereinigten Staaten gefährdender Nazipropaganda sei. Es ist anzunehmen, daß alle vorurteilslosen Amerikaner die Unhaltbarkeit der unsinnigen Behauptungen Dicksteins erkennen werden. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)

Der Photograph des Todes

Mit der Kamera gegen eine brennende Munitionsfabrik. — Wochenschaureporter im Trommelfeuer

Erlebnisbericht von Karl Nissen

Ich war Wochenschau-Cutter bei der „Cine Arte de la Argentina", einer Filmgesellschaft in Buenos Aires, die den ganzen südamerikanischen Kontinent mit spannenden Bildberichten belieferte; d. h. also, ich stand an einem langen Tisch und setzte die Bildstreifen in passender Reihenfolge aneinander, die Jagd in den Lüften . . . heulende Motoren . . . krachende Barrikaden . . . schreiende Menschen . . . brennende Dellager . . . rasende Pferde . . .

Ich hätte kein junger Mensch sein dürfen, um nicht die Sehnsucht zu verspüren, diese Dinge, die ich hier am unbedrohten Ort aneinander klebte, in Wirklichkeit zu erleben. Eines Tages meldete ich mich daher bei unserem Chef.

„Senor Molino," sagte ich, „geben Sie mir die große Chance! Lassen Sie mich einem Ihrer Operateure auf seinen Fahrten assistieren . . ."

Senor Molino überlegte einen langen Moment. „Bueno — gut!" sagte er dann. Ich war restlos glücklich.

Molino hatte beschlossen, mich dem nächsten Mann zuzuteilen, der auf eine größere Fahrt beordert wurde; dieser Mann war Mac Gerard, ein Kanadier französischer Herkunft. Unser Ziel war Bahia Blanca, wo seit zwei Tagen eine große Munitionsfabrik brannte. Wir näherten uns mit unseren Tourenwagen, in dem die ganze Apparatur verstaut lag, bei hereinbrechender Dämmerung der Stadt. Schon von weitem erblickten wir wie ein drohendes Panal eine feurig beleuchtete Rauchwolke — die brennende Munitionsfabrik.

„Aufnahmen zu machen, meine Herren, ist vollkommen unmöglich und außerdem verboten!" sagte uns der Kommandant der Rettungsmannschaften, der unseren Wagen anhielt. „Wir sorgen nur noch dafür, daß sich der Fabrik im Umkreis von zwei Kilometern kein Mensch nähert . . . Ein Fabrikteil ist bereits gestern mit der gesamten Munition in die Luft geflogen, und es ist uns trotz fieberhafter Löscharbeiten nicht gelungen, das Feuer einzudämmen. Wir haben bereits 23 Tote und 50 Schwerverletzte zu beklagen."

Ein Spiel mit dem Leben

„Unmöglich und verboten — das sind zwei Worte, die es bei uns nicht gibt!" flüsterte mir Gerard zu. „Wir warten eine halbe Stunde, bis uns der Kommandant zerstreuen wird . . . und dann — los!" Tief in den Wagen geduckt, zogen wir unsere Asbestanzüge über, machten die Kameras aufnahmefertig, und als niemand uns beobachtete, sprangen wir aus dem Wagen und rollten über das Feld auf die brennende Fabrik zu. Langsam wurde die Hitze immer fühlbarer. Jetzt waren wir nahe genug, um das unheimliche Knistern des Feuers zu hören — das Knacken und Springen der Balken. Der Rauch füllte erstickend unsere Kehlen, und die Augen tränten trotz der dicken Autobrillen.

Gerard baute seelenruhig mit meiner Hilfe den Apparat auf und begann zu kurbeln . . . das mußte eine herrliche Nachtaufnahme werden . . . Plötzlich gab es einen entsetzlichen Knall! Ich sah eine strahlende Fontäne vor mir in die Luft gehen . . . dann riß es mir den Boden unter den Füßen weg, und ich wurde vielleicht drei Meter weit fortgeschleudert. Kopf hoch und Augen offenhalten!" hörte ich eine brüllende Stimme neben mir. Gerard! Auch er war samt dem Apparat von der Gewalt der Explosion weggeschleudert worden, stand aber schon wieder und drehte; drehte — während ein ganzes Munitionslager zum Himmel aufschoß . . .

Als wir nach Buenos Aires zurückgekehrt waren, sagte man mir, daß ich meine Gesellenprüfung bestanden habe. Und schon rief eine neue Aufgabe: In Rosario fanden Truppenübungen der argentinischen Armee statt. Abermals entfandte die „Cine Arte" Gerard und mich zu den Aufnahmen. Auf das erste Hindernis ließen wir bereits im Kriegsministerium, wo man uns die Erlaubnis, das Manöver für die Wochenschau drehen zu dürfen, glattweg verweigerte. Gerard aber war fest entschlossen, die Truppenübungen trotz des strengen Verbotes zu kurbeln. Auf einer Erkundungsreise entdeckten wir ein kleines verlassenes Haus am Rande des Campos, auf dem die Truppenübungen stattfinden sollten. In der Nacht vor dem Manöverbeginn schlichen wir uns dort in aller Heimlichkeit ein. Wir fabrizierten den Apparat, so gut es ging, und stellten ihn an einen der glaslosen Fensterrahmen.

Der große Tag brach an. Gerard und ich beobachteten klopfenden Herzens, wie die einzelnen Truppenformationen langsam in Bildnähe kamen. Vor uns entfaltete sich ein großartiges Bild! Marschierende Regimenter, Kavallerie, schwerfällig holpernde Artillerie, kleine bellende Tanks stellten sich unserer Kamera. Federhaft lauschte ich die Filmrollen aus. Niemand bemerkte uns in unserem Versteck.

Die Kamera als — Zielscheibe

Mit einem das Trommelfell erschütternden Krachen begann die schwere Artillerie ihr großartiges Lied zu singen. Da schrie Gerard urplötzlich „Decken!" Ich warf mich zu Boden, und schon fühlte und hörte ich ein furchtbares Krachen und Splittern, das unser Häuschen in den Grundfesten zu erschüttern schien. Beißender Pulverdampf füllte den Raum! Und wieder derselbe Krach und der gleiche Stoß . . . lauter, näher . . . ein Balken fiel von der Decke herab — noch einer . . . stürzte dicht neben meinem Kopfe nieder — ich blickte zu Gerard hinüber. Der Operateur lag, wie ich, flach auf dem Boden . „Hat keinen Sinn, weiterzudrehen," sagte er. „Ich weiß jetzt, was für ein Ziel die Artillerie hat — unser Häuschen hier!"

Mir schien einen Augenblick das Herz stille zu stehen. „Was können wir denn nur tun, um Himmels willen," fragte ich den Kanadier, während es um unser Haus tobte, als sei die Hölle los. „Abwarten, bis eine Schießpause kommt," beruhigte mich Gerard. Diesen Worten folgte ein Lärm und eine Erschütterung, gegen die alles Bisherige ein Kinderspiel war. „Schau nach oben," sagte Gerard. Ich blickte vorsichtig empor und sah den blauen Himmel. Man hatte uns das Dach weggefetzt. Nun war es aber höchste Zeit zu handeln! Gerard kroch zu mir herüber, in der Hand das große weiße Tuch, mit dem wir die Linsen zu säubern pflegten, und band dieses Tuch an den Balken, der so dicht neben meinem Kopf niedergefallen war. „So, mein Junge," sagte er, „jetzt wollen wir die weiße Fahne hissen und uns ergeben . . ." Behutsam schoppten wir den Balken zum Fenster und schwenkten wie wild das weiße Tuch hin und her. Nach einer guten Weile schien man uns tatsächlich bemerkt zu haben. Die Beschießung hatte aufgehört. Das erste, was ich vernahm, war eine zornige Stimme, die rief: „Sie sind verhaftet!" Unter Bedeckung wurden wir als Spione dem Militärgericht eingeliefert und erst nach langwierigen Verhandlungen freigelassen. Die „Cine Arte" mußte eine empfindliche Geldbuße erlegen.

Schreckensstunden im brasilianischen Urwald:

Kampf gegen eine Ameisen-Armee

Ein Heer des Schreckens belagert ein Dutzend Forscher Rettung in letzter Minute

Wenn man von den Gefahren des brasilianischen Urwaldes spricht, denkt der Europäer an Schlangen und Raubtiere, an wilde Indios oder an Krokodile in den Gewässern des Amazonas-Stromes. Weit schrecklicher, als alle diese Gefahren des Dschungels aber ist eine marschierende Ameisenarmee. Es kommt glücklicherweise nur selten vor, daß sich diese Insekten, den Heuschrecken gleich, zu Milliardenheeren sammeln und gleich einer Springflut durch das Land ziehen, meilenweit alles vernichtend, was sich ihnen in den Weg stellt. Man hat es bis heute noch nicht ergründen können, ob es der Hunger ist oder ein geheimnisvoller, von Zeit zu Zeit auftretender Wandertrieb, der die Ameisen zusammenballt und vorwärtstreibt. Es ist aber schon vorgekommen, daß eine wandernde Ameisenarmee 500 Kilometer weit marschierte, Mensch und Tier vor sich hertreibend, ehe man sie durch Feuer vernichten konnte.

Der brasilianische Botaniker Dr. Duiquerez hatte, begleitet von drei Assistenten und einigen eingeborenen Indios, eine Expedition zum oberen Rio Para unternommen. Keiner der Teilnehmer an dieser Expedition ahnte, welch ein grandioses und furchtbares Schauspiel der Natur er erleben sollte. Es begann damit, daß die Expedition an einem Bach mitten im Urwald ein Lager bezog. Plötzlich erschienen auf abgehetzten Pferden zwei Gauchos, die mit schreckerfüllten Mienen die Forscher aufforderten, sofort die Flucht zu ergreifen. „Wenn ihr nicht mit Haut und Haaren gefressen werden wollt, dürft ihr keine Minute verlieren!" erklärten sie. Und so erfuhr man, daß sich eine unübersehbare wandernde Ameisenarmee durch den Wald vorwärtsschiebe. Dr. Duiquerez vertrat die Meinung, daß die Todesangst der Gauchos wohl etwas übertrieben sei, und man entschloß sich, vorerst das Lager nicht abzubrechen.

Die Schlacht beginnt

Um drei Uhr morgens begann die Schlacht gegen das Ameisenheer, eine furchtbare unbarmherzige Schlacht, bei der die Expedition 18 Stunden lang ohne Unterbrechung um ihr Leben kämpfen mußte. Die Forscher wurden durch schrille Schreie ihrer eingeborenen Begleiter geweckt. In der Morgendämmerung ward am Waldrande eine riesige dunkle Masse sichtbar. Die Pferde begannen unruhig zu werden und versuchten sich loszureißen. Noch sah man nicht, was diese unheilvolle Masse, die der Urwald ausspie, bedeutete. Dann aber erhob sich die Sonne und beleuchtete ein Bild des Grauens. Soweit das Auge blicken konnte, war die Erde mit Milliarden und Abermilliarden von Ameisen bedeckt. Armeen dieser Insekten krochen übereinander weg und schoben sich schicksalhaft vorwärts. Es war, als rüste dieses unabsehbare Schreckensheer zum Sturmangriff gegen das Dutzend Menschen, das ihnen, nur durch den Bach getrennt, gegenüberstand.

Sollte die Expedition den Kampf aufnehmen oder die Flucht ergreifen? Zehn Kilometer zurück befand sich ihre Verfuchsstation, in der auch ein Anzahl von Frauen untergebracht waren. Wenn man dem Insektenheer nicht jetzt Einhalt gebieten konnte, war alle bisherige Forschungsarbeit umsonst gewesen. So wurde beschlossen, das Lager zu verteidigen, während einige Indios zu den nächsten Farmen ritten, um Hilfskräfte und vor allem Benzin herbeizuholen. Inzwischen begannen die Ameisen ihren ersten Angriff. Sie versuchten, den Bach zu überschreiten, indem sie Abertausende ihrer Kampfgenossen ins Wasser schoben, damit deren tote Leiber eine Brücke bilden sollten. Aber die Strömung riß diese Brücke mit sich fort, der Plan mißlang. Jetzt bildeten Zehntausende von Ameisen lebende dunkle Augeln, die langsam ins Wasser rollten. Und ehe noch die Forscher diese Taktik durchschaut hatten, zerplatzten diese Kugeln am anderen Ufer, und ein Strom von Ameisen ergoß sich aus ihnen. Hunderttausende waren ertrunken, aber ebensoviele kamen lebend über das Wasser. Und schon war der ganze Fluß mit solchen schwimmenden Kugeln bedeckt.

Ein Milliardenheer bricht zusammen

Verzweifelt hieben die Forscher mit großen Stöcken auf diese schwimmenden Tanks, um sie zu zersprengen. Aber immer neue Ameisenkugeln rollten heran — allmählich mußte der Widerstand der Verteidiger erlahmen. Es gab nur eine Möglichkeit, um den Vormarsch für einige Zeit zum Stehen zu bringen. Man nahm die zehn Kanister Benzin, die die Expedition für ihre zwei Lastautos bei sich führte, und begoß damit das Ufer. Dann sammte das Feuer auf, der ganze Uferstreifen stand im Nu in Flammen. Ein entsetzlicher Gestank von Millionen verbrannter Tierleiber stieg zum Himmel, aber die Ameisenarmee — blieb stehen. Neue Massen schoben sich über die verkohlten, rauchenden und glimmenden Leiber ihrer Kampfgenossen, wichen dem Feuer nach links und rechts aus und begannen so das Lager der Forscher von drei Seiten anzugreifen.

Die Lage wurde immer verzweifelter. Längst hatten sich die Pferde losgerissen und waren davongestürmt, die Verteidiger aber rieben sich mit den Benzinresten ein, um sich gegen die Wüte der Angreifer zu schützen. Mit einer wahrhaft teuflischen Strategie umzingelten die Millionen von Ameisen das Lager, jede Fluchtmöglichkeit ausschließend. Die Verteidiger begannen in dem sumpfigen Gelände Gräben auszuheben, um die lebende Walze aufzuhalten. Es waren der Angreifer zu viele, sie füllten die Gräben mit ihren Leibern aus, und über die toten Leiber hinweg drangen neue Heerscharen. Da trafen gerade zur rechten Zeit, 18 Stunden nach dem ersten Angriff der Ameisen, die von den Indios alarmierten Farmer ein. 200 Kanister Benzin und Oel hatten sie mitgebracht und rissen dem Insektenheer in die Flanke. Das trockene Gras sammte an allen Seiten auf, die Leiber der Ameisen knisterten und krachten, langsam brachen die vorgetriebenen Keile des Milliardenheeres zusammen. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen der Nachzügler, die Feuerwelle zu durchbrechen, erlahmte die Angriffskraft der Tiere. Neun Zehntel der Armee war vernichtet, der Rest zog sich in den Urwald zurück. Die Ameisenschlacht war zu Ende.

Das Geheimnis des Jupiter

Interessante Betrachtungen

Mit großer Spannung erwartet man das Ergebnis der astronomischen Untersuchungen, die das berühmte Mount-Wilson-Observatorium in Kalifornien vor kurzem anläßlich der größten bisher bekannten Erdnähe des Planeten Jupiter vorgenommen hat. Bisher konnte das Geheimnis der sogenannten „Jupiter-Flecke" noch nicht gelöst werden.

Selbst die größte bisher bekannte „Erdnähe" des Planeten Jupiter, des größten Planeten unseres Sonnensystems, bedeutet noch immer eine wahrhaft astronomische Ferne. Nach den neuesten Berechnungen schwankt die Entfernung des Jupiter von der Erde zwischen 588 und 967 Kilometer, während seine durchschnittliche Entfernung von der Sonne 788 Millionen Kilometer beträgt. In diesem Sommer ist der Jupiter jedoch bis auf 550 Millionen Kilometer der Erde nahegekommen, und die modernsten Ausrüstungsgeräte der astronomischen Wissenschaft gestatten in diesem Falle bereits eine ziemlich genaue Beobachtung des Planeten, dessen Masse etwa 318mal so groß als die unserer Erde ist.

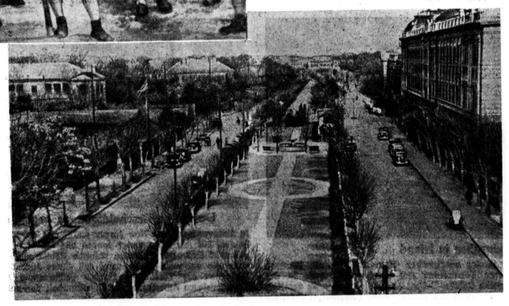
Natürlich war das berühmte Mount-Wilson-Observatorium in Kalifornien auf Grund seiner hervorragenden Einrichtungen ganz besonders zur Beobachtung des Jupiter geeignet. Die Forscher haben nicht nur den Jupiter genau betrachtet, sondern ihn auch mit Hilfe des neuen 100-Zoll-Spiegelteleskops photographiert. Noch ist über die Resultate der Untersuchung nichts Genaueres bekannt, doch glaubt man, diesmal das Geheimnis der „Jupiter-Flecken", um das Gelehrte seit Jahrzehnten die Forscher bemühen, gelöst zu haben. Während der Jupiter dem bloßen Auge in rein weißem Licht erscheint, erblickt man im Fernrohr mehrere meist rotbraun, bisweilen aber auch rosafarben aussehende, dem Aequator des Planeten parallele Streifen und Flecken. Aus der Beobachtung dieser Flecken hat man bis vor kurzem auf eine unstarre Oberfläche des Planeten geschlossen.

Die neuesten Untersuchungen haben jedoch die Wahrscheinlichkeit erbracht, daß sich der Jupiter nicht in einem halbgeschmolzenen Zustand befindet, sondern vielmehr mit vielen hundert Meilen dicken Eisfeldern umgeben ist, und daß die Temperatur, die auf dem Planeten herrscht, mindestens 50 Grad unter Null beträgt. Man hat nun auf dem Mount-Wilson-Observatorium versucht, mit Hilfe eines besonderen, neuartigen Instrumentes die Temperatur auf dem Jupiter zu messen, ein Experiment, dessen Gelingen manches Geheimnis um Mellall enträtseln könnte. Wenn die Theorie von einem frosterstarrten Jupiter richtig ist, so würde das bedeuten, daß sich der Planet allmählich aus einer halbgeschmolzenen Welt in einen Zustand verwandelte, der dem heutigen Zustand unserer Erde gleich, um dann schließlich zu einer trockenen, in Kälte erstarrten Masse zu werden, die der des Mondes ähnelt.

Noch läßt sich über die Versuche, die Temperatur des Jupiter zu messen, nichts Genaues sagen, aber auf alle Fälle kann man annehmen, daß die jüngsten Beobachtungen zu neuen bahnbrechenden Erkenntnissen führen werden.

Die ersten Originalbilder von den Vorgängen im Fernen Osten

Diese Soldaten gehören der 29. chinesischen Armee an, die den Japanern schwer zu schaffen macht. Sie stehen hier vor den Toren von Youan Ping, bereit in die weiteren Kampfhandlungen einzutreten. (Acme, Zander-K.)



Das Gesandtschaftsviertel in Peiping in Verteidigungszustand versetzt

Stacheldrahtverhaue und Sandsackbarrikaden schließen das Gesandtschaftsviertel vollkommen von der Chinesenstadt ab. Hier sehen wir den Quai du Congres eine der Hauptstraßen des Europäerviertels. Rechts: das Grand Hotel, links das zweite Haus: die britische Botschaft. (Erich Zander, Archiv, K.)

Glück vor Welle und Wind

Eine Faltbootfahrt ist lustig — aber nicht immer ohne Mühe

Vom Volk, das auf den Strömen und Flüssen wandert

Abendstimmung am Strom — wer möchte da nicht mitfahren?

Lustig schaukeln die Boote hell leuchten die Segel — ein Bild, wie wir es überall an Strom und See finden. Photos: Landesverkehrsverband Westfalen (2), Fenske (1).

Der Paddler ist durchaus eine Persönlichkeit öffentlichen Interesses: das hört sich überheblich an, ist aber von seiten des Paddlers keineswegs so gemeint. Man muß das probiert haben. Muß im grauenden Morgen des Sonntags mit dickem Rucksack, der von seltsamsten Gegenständen her sich in greulichen Formen verrenkt, im sanft plätschernden Regen stehen und wider die Hoffnung in den lücken- und schattenlosen grauen Himmel hoffen und dann die Gesichter der Vorbeigehenden betrachten, die so breit grinsen, wie die Sonne es sollte, die aber nicht kommt; man muß die Prophezeiungen über den Landregen, die der Milchmann und der erste Postbote auf seinem Gang zugibt, in solcher Situation zur Kenntnis genommen oder den Dipsus des Bekannten, der mit schöner Bügelfalte unterm triefenden Schirm steht, verzweifelt zugehört haben. An so einem Morgen das Vorhaben aufgeben, fällt schwer; und die Vorstellung vom Empfang im Hause macht es wahrhaftig nicht leichter.

Von ernsterem Interesse ist das Aufbauen des Bootes. Hier könnte man eine ganze Charaktereologie des Zuschauers" schreiben. Ein Typ der „Schätzer" ist immer wieder zu beobachten. Sie schätzen das Gewicht des Bootes ,die Zeit des Aufbaues, den Wasserstand und die Geschwindigkeit, sie schätzen die Entfernung und den Proviant. Es gibt einen Typ der „Gönner". Sie gönnen einem alles. Ab und zu kommen sie dümmerlich auf ihre Kosten, wenn beim „Umheben" um ein Wehr oder eine Brücke irgendein Plumps vorkommt, bei dem zu sehen ist, daß er nicht beabsichtigt war. Es gibt einen Gentleman-Typ und einen Typ Kakter, Unbeweglicher, die mit verschränkten Armen in der Badehose stehen und abwesend zusehen, wie das Paddel ihnen unsichtbare Kreise zu zerstören scheint.

Von größerer Bedeutung aber für das Herz sind jene auf den Brücken und an den Anlegestellen, an den Wiesenufern und an der Dorfstraße, die mit unverhohlener Bewunderung und wohlwollendem Neid Besitzloser die leichte Fahrt begleiten, Wink und Zuruf senden. Aus der gleichmütigen Fröhlichkeit des Paddlers fliegt ihnen auch der Dank zu.

Gleichmut und Fröhlichkeit! Sie blühen auf wie große helle Blumen. Vielleicht ist man den Elementen näher, die etwas von ihrer Ruhe und Kraft mitteilen. Eine unendliche Stille ist über dem Wasser, wenn im grauenden Morgen bei leichtem Sprühregen das Boot zwischen den hohen Schilfufern durchgleitet. Ein Fischreiher streicht weit über die Wiesen, an den Weidenspitzen hängen tausend Perlen, das Wasser ist sehr dunkel, nur von den Paddeln laufen silberne Tropfenreihen. Man sitzt gemächlich in seiner wasserdichten Haut und fühlt sich über ein gliterndes Traumband schweben, das Glocken zwischen Türmen hin und wieder weben.

Wie kann man die lieblichen Bilder verfolgen, die die Sonne bei ihrem immer stärkeren Durchdringen gegen die Wand der Wolken überall zaubert. Ich verneine nie das Wunder des Sieges der Sonne über die Wolkenscharen von der staubigen Straße oder auch vom Wiesenpfad aus, da unser Blick immer viel stärker an das Land bis an die Höhe des Horizonts gebannt ist, so festlich und spannend erlebt zu haben, wie vom flachen, von den Wellen geduldig und sanft getragenen Boot.

Es ist ein köstliches Spiel: die Ufer wechseln dauernd und das Land tut sich in tausend Bildern auf; man kann sich nach Gent und Brügge versetzen, man kann Diirers Malerfahrt an alten Häusern, wo das Wasser um verwachsene Mauern gurgelt, und an dem innigen Zauber deutscher Landschaft vorbei sich vor die Seele stellen, man kann Gesänge an das Waldufer schmettern: „Ach, lieber Südwind, blas' noch mehr!"

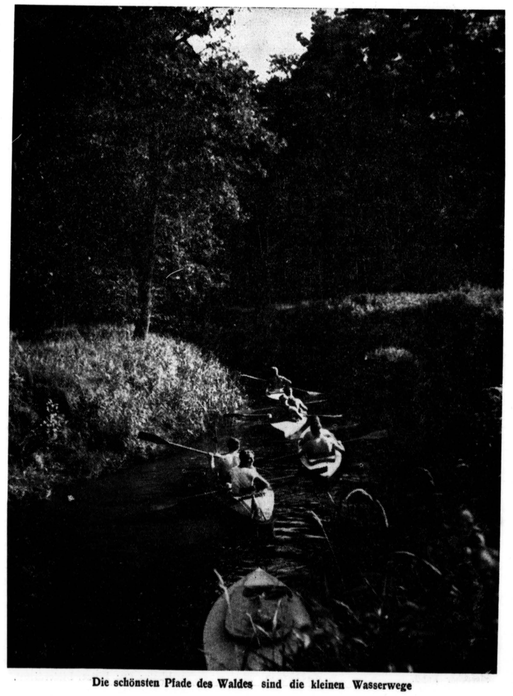
Das Wasser selbst fügt die mannigfaltigsten Abwechslungen hinzu. Der Lauf windet sich oder nimmt eine lange Gerade. Es gibt träge Stellen und herrliche Schnellen. Mal ist die Woge stahlblau, und wieder liegen Streifen von Beryll an den Ränderkf. Am Wehr ist die Luft voll vom Dröhnen und Rauschen und alles quirlt und schäumt. Ganz tief muß man sich in das Boot kuscheln, wenn alte Brücken mit tiefen Gewölben sich über den Lauf schwingen; langsam gleiten Steine und Träger vorbei, und dann sieht man senkrecht in den Himmel, in das unendliche Blau und die weiten Federwolken, richtet sich auf und legt dem schlanken Wellenreiter wieder festere Zügel an. Es gibt Gemütlichkeiten auf dem Rücken der Strömung, es gibt die vielfältigsten Beschäftigungen der Muskeln und Gedanken.

Aber immer weiter treten die Beschäftigungen hinter den Gemütlichkeiten zurück, je höher der Sonnenwagen klimmt. Mit dem harmlosesten Lächeln scheint die Sonne Blei in das Boot zu zaubern. Die Luft ist träge, und die Fahrt geht träge dahin, wir selbst sind es und alle Welt ringsum. Viertelstundenlang kann sich die blaue Libelle auf den ruhenden Paddeln sonnen und ihre Pracht schimmern lassen. Blumen gleiten vorüber, „Mohn und Thymian — und dann sacht im Hafen legt der Nachen an".

Das Picknick gehört zu den angenehmsten Unterbrechungen. Man nimmt das sanfte Schlingern des Bootes in das Gras mit, dazu aber den besten Appetit von der Welt. „Wer zuletzt lacht, lacht am besten!" Warum soll man das nicht einmal auf den eckigen und verzogenen Rucksack, geradezu der schwarze Punkt beim Anmarsch, anwenden?

So gleitet der Ruhetag in allem Gleichmut und aller stillen Heiterkeit dem Abend zu, der köstlich und erquickend aus den Wassern aufsteigt und die Ruder noch einmal schneller macht und noch einmal einen Reigen aller Herrlichkeiten gibt.

Die Reize des Paddelns lassen sich natürlich noch nach allen Seiten ausbauen. Da kann man ein Segel spannen und sich in aller Gemächlichkeit vor Wind legen. Da kann man durch mehrere Tage in lustiger Karawane durch alte Stromtäler wandern, am Abend leichte Zeltstädte aufbauen, voller Gesang und Ziehharmonika-Weisen. Vielleicht kann man auf solcher Wanderfahrt am tiefsten die Macht des Stromes begreifen, der schon Jahrtausende die Menschen in seinen Bann zog, und ihre Kultur an seinen Ufern erblühen sah. Man ist im Paddelboot der Kraft der Erde ein wenig näher und die Schöpfungen der Kultur rücken ein wenig ab. Und kann es mehr und größere Ueberraschungen und Schönheiten geben, als all das Große um uns neu vor den Augen und dem Herzen zu sehen? Bu.



Die schönsten Pfade des Waldes sind die kleinen Wasserwege

Unsere „Entdeckungsfahrt durch Deutschland" beginnt:

Zwanzig Maiden schaffen im Dithmarschen

Von unserem Sonderberichterstatter Gert von Klass

Hier wird die Frage gestellt: Kennen wir Deutschland wirklich? Dieses Deutschland, das um uns und in uns ist, das sich in grundlegenden, die Zukunft bestimmenden Wandlungen befindet? Wenn sie unserer „Entdeckungsfahrt" folgen, werden sie sehen, wie vieles ihnen neu ist, wie vieles sie nicht beachteten, was wesentlich zum Gesicht unseres Landes und Volkes gehört. Wohin die Reise geht? Wir deuten nur an: Holstein — Emsland — Westerwald — Eifel — Bayrischer Wald. Nun sind sie gewiß entschlossen und fragen sich, was es denn da schon zu sehen und zu erleben gibt! Aber vertrauen sie sich unserem Berichterstatter nur an. Er wird ihnen vieles zu erzählen wissen. Und eben darum ist es ja schließlich eine Entdeckungsfahrt . . . .

Das Gesicht der Arbeitsmaid

Es war auf der Ausstellung: „Gebt mir vier Jahre Zeit." Der Zufall führte mich zu dem Barackenlager des Reichsarbeitsdienstes, das etwas abseits lag. In der Abteilung des Arbeitsdienstes für die weibliche Jugend waren ein paar Arbeiten ausgestellt, wie sie in den Bastelstunden angefertigt wurden — eine Schreibmappe, ein Holzkranz mit Figuren, der bei einer Geburtstagsfeier Verwendung findet. Die Lagerführerin, die in diesem Raum Dienst hatte, erklärte unaufgefordert Sinn und Zweck der ausgestellten Gegenstände — schlicht und ungezwungen. Aber ein jedes Wort ging hervor, daß der Mensch, der es sprach, ganz in seiner Arbeit stand. Dieses Erfülltsein von der Sache, von einer Aufgabe wirkte unmittelbar. Ich fragte mich: was wissen wir eigentlich von diesen Dingen? Ist dieser junge Mensch, der mit so ruhiger Ueberzeugung spricht, nur ein Einzelfall, eine Ausnahme? Oder wächst hier ein neues Geschlecht heran von eigentümlicher Prägung? Reichsarbeitsdienst ist natürlich ein Begriff. Man hat manches davon gehört, kennt die Uniformen und daß irgend etwas gearbeitet wird, versteht sich am Rande. Aber das nun alles, was des Wissens wert ist? Jetzt bei dieser kurzen Unterhaltung wurde klar: was ich kannte, war nur das äußere Bild, nicht das Wesen. Und so wie es hier war, mochte es noch mit vielen anderen Dingen sein. Wir sehen sie und kennen sie und kennen sie doch nicht. So kam es zu dieser Fahrt.

Fahrt nach Norden

Wer mit dem Auto „Kilometer frißt", hat zunächst nur das Erlebnis der Landschaft in Alpen Umwelten. Von Berlin nach Hamburg — das heißt: durch die karge Mark über Meilenburg nach den gesegneten Fluren Holsteins. Eigentlich ist ja schon solch eine Fahrt ein Wunder. Diese kleine Maschine, die fröhlich durch die Gegend tuckt, die unverdrossen arbeitet und dabei behaglich schnurrt wie eine Katze! Ueber uns ziehen alle Wetter hin im Wechsel der Zeit — Gewitter und Wolkenbrüche, Sonne, Sturm und Stille! Alles fliegt vorüber, verändert sich, entschwindet. So wird die Fahrt ein Abbild des Lebens.

Hamburg ist nur eine Station, nicht das erste Ziel. Ein Gasthaus an der Elbe ladet ein. Draußen zieht der große Strom seine stille Bahn, drinnen sitzt eine laute Runde beim Grog. Ein verständliches Getränk, denn es ist empfindlich kühl. Aha, das sind die Einheimischen! Das Getränk könnte noch täuschen, untrüglich aber ist die Sprache. Sie sprechen echtes „hamburgisch", sind alle mit reinstem Elbwasser getauft. Daran ist kein Zweifel möglich. Das ist erkenntlich für den, der die Landschaft und ihre Menschen sucht. Die Stimmung steigt — auch an der Tafelrunde. Es muß gesungen sein. Und was singen die Hamburger mit Inbrunst und Begeisterung? Sie singen „warum ist es am Rhein so schön" . . . immer wieder „warum ist es am Rhein so schön?". Sie singen es in dem hier üblichen Tonfall, hier, wo es nicht schön, sondern „tüdern" ist. Was hat der Rhein an der Elbe zu schaffen! Es ist herzzerbrechend. Der Teufel mag auf die Frage dieses Liedes Antwort geben. Dabei braucht sich die Elbe wahrhaftig nicht zu verstecken. Sie fließt breit und majestätisch dahin. Sie ist schon fast das Meer selbst, ausgeliefert dem Wechsel von Ebbe und Flut. Und wer je seine Nase in diese Gegend steckte, weiß, daß hier das Meer alles ist — noch weit, weit im Land.

Land, dem Meere abgerungen

Das erste Ziel ist der Adolf-Hitler-Koog bei Marne an der Dieckander Bucht. Es ist viel geschrieben worden über dieses im Rahmen des Hinrich-Lohse-Planes entstandene Neuland, über Stolz seiner jungen Siedlungen, über die Fruchtbarkeit seiner Erde, über die Menschen, die hier eine neue Heimat fanden. Mitten zwischen den Siedlungshäusern liegt das Lager des weiblichen Arbeitsdienstes, das ich suche. Es ist ein freundliches Häuschen, in dem zwanzig Mädel leben. Es gibt eben nicht viel zu sehen. Die Arbeitsmaiden sind noch bei den Siedlern, wo sie helfen — in der Hauswirtschaft, bei der Kinderpflege, bei aller Arbeit, wie sie anfällt. Mitten in das Leben werden sie da hineingestellt, wie es wirklich ist. Hier bei den neuen Siedlern, die alle reich an Kindern sind, ist Arbeit genug. Bitte, finde dich da nur zurecht? Genier' dich nicht und greife kräftig zu! Das ist außerordentlich lehrreich und gesund, wenn auch zu Anfang manches Ungewohnte schwer fallen mag. Wie oft muß sich der Mensch später in fremden Verhältnissen zurechtfinden. Gut, wenn er es in der Jugend lernt. Da mag manche junge Maid zunächst verdonnert gestanden haben, aber dann kommt der Ehrgeiz, der Wille, sich nicht unterkriegen zu lassen und dann geht es viel leichter als gedacht. Denn diese Siedler sind ein prächtiger Menschenschlag. Darüber gibt es nur eine Stimme. Diese Menschen hier fallen einem Fremden nicht gleich um den Hals. Das ist nicht ihre Art. Dafür sind sie dort, wo sie zutrauen gesetzt haben, unverbrüchlich in ihren Empfindungen, zuverlässig und stetig. Das ist das, was aus den Worten der Lagerführerin hervorgeht, die selbst von der Wasserkante ist und ihre Art nicht verleugnet.

Und dann stehe ich auf dem Außendeich, hinter dessen sicherem Schutz die dritte gesegnete Ernte heranreift und überfehe das neue Land. Das ist wohl geeignet, Anlaß zu nachdenklicher Betrachtung zu geben. Was weiß der Städter von Land und Raum! Er mag sich etwa neben die neue Hochwasserschutzschleuse stellen und den Adolf-Hitler-Koog mit einem Blick umfassen. Das Meer hat das Land flach gehobelt, die jungen Bäumchen behindern das Auge nicht. Da mag er stehen und lernen, was eigentlich 1100 Hektar Land bedeuten. 4440 Morgen sind hier unter dem Pflug und das ist wahrlich kein Pappenstiel. Neun Kilometer hat der neue Deich zu laufen, damit der Koog seinen Frieden hat. Zwei Schulen wurden für dieses Gebiet nötig und trotzdem haben die Kinder von den entferntesten Siedlungen noch einen Schulweg von dreiviertel Stunden. Hier wo der Kampf um das Land wrakt ist, wo in der Weite meiner Höhe starke Bauerngeschlechter heranwachsen, gerade hier kann uns die Enge des deutschen Lebensraumes bewußt werden und die Notwendigkeit des Kampfes um diesen Raum. Wieviele noch jahrelang warten, das Land warten, das sollte ich erst später erfahren.

Der benachbarte Friedrichskoog, der 85 Jahre alt ist, besitzt einen Fischereihafen, malerisch eingeschnitten in Land und Deich. Hier ist das Reich der Krabbenfischer Silberdittmarschens. Ueber 70 Fischerkutter liegen da gemütlich zusammengekuschelt und warten auf die Flut. Die großen Krabben werden gleich an Bord gekocht auf eisernen Oefen und später zu Delikatessen verarbeitet. Die kleinen Krabben, Gammel genannt, wandern in die am Hafen gelegene Fabrik und nachen sich für ihren Weg. Der Dithmarscher ist nichts ohne seine Heimat.

Ich gehe durch den schmalen Gang des Vorgartens an zwei uralten Linden, an mannshohem Ritterspporn vorbei auf das strohbedeckte Haus zu, dessen Fugen zwischen den roten Ziegeln weiß leuchten. Aus der Tür tritt mir Gustav Frenssen entgegen. Was in seinem Gesicht sofort auffällt, sind die Dithmarscher Augen — leuchtend blau. Was expreßt, ist der stille Ernst in diesem Gesicht. Er führt den unbekannten Besucher in sein Haus.

In einem kleinen Flur hängt Gustav Frenssens Ahnentafel, in Form eines Kreises angeordnet. Er bleibt davor stehen, fährt über eine Linie und sagt: „Nur diese eine Linie trägt den Namen Frenssen. Die Ahnentafeln in der Form eines Baumes geben kein richtiges Bild. Diese Tafel ist eine lebendige Predigt von Blut und Boden. Kleine Symbole deuten die Berufe der Vorfahren an — dem Bauern ein Häuschen, dem Bäcker eine Brezel, dem Tischler einen Hobel. Ich sage: „Also sind Sie Holsteiner in jeder Faser." „Nein", antwortet er, „Dithmarscher." Und dann spricht er von Dithmarschen. Der Ahnentafel gegenüber hängt eine Landkarte. Die Wissenschaft der Andeutungen ist ihm in allen Einzelheiten geläufig. Immer geht es um die See, um verlorenes oder gewonnenes Land. Das wird ein wirklich instruktiver Unterricht. Wir treten an ein Fenster. Er weist auf einen flachen Höhenrücken landeinwärts, der den Horizont begrenzt. Das ist die alte Küste. Auch dieses Land hier war einst Meer. — Die Räume atmen Frieden und Wärme. Er zeigt mir die Arbeitsstätte seiner Lebensgefährtin, die seit 47 Jahre an seiner Seite ist — einen Schreibtisch. „In diesem Schreibmaschine haben wir es nicht mehr gebracht", sagt er mit einem kleinen Lächeln und deutet so die Hilfe an, die ihm die Gefährtin bei seinen Arbeiten leistete. Das besagt nicht den, daß sie weich, was die Arbeit des Schreibens bedeutet, mehr als viele Reden. Dann ist es Essenszeit — einhalb zwölf Uhr mittags. Die Enkelkinder warten. Ich gehe den schmalen Weg zurück zur Dorfstraße.

Ein Storch mit Humor und andere Begegnungen im Dithmarschen

Nun geht die Fahrt tiefer hinein ins Dithmarscher Land. Aus den Weizenfedern weht betäubend der Duft von Kamillen, die zwischen dem Korn blühen. In den Koppel stehen prächtige Kühe, nicht preußisch schwarz-weiß, sondern braun und weiß. In einer Ochsenkoppel frolsiert mitten zwischen dem Mastvieh ein Storch. Einen Ochsen ärgert der Storch, der Storch senkt die Hörner und galoppiert auf ihn zu. Der Storch macht ein paar Flügelschläge, hüpft nur ein wenig weiter. Der Ochse sieht ihm böse zu. Nach einer Weile wiederholt sich das Spiel. Die beiden scheinen sich gut zu kennen und amüsieren sich auf ihre Weise. Die Welt ist so groß. Der Storch braucht nur einen kleinen Flug zu machen. Er tut es nicht. Er ärgert lieber den Ochsen. Nie sah ich einen Storch mit so viel Humor.

Das nächste Ziel der Fahrt ist Meldorf, mit seiner bekannten Gaststätte der „Holländerei". Früher war sie die Milchwirtschaft des dortigen Franziskanerklosters. Hier ging seit Jahrhunderten die große Heerstraße vorbei, die von Hamburg über Heide, Husum nach Tondern führt. Hier wurde auch die Ware umgeschlagen, die die Holländer mit ihren Barken brachten und die für die Ostländer, für Finnland und Rußland bestimmt waren. Die Arbeit, die heute der Kaiser-Wilhelm-Kanal verrichtet, besorgte damals der Ochsenweg, der hinüber nach Kiel führte. Die Zeit aber, wo von Meldorf bis hinauf an die Eider ein Eichhörnchen von Baum zu Baum springen konnte, wie eine alte Chronik erzählt, sind längst vorüber. Nichts erinnert mehr daran, daß hier einst meilenweit Moor und Wald sich erstreckte.

Und hier in Meldorf sollte ich auch erfahren, was eigentlich Dithmarschen ist. Im Landesmuseum zu Meldorf liegt ein Buch, das also beginnt: „Die Geschichte der freien Bauernrepublik Dithmarschen endet mit dem Jahr 1559." Das ist eine lapidare Belehrung. In diesem Jahr nämlich schlug der Herzog Adolf von Holstein-Gottorp, der Bruder des Dänenkönigs Christian III., die unbeugsamen, freiheitsstolzen Dithmarscher, die ihre Freiheitsbriefe auslieferen mußten. Das ist die alte Geschichte, die noch lebendig ist. 29 der Vornehmsten wurden als Geiseln ausgeliefert, unter ihnen einer spätere Landvogt Markus Swin, dessen Pesel aus seinem Haus in der Lehe bei Lunden die Hauptzierde des Landesmuseums ist. Es ist eine Wohnstube mit herrlicher Dolschmitzerei aus dem Jahre 1568, die den Reichtum dieses Landes und eine alte Kultur repräsentiert. Da mag man wohl den Stolz und die Eigenwilligkeit dieser Geschlechter begreifen.

Blond, blauäugig, schlank und rank — von herber Schönheit sind die Menschen im Dithmarscher Land. Photos (2): Bittner-Bilderdienst.

Auch wer sich nicht eingehender mit Rassefragen beschäftigt hat, merkt, daß die Menschen dieser Landschaft ihre eigene Prägung haben. Merkt er es sonst nicht, sieht er es an den jungen Mädchen. Sie brauchen ihre Haare nicht künstlich bleichen. Ihr Blond ist echt bis zur Wurzel. Ihre Augen sind tiefblau und ihre Glieder lang und kräftig. Ihr Blick aber geht gelassen an den Fremden vorüber.

Bei Gustav Frenssen

Der Künder dieser Landschaft und ihrer Menschen ist Gustav Frenssen. Es ist ein Tag, wie er in dieser Gegend nicht alltäglich ist — ganz versponnen in gold und blau und grün. Das Dörfchen Barlt, das sich durch seinen Baumwuchs vor den Dörfern in der Runde auszeichnet, ist die Heimat des Dichters. Hier steht das Haus seines Vaters, der Tischler war. Von hier ging sein Lebensweg aus, der zu Erfolg und Weltruhm führte. Nun hat sich der Kreis geründet. Der Weg führte zu seinem Ausgangspunkt zurück. Das ist ein guter Weg. Der Dithmarscher ist nichts ohne seine Heimat.

Ich gehe durch den schmalen Gang des Vorgartens an zwei uralten Linden, an mannshohem Ritterspporn vorbei auf das strohbedeckte Haus zu, dessen Fugen zwischen den roten Ziegeln weiß leuchten. Aus der Tür tritt mir Gustav Frenssen entgegen. Was in seinem Gesicht sofort auffällt, sind die Dithmarscher Augen — leuchtend blau. Was expreßt, ist der stille Ernst in diesem Gesicht. Er führt den unbekannten Besucher in sein Haus.

Ich war Zeuge als sie . . .

Kriminal-Roman von Bert George

8. Fortsetzung

Das Essen war beendet, die Gäste verließen langsam das Speisezimmer, einige blieben, rauchten und lasen Zeitungen. Meine hübsche Nachbarin reichte mir kokett ihre flosfisch schöne Hand, sie mußte ins Theater. Ich erbot mich, sie zu begleiten. Wir nahmen unsere Mäntel und gingen zusammen bis zur Untergrundbahn. Unterwegs erzählte sie mir, daß Dr. Höffner, der bis vor kurzem noch in Berlin war, vor einigen Tagen wieder nach Nizza gereist sei. Der junge Graf benötigte ihn dringend zur Ordnung des fürstlichen Nachlasses. Oh ich Nizza kenne? Ich verneinte. Auch, sie kenne die herrliche Stadt nicht, aber sie hoffe, demnächst zu ihrem Verlobten auf Besuch reisen zu dürfen. Dann eilte sie die Treppen zur Bahn hinunter, und ich schlug den Heimweg ein.

Diese unverhoffte Entdeckung erregte mich ungemein. Dem Kommissar Riese wollte ich einstweilen noch nichts berichten. „Beobachten", hatte er mir anbefohlen, und das wollte ich vorläufig befolgen. Schließlich — es war ja im Grunde nichts Besonderes, daß ich in Berlin die Verlobte des Herrn Dr. Höffner kennenlernte. Mir war nur rätselhaft, daß sie mir im Anfang so bekannt vorgekommen war. Es hatte keinen Zweck, daß ich mir den Kopf zerbrach, an wen mich die hübsche, reizende Person erinnerte. Wahrscheinlich handelte es sich um eine Aehnlichkeit mit jemand, dem man eine jener schönen „unvergeßlichen" Stunden verdankt, an die man sich dann später nicht mehr erinnern kann . . . Nachdem ich einige Zeit durch die nassen Straßen Berlins gelaufen war, ging ich heim und legte mich schlafen.

Aber ich konnte keine Ruhe finden; ich machte Licht und las. Inzwischen. Dann stand ich auf und machte mir Notizen für meinen nächsten Bericht an die Zeitung. Später legte ich mich wieder hin. Eine Unruhe erfüllte mich, deren Ursache die neue Bekanntschaft war, die ich gemacht hatte. Ich knipste die Lampe aus, die auf dem Nachttischchen stand, und starrte in die Dunkelheit des Zimmers. Langsam wurde ich müde, ohne jedoch einschlafen zu können.

Wer war diese hübsche Blondine? Wo hatte ich sie schon gesehen. Eine solche Figur vergißt man nicht so leicht, ebenso die Anmut ihrer graziösen Bewegungen. Seltsam — dieser Blondkopf mit den dunklen Augen ist doch nicht alltäglich — keinesfalls so alltäglich, wie es ein dunkelhaariges Köpfchen mit dazu passenden dunklen Augen ist — —

Plötzlich fuhr ich in meinem Bett hoch. Ein Gedanke schoß mir durchs Hirn — —ja! Ich hatte den Schleier gelüftet! Jetzt wußte ich, wonach ich seit Stunden grübelte! Ich sprang aus dem Bett und machte Licht. Ein Verdacht — nein, eine Gewißheit entstand in mir, die sich von Sekunde zu Sekunde verstärkte. Erregt ging ich in meinem Zimmer umher. Das Feuer im Ofen war erloschen, es mußte kalt sein, ich merkte es nicht. Es war drei Uhr früh, in der Pension herrschte Totenstille — nichts rührte sich.

Langsam hatte ich einen Plan gefunden, nach dem ich vorgehen wollte: dann legte ich mich schlafen und erwachte, als die anderen Gäste längst gefrühstückt hatten und schon weg waren. Vormittags trieb ich mich in der Pension herum. Ich sprach einige Worte mit Frau Vogelhut, der Schwester unserer gestohlen „Madame Lambert"; sie hatte nicht die geringste Aehnlichkeit mit ihrer geriffenen Schwester, und in ihrer etwas unvollendeten Toilette hatte sie es eilig, von mir wegzutippeln. Ich konnte feststellen, daß die einzelnen Mieter Visitenkarten oder kleine Schilder an ihren Türen befestigt hatten. Auch „Fräulein Malva Horst, Filmschauspielerin" konnte ich an einer Tür lesen; das Zimmer lag am Ende des großen Korridors, den man betrat, wenn man vom Hausflur hereinkam. Seitlich vom Korridor ging es zur Küche und zu den Zimmern der Schwestern Vogelhut, von denen die von mir gesuchte „auf Reisen" war.

Nachdem ich mich auf diese Weise in der Pension orientiert hatte, suchte ich beim Mittagessen Fräulein Horsts Tages- und Nachteinteilung zu ergründen. Ich erfuhr, daß sie tagsüber meist Proben im Filmatelier hatte, abends im Theater spielte und nach der Vorstellung allabendlich in Gesellschaft von Kollegen und Kolleginnen wäre. Vor ein Uhr nachts käme sie nie nach Hause. Wenn ist Lust hätte, so würde sie mich gerne in den Künstlerkreis einführen, ich möchte ihr den Eindruck, als ob ich Interesse für die „Welt des Scheins" hätte, wie sie romantisch ausdrückte.

Die hatte ich nun allerdings plötzlich bekommen. Aber anders, als sich Fräulein Horst vorstellte. Nachmittags kaufte ich mir ein Paar Schuhe mit weichen Gummisohlen, und nach dem Abendessen zog ich mich frühzeitig in mein Zimmer zurück. Die meisten der Pensionsgäste waren noch ausgegangen. Auch Fräulein Horst hatte mich eingeladen, sie nach dem Theater zu erwarten, um mit ihr und einer kleinen lustigen Gesellschaft ein wenig zu bummeln, aber ich hatte dankend abgelehnt und gesagt, ich wäre schon anderweitig gebunden.

In meinem Zimmer arbeitete ich und wartete bis nach Mitternacht. Ich lauschte und konnte feststellen, daß sowohl das Dienstmädchen wie auch die Pensionsleiterin zu rumoren aufgehört hatten, sie mußten schon schlafen gegangen sein. Im Vorplatz brannte kein Licht mehr, die Gäste, die daheim waren, mußten ebenfalls bereits schlafen. Ich nahm eine Taschenlampe, ließ die Tür meines verdunkelten Zimmers leicht geöffnet und ging auf meinen Gummisohlen leise durch den Korridor bis zur Tür von Fräulein Horst. Der Schlüssel hing an dem Türpfosten, sie war also noch nicht zu Hause. Leise steckte ich ihn ins Schlüsselloch und drehte ihn mit größter Vorsicht zweimal herum. Die Tür öffnete sich, schnell trat ich ein und verschloß sie von innen, den Schlüssel zog ich ab und steckte ihn in die Tasche.

Jetzt konnte ich ruhiger sein. Ein starker Duft von Parfüm lag in dem dunklen Zimmer. Ich knipste mein Lämpchen an. Absichtlich unterließ ich es, die Zimmerbeleuchtung anzudrehen, damit kein Lichtschimmer bemerkbar war, wenn draußen jemand vorbeiginge.

Ein winziges Zimmer. Bett, Schrank, Tisch, einige Stühle, ein Waschtisch mit fließendem Wasser, beim Fenster ein kleiner Schreibtisch, auf dem Bücher und Zeitungen lagen. Keine Unordnung zwar, aber doch ein freundliches Durcheinander. Außerdem, wie ich sofort bemerkte, steckten überall die Schlüssel; die junge Künstlerin schien vertrauensselig zu sein. Da auch der Schreibtischschlüssel steckte, so ging ich erst vorsichtig und mit aller Ruhe daran, das mittlere Schubfach herauszuziehen. Briefe, Papiere, Zeitungsausschnitte, wahrscheinlich Kritiken, Ansichtskarten und Photos in allen Größen. Hier Umschau zu halten, würde zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Da liegt ein größeres, offenes Kuvert mit französischen Briefmarken und Poststempel. Ich lese: Nizza. Laß mal sehen; im Kuvert ist ein separater Umschlag, darin zwei Photos; ich betrachte sie: es ist die Gräfin von Sch. Zwei hübsche Aufnahmen, beide ganz gleich, also zwei Photos von ein und derselben Stellung. Ja, so kenne ich sie, so habe ich sie in Nizza gesehen. Sicher stammen die Bilder vom Bräutigam der jungen Dame, Herrn Doktor Höffner, der sie ihr geschickt hat. Ob die Gräfin davon Kenntnis hat? Ich bezweifle es. Indem ich die beiden Bilder beim Scheine meiner kleinen Taschenlampe studiere, entdecke ich plötzlich eine eigentümliche, kaum erkennbare und doch sehr charakteristische Aehnlichkeit. Ich halte den einen Photo find Augenbrauen und Wimpern heller; außerdem reichen die Haare etwas tiefer in die Stirn hinein.

Ich starre auf die Bilder, ich vergleiche sie, und meine Hand zittert vor Aufregung. Ich fühle, daß ich eine ungeheure Entdeckung gemacht habe: die eine Aufnahme stellt Fräulein Malva Horst vor! — — — In der frappant ähnlichen Maske der Gräfin von Sch.! Die Aehnlichkeit ist so lächerlich, daß ich stumm mußte. Allerdings kam auch die Natur Fräulein Horst entgegen: sie besaß nicht nur dieselbe reizende Gestalt wie die Gräfin, der Zufall gab ihr auch einen ungemein ähnlichen Schnitt des Gesichts, des Näschens und des Mundes; sie war die Gräfin in blonder Ausgabe! Und zwar ein so stark betonter blonder Typ, daß sie mich im Leben, wohl an jemand dunkel gemahnte, ohne daß ich mich entsinnen konnte, an wen! Auf dem Papier, in das die beiden Photos eingeschlagen waren, stand mit Bleistift geschrieben: „Augen, Wimpern, Brauen dunkler! Haare sind zu tief in die Stirn. Gruß." Wer immer diese Bemerkung geschrieben — es war dieselbe Feststellung, die ich soeben gemacht hatte.

Ich atmete tief auf. Das war eine Entdeckung, die sich lohnte! Es war die Enthüllung des Mordes an dem Fürsten. Wie wünschte ich jetzt, Herrn Severin wäre hier, damit ich nicht durch irgendeine Ungeschicklichkeit um die Früchte meiner Nachforschungen käme. Ich schob die Bilder wieder in den Umschlag und schloß das Schubfach. Dann öffnete ich das nächste: ein Wust von falschen Perlenketten, Anhängern, Spangen und Ringen, mechten Blumen und farbigen Bändern; und hier — mitten drin: eine kleine Golddose, die vollkommen jener glich, die im Hotelgarten von Nizza eine so verhängnisvolle Rolle gespielt hatte. Ich öffnete sie — — leer.

Das Verbrechen an dem Fürsten stand vor der Aufklärung! Ich hatte die Täterin gefunden! Was die Filmschauspielerin zu dieser Maskerade veranlaßt hatte, welche Bewegründe hinter dem Verbrechen waren, das mußte die Behörde erforschen. Genug für heute, dachte ich, ich habe mehr gefunden, als ich zu hoffen gewagt. Ich holte den Zimmerschlüssel aus meiner Tasche, wollte ihn eben ins Schlüsselloch schieben, als die Klurklingel plötzlich leise schellte. Ganz kurz.

Ich lauschte. Die Tatsache, daß jemand mitten in der Nacht so leise schellte, bewies, daß man dieses Zeichen erwartet. Und richtig, nach wenigen Minuten hörte ich draußen schlurfende Schritte; die Klurtüre wurde geöffnet und geschlossen, und ich hörte leises Sprechen und Wispern, das immer näher kam. Jetzt war es vor der Tür des Zimmers, in dem ich mich befand. Herrgott, — am Ende ist Fräulein Horst schon nach Hause gekommen! Was soll ich tun? Ich war ja gar nicht berechtigt, sie zu verhaften, — wenn sie mich jetzt hier findet — sie wird Krawehn schöpfen — sie wird flüchten — entmischen, und meine ganze Mühe ist umsonst gewesen. — Mir stand der Angstschweiß auf der Stirn.

Ich legte mein Ohr an die Tür und horchte. Eine weibliche Stimme flüstert: „Wo ist der Zimmerschlüssel? Er hängt nicht am Haken?" Eine zweite Stimme, es ist die Pensionsleiterin, antwortet: „Sie ist ausgegangen, du weißt doch, sie kommt nie vor ein Uhr nach Kause."

„Aber sie nimmt doch sonst nie ihren Schlüssel mit!" Pause.

„Wieviel Geld hast du zu Hause?" flüstert es leise.

„Nicht mehr als hundert Mark," antwortet es leise.

„Das ist zu wenig; Fräulein Horst könnte mir einen größeren Betrag borgen, wenn sie daheim wäre."

„Warte doch, bis sie kommt!"

Himmel! Draußen stand die „Madame Lambert" — es waren die beiden Schwestern! Die erstere schien sich also doch in Berlin aufzuhalten, anscheinend hatte sie kein Geld. Da stand ich nun, ohnmächtig, zu handeln! Wahrscheinlich würde sie jetzt Geld bekommen und damit verschwinden — vielleicht für immer! Und ich hatte sie entschlüpfen lassen — es war zum Verzweifeln! Jetzt sprachen sie wieder.

„Das Warten hat keinen Zweck, man kann mich bei dir sehen. Bring mir das Sparbuch. Ich hebe morgen früh von der Berliner Bank dreihundert Mark ab und lasse dir das Buch zuschicken. Ich habe Nachricht, daß ich Berlin schnellstens verlassen muß, man ist mir auf der Spur."

„Um Himmels willen — ist es möglich?!"

„Geh, geh, hole das Sparbuch aus deinem Zimmer, ich packe mir rasch noch etwas aus meinem Schrank."

Die Stimmen entfernten sich, aber ich rührte mich nicht. Es mußte schon weit nach Mitternacht sein, und ich stand im Zimmer des Fräulein Horst wie auf Nadeln. Wenn ich nur bald herauskönnte! Nur jetzt kein unglücklicher Zufall, der alles vereitelte!

Wieder wurde Geräusch hörbar, Flüstern, die Korridortüre wurde leise geöffnet und geschlossen, wieder schlurften Schritte an der Tür vorüber und entfernten sich. Dann war es still. Ohne mich zu rühren, blieb ich noch etwa fünf Minuten stehen, dann gelang es mir, unhörbar aus dem Zimmer zu schlüpfen. Fräulein Horfts Schlüffel hing wieder an seinem Platz.

In meinen vier Wänden mußte ich mich erst mal sammeln. Die Entdeckungen, die ich gemacht hatte, waren von größter Wichtigkeit. Jetzt mußte gehandelt, zugegriffen werden! Sogar die „Madame Lambert" könnte man in Berlin verhaften, wenn man nur wüßte, in welcher Filiale der Bank sie morgen früh das Geld abheben würde. Hier war Eile not! Die Alte wollte verreisen, sie war benachrichtigt worden, daß man sie verfolgte. Wer war der Warner? Wer sind die geheimnisvollen Drahtzieher? Wer ist diese Persönlichkeit, die alles lenkt? Auch die Lambert, alias Vogelhut, war sa nur ein Werkzeug, das uns auf die eigentliche Spur bringen sollte. Die Urheber mußten erforscht werden.

Schon um acht Uhr früh stand ich im Büro des Herrn Riese und erstattete in fliegender Hast meinen Bericht. Meine Ungeduld schien ihn zu amüsieren. Er legte seine Mammutfaust still auf meine Rechte, mit der ich auf seinen Schreibtisch klopfte, um meinen Worten Nachdruck zu verleihen. Dann ergriff er den Hörer seines Apparates und ließ sich mit der Zentrale der Deutschen Bank verbinden. Er benachrichtigte die maßgebende Stelle, und es wurde sofort angeordnet, daß sämtliche Berliner Filialen von der Absicht der Frau Vogelhut, auf ihr Sparbuch Geld zu erheben, zu verständigen seien. Die Frau mußte festgehalten, und das Präsidium unverzüglich angerufen werden, damit besagte Vogelhut von der Polizei abgeholt würde.

„Vorausgesetzt, daß die falsche Lambert auf einer der Filialen Geld abhebt, so sitzt sie heute noch im Kittchen," sagte der Kommissar.

„Und Fräulein Horst? Ich bitte Sie, nehmen Sie die Dame doch auch gleich in Haft! Sie wird uns sonst entwischen, wenn wir nicht aufpassen!"

„Nur Ruhe, Ruhe, lieber Herr Rittmeister. Allem Anschein nach ist diese Pension „Minerva" ein richtiger Schlupfwinkel! Wir dürfen die Vögel nicht verscheuchen, darum wollen wir auch mit der falschen Lambert sehr vorsichtig umgehen; nicht zu früh loschlagen, vor allem noch beobachten! Vergesser Sie nicht, daß, wie Sie ganz richtig vermuten, weder die Lambert noch Fräulein Horst die eigentlichen Urheber der Verbrechen sein dürften. Die Lambert, die das Kind nach Nizza zurückgebracht hat, handelte wahrscheinlich im Auftrage unbekannter Täter. Und das Fräulein Horst? Nach Ihrer Feststellung müßte sie tatsächlich die Mörderin des alten Fürsten sein. Nur eines erscheint mir rätselhaft bei ihr: sie hat den alten Fürsten getötet und lebt jetzt, nach dem Morde, nach wie vor in Berlin als kleine Filmschauspielerin, wohnt in einer billigen Pension und macht keinerlei Aufwand, der auffällt; es bestanden zwischen ihr und dem Fürsten keine Beziehungen. Was hatte der Mord also für einen Zweck? Wo ist der Vorteil, den sie durch eine so schreckliche Tat erzielte? Ist er erkennbar? Nein! Also Hecken Dinge hinter diesem Morde, die wir unbedingt erfahren müssen, und auch Fräulein Horst ist, so verdächtig sie auch ist, „gemietet" worden, genau so wie die sogenannte „Lambert". Es bleibt Ihnen nichts übrig, Herr Rittmeister, zügeln Sie Ihre Ungeduld, bleiben Sie vorsichtig und ruhig wie bisher. Beobachten Sie und halten Sie die Augen offen! Wir werden die oder die Verbrecher auftöhren, und Frau Justitia wird ihr Schwert mit Wucht niederfausen lassen!"

Der Kommissar hatte richtig disponiert. Bereits um halb zehn Uhr meldete man die Festnahme der Frau Vogelhut, die in einer Bankfiliale der Innenstadt Geld abheben wollte. Sie wurde gleich ins Präsidium gebracht und Herrn Riese vorgeführt, der die Freundlichkeit hatte, mich als Zeugen mit der Frau zu konfrontieren.

Ein Schutzmann führte sie herein. Sie sah genau so aus wie damals in Nizza, als ich sie zum erstenmal im Hotel de Rome kennen lernte Geziert nahm die Alte Platz und fragte höchst verletzt nach dem Grund ihrer Festnahme.

„Kennen Sie diesen Herrn?" fragte der Kommissar, indem er auf mich wies. Ich sah allerdings ganz anders aus wie damals in Nizza, daher nahm ich vor allem die Brille ab. Aber die Frau tat so, als ob sie mich noch nie im Leben gesehen hätte; ich half ihrem Gedächtnis nach, schilderte die Szene im Hotel de Rome, nannte ihr den Polizeikommissar Severin und erzählte ihre Flucht aus dem Nizzaschen Untersuchungsgefängnis. Nunmehr geruhte sie, sich zu entsinnen und konnte nicht mehr leugnen.

„Wessen beschuldigt man mich denn?" fragte sie empört. „War es denn ein Unrecht, dem Herrn Grafen von Sch. sein eheliches Kindchen wieder zurückzubringen? Und etwas anderes habe ich doch nicht getan! Das ist doch kein Verbrechen!"

Sommerabend

Jetzt ist der Abend über allen Stunden schön
Wenn nach des Tages Glut die Schatten sinken
Und zarte Wolken über Wald und Höh'n
Das letzte Licht der goldnen Sonne trinken.

Wenn leis ein Lied erwacht und Stimmen flüstern'
Wenn fern im Takt ein Brunnenhebel geht,
Ein Hündlein bellt und durch das Dämmergrünen
Der schwere Atem weißer Rosen weht.

Komm, laß uns durch die stillen Gärten still
Den schmalen Pfad zum hohen Kornfeld schreiten.
Zu all den Aehren, die ich grüßen will,
Noch einmal grüßen, eh' die Sense schrill
Im Schnitt erklingt — und sie zu Boden gleiten.

K. Hansen

„Nun sagen Sie mir, wer Ihnen das Kind übergeben hat." Herr Riese stellte ruhig und gutmütig diese Frage.

„Man hat mir eine Belohnung gegeben, eine schöne Summe, aber der Herr, mit dem ich verhandelte, hat mir seinen Namen nicht genannt; das verstehen Sie doch, Herr Kommissar. Ich habe nur den Auftrag ausgeführt, den er mir gab."

Ich verständigte mich durch eine Geste mit dem Kommissar, ob ich die eine Frage stellen dürfe, was er unmerklich bejahte.

„Hören Sie", sagte ich, „das Kind, das Sie dem Grafen von Sch. zurückgebracht haben, ist nicht das echte. Sie haben ein fremdes Kind unterschoben. Gestehen Sie — wo ist das echte Kind?"

Auch dem raffiniertesten Verbrecher pflegt es, daß er unwillkürlich verdutzt dreinschaut;

man kann ihn, wenn man Glück hat, so überraschen, daß seine Verstellungskunst sekundenlang aussetzt. Ganz so war es in dem Augenblick, als ich der falschen Lambert diese Beschuldigung entgegenhielt. Sie machte ein so verdutztes, dummes Gesicht, ihr Mund blieb offen, sie wackelte mit dem Unterkiefer, brachte vor Erstaunen keinen Ton hervor und sah mich starr an.

Der Kommissar und ich konnten uns nicht enthalten und mußten über die überraschte Alte lachen.

„Es ist so", sagte Herr Riese, „Sie werden beschuldigt, dem Grafen ein falsches Kind unterschoben zu haben! Außerdem stehen Sie im Verdacht, das richtige Kind gestohlen und beseitigt zu haben. Und schließlich — und das ist das Schlimmste! — Sie sind an der Ermordung des alten Fürsten von Sch. beteiligt!"

Das Gewitter, das solchermaßen über Frau Vogelhut hereinbrach, war zu gewaltig: sie geriet in heftigste Erregung, beteuerte, vom Kindesraub keine Ahnung zu haben, die Leute nicht zu kennen, die sie mit dem Kinde nach Nizza schicken, und die Ermordung des Fürsten habe sie erst in Berlin durch Zeitungen erfahren; sie sei von der französischen Polizei verhaftet worden, aber entflohen, weil sie sich völlig unschuldig fühle. Und überhaupt, diese Franzosen! Und jetzt werde sie in Berlin fortwährend belästigt; aus diesem Grunde wolle sie Berlin verlassen. Wohin? In eine andere deutsche Stadt. Warum sie sich in Nizza Madame Lambert genannt? Auf Wunsch ihres unbekannten Auftraggebers, woher sie den verstorbenen Auftraggeber kenne? Ihre Auftraggeber hätten ihr dessen Adresse gegeben und alle notwendigen Anweisungen. Wer ihre Auftraggeber denn seien? Das wisse sie nicht, sie hätte sie seitdem nie wieder gesehen, die Leute hätten nie ihren Namen genannt.

„Verraten Sie uns, wieso Sie, nachdem Sie der französischen Polizei entschlüpft sind, nach Berlin zurückkamen?" Wahrhaftig, das interessierte mich auch sehr.

„Ch, Herr Kommissar, das Gefühl, unschuldig verfolgt zu werden, gab mir Kraft! Ich flog als einfache Schneiderfrau geflebdet. Wo sollte ich hin? Ich ging aufs deutsche Konsulat und sagte, ich sei hier in Stellung, und ein böser Mensch habe mir meine Ersparnisse gestohlen; ich möchte gerne nach Deutschland um Geld telegrafieren. Und der Herr Konsul hatte die Güte, mir das Geld für ein Telegramm vorzustrecken. Und so bekam ich eine Summe aus Berlin; aber ich bin gänzlich unschuldig!"

„Nun passen Sie mal auf, Frau Vogelhut", sagte Herr Riese und markierte den biederen, mitfühlenden Beamten, „es tut uns ja furchtbar leid, aber bis morgen müssen wir Sie hierbehalten; eine Formalsache, weiter nichts. Sie machen auf mich einen sehr vertrauenerweckenden Eindruck."

„Nicht wahr, mein Herr," sagte sie, fortan ihren gezierten Ton anschlagend, „ach, eine allerstehende Dame ist ja so vielen Angriffen und Verleumdungen ausgesetzt, — oh, wenn Sie wüßten!"

Herr Riese wußte —!

„Also morgen sind Sie frei; geben Sie dann wieder ruhig in Ihre Pension und befürchten Sie nichts. Und eines: Bleiben Sie in Berlin, verlassen Sie die Stadt nicht! Sonst müßte ich Sie steckbrieflich verfolgen lassen. Haben Sie verstanden?"

„Jawohl, Herr Kommissar, wenn Sie es wünschen zu bleibe ich natürlich in Berlin", flötete sie.

„Ja, ich wünsche es", sagte Herr Riese, „tun Sie mir den Gefallen, damit ich nicht gegen eine wohlrote Frau vorgehen muß; ich denke in solchen Dingen sehr menschlich. Sie können jetzt gehen, Holzmann", wandte er sich an den Schutzmann, „führen Sie die Dame auf ihr Zimmer und schicken Sie mir Leyh herein. Frau Vogelhut, Sie können sich morgen früh entfernen."

Sie machte einen Knicks zu uns beiden, der uns wieder ein Lächeln entlockte, dann watschelte sie mit dem Schutzmann hinaus.

„Was haben Sie vor, Herr Riese, — ist es denn Ihr Ernst, die Frau wieder frei zu lassen? Sie lügt ja wie toll!"

„Die Person ist dumm wie eine Gans, trotz ihrer Gerissenheit", sagte er. „Aber sie kann eine Fundgrube für uns werden; wir wollen aus ihr herausholen, was nur möglich ist. Jetzt behalte ich sie hier, weil ich nicht will, daß sie nochmals mit dem Fräulein Horst zusammentrifft; ich glaube, die beiden stecken unter einer Decke. Von der Horst wird nichts zu erfahren sein. Ich lasse sie heute noch festnehmen; morgen kann die Alte von hier fort, aber wir überwachen sie auf Schritt und Tritt; passen Sie auf, diese dumme Person ist für unsere Zwecke unbezahlbar!"

Ein Schutzmann in Zivil trat ein, erhielt vom Kommissar Namen und Adresse von Fräulein Horst und den Befehl, sie ohne Aufsehen zu verhaften und eventuell in einem Taxi ins Präsidium zu bringen. Der Kommissar sagte dem Beamten er möge Fräulein Horst raten, in der Pension zu hinterlassen, sie müsse verreisen; er verstand und ging.

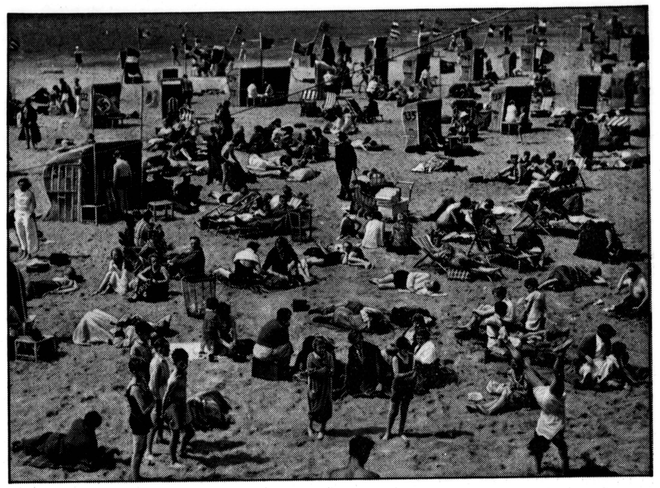
„Es darf niemand irre gemacht werden, wir haben es hier mit einer Kette von Teilnehmern zu tun", sagte Riese, „jetzt muß es Schlag auf Schlag gehen, jede Maßnahme muß erwogen werden, sonst ist unsere ganze Mühe umsonst gewesen. — Sie, lieber Herr Rittmeister, telegrafieren am besten sogleich an den Kommissar Severin nach Nizza, er möge unverzüglich mit allen nötigen Vollmachten nach Berlin kommen. Wir brauchen ihn unbedingt jetzt. Wenn die Bande, die wir festnehmen, Franzosen sind, so haben wir keine Scherereien mit ihnen, wenn Severin bei uns ist. Außerdem — die beiden Verbrechen sind auf französischem Boden verübt worden, daher geht die ganze Geschichte vor allem die französische Behörde an."

„Ich gebe sofort aufs Postamt."

„Und noch eines: Sie müssen heute noch die Pension „Minerva" verlassen, nehmen Sie ein Zimmer im „Bristol". Unter den Linden. Wenn morgen früh die alte Vogelhut heimkommt, dürfen' Sie ihr nicht mehr begegnen, sonst rieckt sie den Braten; sie muß sich sicher fühlen, sie hatte ja nicht eine Sekunde aus den Augen der Polizei."

Rasch eilte ich aufs nächste Postamt und gab an Severin ein langes Telegramm auf. Dann fuhr ich in die Pension „Minerva", bezahlte meine Rechnung, packte meine Habseligkeiten und zog in das mir von Riese empfohlene Hotel, dessen Adresse ich Severin im Telegramm schon genannt hatte. Fräulein Horst ließ ich — mochte sie nun schon „abgereist" sein oder nicht — ein paar Zeilen zurück, um nicht den Verdacht zu erwecken, daß unser beiderseitiges Verschwinden aus der Pension irgendwie zusammenhänge. Jetzt mußte der Stein ins Rollen kommen. Alles hing davon ab, ob die polizeiliche Ueberwachung der sogenannten Madame Lambert das erhoffte Resultat zeitigen würde. Glücklicherweise brachte sie uns dem Ziele immer näher.

Am späten Nachmittag hatte ich bereits Severins Antworttelegramm; er kündigte seine Ankunft für den nächsten Abend an. Inzwischen hatte Riese schon Fräulein Horst verhört und in die Enge getrieben. Angesichts des vorhandenen Beweismaterials mußte sie die Verkleidung zugeben, unter der sie im Nizzaer Hotelgarten gesehen wurde. Aber für die Ermordung des Fürsten stellte dem Kommissar der überzeugende Beweis; infolgedessen leugnete sie die Tat, obwohl man von ihr das Geständnis erhielt, daß sie mit dem kleinen Golddöschen in der Laube gewesen und obwohl ihr die gerichtlich festgestellte Todesursache des Fürsten mitgeteilt wurde. Sie gab auch zu, daß sie von einem Herrn der im Hotelgarten in der Nähe der Laube saß, beobachtet wurde; daß sie ihn von seinem Platz wegelockt hätte, indem sie sich beim Portier nach seinem Namen erkundigte; sie hatte ihn schon vorher die Hoteltreppe herunterkommen sehen und ihn später im Garten wiedererkannt; daher erriet sie, daß es ein Hotelgast sein müsse. Als sie dann seinen Namen erfahren, ging sie selbst in eine Telefonzelle und telefonierte an diesen Herrn, den der Hotelportier durch einen Hotelpagen ans Telefon rufen ließ. Sie selbst sei dann wieder in den Garten zurückgegangen, und da der Fürst eingeschlafen war, nahm sie ungestört das Kind aus dem Wagen, ging durch einen Seitenausgang des Hotelgartens zur Straße, wo sie von Frau Vogelhut, der sogenannten Lambert, bereits mit einem geschlossenen Auto erwartet wurde. Noch am gleichen Abend fuhren sie mit dem Kind nach Berlin, im Schlafwagen hätten sie sich wieder umgekleidet. In Berlin ging es sofort in die Pension „Minerva". Am nächsten Tage mußte sie für eine Woche fort, um auszuwärts zu filmen. Weiter wüßte sie nichts, und hätte sich auch um nichts gekümmert.



Buntes Strandleben

v. Perckhammer, Zander-M.)

Das alles klang sehr lückenhaft und unglaubwürdig. Warum sie den alten Fürsten ermordet, fragte Riese. Das sei unwahr; sie habe nur Auftrag bekommen, nach vorherigem Probieren dem alten Fürsten in der Laube als Gräfin von Sch. entgegenzutreten, ihn zu bedienen, ihm den Tee einzugießen und zu versüßen und später das Kind wegzuknagen. Aber, meinte der Kommissar, woher sie denn dieselbe Goldose gehabt hätte wie der Fürst? Wohl um sie geschickt zu vertauschen? In ihrer Goldose sei wohl das Veronal gewesen? Sie schüttelte den Kopf und leugnete hartnäckig.

Der Kommissar kam nicht weiter mit der Methode gütlichen Zuredens. Erst als er die Behauptung auftischte, daß sie mit ihrem Verlobten, dem Doktor Höffner, zusammengearbeitet habe, und daß er Auftrag geben werde, daß Doktor Höffner sofort in Nizza verhaftet werde, geriet sie in maßlose Erregung. Sie beschwor den Kommissar, sie nicht unglücklich zu machen, ihr Bräutigam wüßte von der ganzen Sache nichts, man möge ihm um Himmelswillen doch keine Unannehmlichkeiten machen. Sie begann zu weinen der Kommissar mußte endlich das Verhör abbrechen und ließ sie in Gewahrsam bringen.

Es gab bis jetzt noch keine Möglichkeit, die Gründe aufzudecken, welche Fräulein Horst zu ihrem Verbrechen veranlaßt hatten. Bis jetzt rückten wir nur zweifelsfrei, daß sie das Kind entführt hatte, und daß sie und keine andere mit dem Mord an dem Fürsten zusammenhing. Aber aber dahinterstand, war noch ein Rätsel. Daß es sich um eine beabsichtigte, großangelegte Erpressung handelte, schien jetzt außer Frage. Aber wo waren die Lenker dieser mit unglaublicher Genauigkeit ausgeführten Verbrechen? Die Polizei stand vor einer verantwortungsvollen, schwierigen Aufgabe.

Am nächsten Abend kam mein lieber Kommissar Severin am Anhalter Bahnhof an, wo ich ihn erwartete. Das kleine Männchen war in einem eleganten Reiseanzug. Mit quecksilbriger Lebendigkeit sprang er vom Trittbret des Wagons, überschüttete mich mit einem Schwall liebenswürdiger Komplimente wegen meiner bisherigen ausgezeichneten Mitarbeit und strahlte vor Vergnügen, als ich ihn, während wir ins Hotel fuhren, rasch von den Ergebnissen unterrichtete.

„Der Kommissar, Herr Riese, meint, daß vielleicht Franzosen die eigentlichen Urheber der beiden Verbrechen sind", sagte ich. „Jedenfalls hat die französische Polizei in erster Linie das größte Interesse an der Aufklärung, denn die Verbrechen sind ja in Nizza verübt worden."

„Wir sind dankbar, daß uns die deutsche Behörde so vorzüglich unterstützt. Ich wäre übrigens auch ohne Ihre Aufforderung gekommen, denn meine Geschäfte in Nizza sind augenblicklich erledigt. Aber Sie haben vollkommen recht: wir haben die unbedingte Pflicht, das Verbrechen, das man in einer unserer ersten Hotels verübt hat, aufzudecken und die Schuldigen zu bestrafen."

Wir waren im Hotel angekommen; ich begleitete Severin auf sein Zimmer, wo er rasch Toilette machte. Nach einer halben Stunde saßen wir schon wieder beisammen im Restaurant des Hotels und speisten mit dem Appetit zweier Jäger, die Kräfte sammeln.

Wir waren beide erfüllt von Freude über die Fortschritte der bisherigen Nachforschungen. Severin überbrachte mir Grüße aus Nizza: das größte Interesse interessierte sich ungemein für meine Tätigkeit in Berlin. Die Gräfin hatte ihn fast täglich angerufen, um nach Neuigkeiten zu fragen. Die Resultate meiner rastlosen Arbeiten hätten den Grafen zu dem Entschluß gebracht, Severin nach Berlin zu begleiten; aber das Schicksal schien ihm den Triumph, die Entdeckung an Ort und Stelle in Berlin mitzuerleben, nicht zu gestatten. Der Graf sei gestern morgen, als er mit seinem Sekretär ausritt, vom Pferd gestürzt und hätte den rechten Schenkel gebrochen. Severin hätte ihm gleich einen Besuch gemacht, um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Der Aermste lag mit einem Gipsverband zu Bett, betreut von seiner Frau und dem alten Sanitätsrat, der immer noch in Nizza weilte und Herrn Severin Grüße für mich mitgab.

Eine übergroße Gestalt trat an unseren Tisch, es war Herr Riese, der mich im Hotel suchte und vom Portier in den Speisesaal geschickt wurde. Ich stellte die Polizeibeamten einander vor, der deutsche Kommissar nahm Platz und sagte, er habe uns interessante Dinge zu berichten. Er schien erbitzt zu sein und sagte, er käme eben aus dem Mittelviertel im Grunewald. Severin schenkte ihm ein Glas Wein ein, und Riese trank hastig einen Schluck.

„Die alte Vogelhut, alias Lambert, ist uns also prompt in die Falle gegangen", sagte er, „aber auch unsere Verbrecher sind in unsere Hände gefallen, nachdem sie von dem übrigen Zug losgekoppelt war. Aaron P. Roß sah in seinem Wagen. Von dem Borgang hatte er nicht allzuviel gesehen, aber er ahnte nichts Gutes.

Feuerkampf um den Expreß-Car

Er verschanzte sich in seinem Wagen, setzte die Tür von innen mit einer schweren Kette und lehnte jede Aufforderung zur Kapitulation ab. Einer der Banditen machte daraufhin den Vorschlag, die Maschine von dem Expreß-Car loszukoppeln, sie ein Stückchen davonzufahren und dann wieder mit voller Wucht auf den Expreß-Car anfahren zu lassen. Dadurch würde die Tür schon aufgehen.

Die Tür sprang tatsächlich aus dem Schloß, aber die Kette hielt. Nur ein schmaler Spalt stand offen. Nun eröffneten die Banditen das Feuer. Aber Aaron P. Roß hatte eine Büchse mit gezogenem Lauf, eine Schrotflinte, und zwei Revolver bei sich. Er erwiderte das Feuer lebhaft.

In diesem Augenblick nahte auf dem Nebengleis der Gegenzug. Schon glaubte sich Aaron P. Roß gerettet — aber er mußte es erleben, daß die Banditen den Gegenzug stoppten und zur Umkehr zwangen. Resigniert fand er sich mit seinem Schicksal ab.

Nachdem das Feuergefecht stundenlang gedauert, gaben den Banditen die Munition aus. Auf einen solchen Gegner waren sie offenbar nicht gefaßt gewesen. Sie traten zu einer kurzen Beratung zusammen und beschlossen, den aussichtslosen Versuch aufzugeben. Schimpfend und fluchend trollten sie sich von dannen.

Darauf fuhr die Lokomotive mit dem Expreß-Car wieder zu dem wartenden Zug zurück und setzte die Reise fort. Aaron P. Roß aber hieß seit diesem Tage Holt-the-Fort-Roß, der Mann, der das Fort gehalten hat . . ."

„Heute gibt's so etwas nicht mehr . . .!"

„Wundervoll", begeisterten sich die Reisenden an der Erzählung des Zugschaffners, einfach wundervoll diese Geschichte vom Holt-the-Fort-Roß. Aber inzwischen ist eben die Romantik ausgestorben. Oder glauben Sie im Ernst, daß heute noch Banditen es wagen würden, einen Expreß-Zug der Southern-Railway-Company zu überfallen?"

In diesem Augenblick ertönte ein fürchterliches Krachen. Ein ungeheurer Stoß erfolgte gleich darauf, das Licht erlosch. Passagiere schrien auf, Fensterscheiben klirrten . . . Ein Unglück war geschehen.

Der Expreß-Zug Nr. 59 stand. Einen Augenblick herrschte Stille. Dann riefen alle durcheinander:

„Schaffner, Schaffner, was ist denn geschehen? Wo sind wir denn hier? Eine Katastrophe — ein Zusammenstoß — Hilfe . . .!"

Plötzlich wurde es draußen hell. Ein flammender Schein huschte auf, verschwand wieder, wurde gleich darauf größer . . . Irgendwo ganz in der Nähe mußte Feuer ausgebrochen sein . . .

Einige Passagiere hatten sich inzwischen gefaßt und öffneten vorsichtig die Türen. Was sie sahen, war allerdings schrecklich genug. Die Lokomotive, der darauf folgende Expreß-Car und noch ein anderer Wagen waren entgleist. Sie lagen jetzt umgestürzt neben dem Bahndamm. Zum Glück hatten sie sich losgerissen, sonst wäre womöglich der ganze Zug umgestürzt.

Die Lokomotive, die mit Oelheizung versehen war, brannte. Offenbar war das Oel ausgelaufen. Einige Bahnbeamte bemühten sich emsig darum, den verletzten Lokomotivführer aus dem Stand herauszuziehen, um ihn vor den Brandverletzungen zu schützen.

„Ihre Brieftaschen bitte . . ."

Immer mehr Passagiere hatten die Türen geöffnet und waren ins Freie getreten. Erregtes Rufen und Fragen erscholl. Ein Bahnbeamter, der eben von der Lokomotive zurückkam, wurde umringt.

„Offenbar ein Anschlag", konnte er nur sagen, „die Schienen waren gelockert . . . Mehr kann ich Ihnen auch nicht sagen. Es scheint nichts weiter passiert zu sein . . ."

Plötzlich zuckte vor den erschrockenen Menschen der helle Schein einer Blendlaterne auf. Eine tiefe Stimme sagte dann kurz und deschlend:

„Keine Umstände, meine Herren, bitte die Brieftaschen . . ."

Der Sprecher war nicht zu sehen. Aber er hielt die Blendlaterne so, daß man den blinkenden Lauf eines Revolvers erkennen konnte.

Schweigend fanden sich die Männer mit dem Unvermeidlichen ab. Wer wollte es wagen, dem Banditen Widerstand zu leisten? Wer weiß, wie viele Spießgesellen noch im Hintergrunde lauerten?

Aber ein besonders humorvoll veranlagter Passagier rettete die Situation. Er sagte nämlich in strahlendster Laune:

„Nein, so etwas! Da gibt es also doch noch den Wilden Westen, obwohl ich es eben erst bestritten habe!"

Die anderen Reisenden mußten unwillkürlich lachen. Und durch dieses Lachen wiederum wurde der Räuber verwirrt. Er murmelte einige unverständliche Worte und verschwand im Dunkeln. Die Eisenbahnbeamten, die sich als erste wieder gefaßt hatten, ließen zwar sogleich ihre Taschenscheinwerfer aufflammen. Aber von dem Banditen war nichts mehr zu sehen.

Der verunglückte Expreß-Zug Nr. 59 mußte einstweilen liegen bleiben. Zwar kam schon nach einer halben Stunde ein Gegenzug vorbei, der anhielt, um die Passagiere in der nächsten Station zu bringen. Aber gleichzeitig war ein Bahntelegramm durchgekommen, in dem die Polizei von Los Angeles darum ersuchte, daß kein Mensch die Unglücksstätte verlassen sollte, bevor die Polizei die ersten Untersuchungen angestellt hatte.

Nach weiteren zwei Stunden traf von Los Angeles ein großer Kraftwagen ein. Er brachte die Polizeibeamten, an ihrer Spitze den Kriminalinspektor Higgins, der die weitere Bearbeitung des Falles übernahm.

Die Jagd beginnt

Am anderen Morgen stand Kriminalinspektor Higgins allein mit seinen Beamten an der Unglücksstätte. Einige Herren von der Verwaltung der Southern-Railway-Company hatten sich hinzugesellt. Die Passagiere des verunglückten Zuges waren einige Stunden vorher mit einem Hilfszug weiterbefördert worden.

Der Täter wußte Bescheid

Kriminalinspektor Higgins wiederholte noch einmal das Ergebnis der bisherigen Untersuchung. Zunächst ist erwiesen festgestellt. Leider kann ihn niemand beschreiben, da es dunkel war und der Räuber außerdem mit seiner Laterne die Ueberfallenen blendete. Sonderbar ist nur, daß der Bandit das Werk so gelaufen hat, ohne sein Werk zu Ende zu führen . . ."

„Vielleicht hat er es mit der Angst zu tun bekommen", warf ein anderer Beamter ein, „oder es war ein Anfänger . . ."

„Nein", ließ sich jetzt einer der Herren von der Eisenbahn-Gesellschaft vernehmen, „ein Anfänger war es bestimmt nicht, denn der Kerl hat genau Bescheid gewußt . . ."

„Woher wissen Sie das?" fragte Inspektor Higgins interessiert.

„Nun — der Mann kannte die Sicherheitseinrichtungen unserer Strecken ganz ausgezeichnet. Er hat diese Einrichtungen so hervorragend berücksichtigt, daß man ihn nicht gut für einen Anfänger halten darf . . ."

„Woher wissen Sie das?" fragte Inspektor Higgins.

„Weil ich eben eine kleine Entdeckung gemacht habe . . ."

Kupferdrähte zwischen den Schienenstößen

Der Eisenbahnbeamte führte die Kriminalisten an eine Stelle, wo zwei Schienen zusammenstießen.

„Sehen Sie einmal genau her", sagte er und bückte sich „zwischen den einzelnen Schienenstößen befinden sich längs der gesamten Strecke kleine Kupferdrähte, die in den Stromkreis der elektrischen Signalanlagen eingeschaltet sind. Wenn nun jemand die Schienen voneinander löst und dabei die Kupferdrähte verletzt, so wird sofort die Signalanlage der ganzen Strecke auf Halt gestellt. Jeder Zug bleibt auf der Stelle stehen. Außerdem wird durch ein besonderes System sofort der nächsten Station signalisiert, daß auf der von ihr betreuten Teilstrecke etwas nicht in Ordnung ist."

„Ausgezeichnet", sagte Inspektor Higgins, „ein vorzügliches System, durchaus geeignet, gewaltsame Veränderungen an den Schienen zu verhindern. Aber was hat das mit unserem Falle zu tun?"

Der Eisenbahnbeamte führte sie an die Stelle, wo die Schienen gelöst waren, über die dann der Expreß Nr. 59 entgleist war.

„Wenn Sie sich bitte überzeugen wollen", sagte er dabei, „der Täter hat die Schienen so vorsichtig gelöst, daß die Kupferdrähte nicht beschädigt wurden. Er hat also, wie wir annehmen können, ihre Bedeutung genau gekannt."

Inspektor Higgins stieß einen kleinen Pfiff hervor.

„Allerdings", sagte er anerkennend, „da haben Sie recht. Der Täter hat sich genau ausgekannt, ein Anfänger kann es also nicht sein."

Dann gab er seinen Leuten den Auftrag, in der Gegend herumzufragen, ob die Bewohner in der letzten Nacht irgendwelche verdächtigen Gestalten bemerkt hätten. Er selbst begab sich nach Los Angeles zurück.

Die erste Spur

Schon am nächsten Tage ließ sich ein Beamter bei ihm melden. Er hatte eine sonderbare Entdeckung gemacht. Auf einem Bauernhof in der Nähe des Tatortes war seit kurzem ein Mann beschäftigt, der sich Lester F. Mead nannte. Der Bursche war in der Gegend fremd. Er hatte jedoch, als die Nachricht von dem Unfall des Expreß-Zuges Nr. 59 bekannt wurde, merkwürdige Redensarten geführt. Seine Arbeitskollegen waren selbst zur Polizei gekommen und hatten dort berichtet, daß Lester F. Mead offenbar von dem Zugunfall mehr wisse, als bisher bekannt sei.

Nach eine andere Meldung erreichte den Inspektor. Ein anderer Beamter hatte, ebenfalls nicht weit vom Tatort entfernt, einen Schuppen entdeckt, der laut Aufschrift der Southern-Railway-Company gehörte. Dieser Schuppen war erbrochen. Inspektor Higgins forderte sofort Beamte der Eisenbahn-Gesellschaft an, die untersuchen sollten, was aus dem Schuppen gestohlen worden war. Einige Stunden später hielt er den Bericht in Händen. Im Schuppen fehlten mehrere Werkzeuge, wie man sie beim Schienenbau benötigt. Unter anderem fehlte auch ein schwerer Hebebaum, wie man ihn benutzt, um Schienen zu heben und zu verlegen.

Das war die erste Spur. Ohne Zweifel. Der erbrochene Werkzeugschuppen in der Nähe des Tatortes, der landfremde Bursche, der heimliche Andeutungen über den Fall machte — das alles genügte, um den Inspektor Higgins frohlocken zu lassen.

„Bringt den Burschen hierher!" befahl er.

Der seltsame Mister Mead war bald zur Stelle, er leistete bei der Verhaftung keinerlei Widerstand.

Geständnisse wie noch nie

Inspektor Higgins nahm sich den Burschen selbst vor.

„Wie heißt du und wie alt bist du?"

„Ich heiße Lester F. Mead und bin 28 Jahre alt."

„Warum bist du hierhergekommen?"

„Es gefiel mir hier ausgezeichnet."

„Hm", der Inspektor sah sich den Burschen genau an. Eigentlich fand er ihn etwas blöde. Man traute ihm ein solches Attentat gar nicht zu.

Higgins räusperte sich.

„Bevor du mir den genauen Hergang erzählst, will ich erst einmal von dir wissen, ob du zugibst, den Expreßzug Nr. 59 zur Entgleisung gebracht zu haben."

„Jawohl, ich gebe es zu", grinste Lester F. Mead.

„Gibst du auch zu, die Passagiere mit dem Revolver bedroht und sie ihrer Brieftaschen beraubt zu haben?" fragte Higgins weiter. „Mit dem Revolver bedroht?" fragte der Bursche erstaunt. Dann aber, als ob er sich besänne: „Jawohl, auch das habe ich getan."

„Und gibst du weiter zu, den Werkzeugschuppen der Southern-Railway-Company erbrochen und beraubt zu haben?"

„Werkzeugschuppen erbrochen?" Der Bursche schien tatsächlich überrascht. „Nun, wenn Sie meinen, Herr Inspektor . . ."

„Bist du verrückt geworden?" schrie ihn Higgins an, „ich will nicht von dir hören, was ich meine, sondern was du getan hast. Hast du den Schuppen erbrochen und beraubt?"

„Jawohl", nickte Lester F. Mead, „ich gebe es zu, ich habe es getan . . ."

„Na, also", knurrte Higgins zufrieden. Dann ließ er den Mann abführen.

Am Nachmittag setzten andere Beamte die Vernehmung fort. Sie forderten den Burschen auf, eine genaue Schilderung des Herganges der Tat zu geben. Insbesondere wollten Sie wissen, was ihn denn dazu getrieben und warum er die Beraubung der Passagiere abgebrochen habe.

Lester F. Mead war sehr schweigsam. Es war wenig aus ihm herauszubekommen. Erst als die Beamten anfingen, selbst zu kombinieren und ihn dann zu fragen, nickte er freudig und erklärte: „Jawohl, ganz genau so war es . . ."

Auf dem Schreibtisch des Inspektor Higgins türmten sich die Akten der Geständnisse des Verbrechers. Der Inspektor konnte nur immer wieder den Kopf schütteln.

Ein Bild von der französischen Eisenbahnkatastrophe

In einer Kurve entgleiste der Schnellzug Paris—Saint Etienne. In den ersten drei Abteilen des am stärksten beschädigten Wagens wurden sämtliche Reisende getötet. Im ganzen werden 27 Tote und 43 Verletzte gemeldet. (Weltbild, Zander K.)

Attentat auf den Expreß Nr. 59

Ein Tatsachenbericht von Hanns Holz

Ein Kapitalverbrechen und eine Justizkomödie

Welt der Frau

Eine unvergeßliche Frau

Henriette Feuerbach

Zur 45. Wiederkehr ihres Todestages am 5. Aug. 1937

Von all den Frauen, denen es vergönnt war, gleich milden Sternen das Leben berühmter Männer mit dem gütigen Licht stetig sorgender Liebe zu überstrahlen, rührte mich immer am meisten eine der verehrungswürdigsten Mütter, Henriette Feuerbach. Sie war eine Heldenseele, reich an Liebe, unendlich reich an Opfern willen. Denn eine Kette von Opfern forderte das Leben von ihr und doch fand es immer dazu ein bereites Herz.

Wehmütig denken wir ihres Schicksals, das sie wohl vorausahnt, wenn sie in einer der frühesten Aufzeichnungen, die sich aus ihren Briefen erhalten haben, schreibt: „Man kann den Trübsinn so genießen, daß er einem zur Heimat wird." Ohne daß er aus dem Grund der Seele weicht, heiter nicht nur scheinen, sondern wirklich sein. Ich bin oft heiter, aber nie froh, und mein Herz hat diese Stelle so verkennt, daß ich wohl kaum das Gefühl ertragen könnte. Sowie ich lebhaft und heiter erregt bin, da fühle ich mein ganzes Wesen angestrengt und ermüdet, ein leises Fieber zittert durch alle Glieder, und ich bin angegriffen von einer solchen Stunde mehr als von Wochen des stillen Kummers und der verborgenen Tränen."

Hermann Uhde-Bernays sagt in seinem Buch über Henriette Feuerbach, daß diese Worte wie das Gebot eines Verhängnisses erscheinen, das ihr ganzes Leben zu einer unerbittlichen Unterwerfung unter eine Folge von Entbehrungen gezwungen hat. Entbehrungen, welche diese Frau ohne ein Wort der Klage ertrug, wenn sie sich in materieller Hinsicht fühlbar machten, unter denen sie aber fast zusammenbrach, als sie ihr inneres Wesen bedrohten. Da gab allein das Bewußtsein der Verpflichtung ihrem Dasein die Kraft, zu leben und zu leiden. Ihr Leben war ein stiller Kampf, den der heroische Gleichmut und das erregte Temperament dieser Frau zu bestehen hatten.

Henriette wurde als Tochter des Pfarrers Johann Alexander Heidenreich am 13. August 1812 in dem Dorfe Ermetzhofen in Franken geboren. In mehreren Generationen war die Familie unter der evangelischen Geistlichkeit vertreten gewesen. Henriettes Vater starb 63jährig, da die Kleine erst zwei Jahre zählte. Die Mutter, aus hochangesehener Ansbacher Familie stammend, kehrte mit Rücksicht auf die sehr beschiedenen Verhältnisse, in ihre Heimatstadt zurück. In entbehrungsreicher Jugend war Henriette schon früh mit der Sorge vertraut geworden; dazu forderte das Universitätsstudium der beiden Brüder neue Opfer.

Henriette war ihren Brüdern herzlich zugetan. Mit ihnen lernte die Heranwachsende lateinisch und griechisch und alle Geschichte. Der stille ernste, wenig gesellige Wilhelm ließ sie an seinen naturwissenschaftlichen Problemen teilnehmen; mit dem lebhaften Christian trieb sie Musik. Die musikalische Begabung Christians verriet nach Clara Schumanns Urteil ein ganz eigenartiges und selbständiges Talent. Christian war es auch, der Henriette ein hocheifertes Verständnis für Bach und für Beethoven vermittelte. Schumann und Brahms zählten später zu ihren Lieblingskomponisten. Für alles Schöne leicht empfänglich, wurde sie auch eine große Literaturfreundin. Goethe wurde ihr Lieblingsdichter, und gerne übergab sie sich dem Märchenzauber der Romantik.

In Ansbach geschah es auch, daß sie im Hause ihrer eng verbundenen Jugendfreundin Elise Feuerbach häufig über deren ältesten Bruder sprechen hörte. Und als nach dem Tode der jungen Frau die zwei kleinen Kinder, Emilie und Anselm zu den Großeltern kamen, war es natürlich, daß gerade ihr freundliches und mitleidsvolles Wesen sich zu den armen Verlassenen hingezogen fühlte. Hatte sie doch ein so liebreiches Herz! Im Tagebuch einer alten Frau schreibt die fast 80jährige von der Warte der Wissenden aus, ihr Gesichtchen überstrahlt von dem milden Lächeln derer, die viel geweint haben: „Ach, ein Herz, das lieben kann, dem wird es nie fehlen in der weiten reichen Welt an einem Gegenstand, welchem es sein Leben liebend hingeben und durch die Hingabe die Verwollständigung der eigenen Natur erringen kann: die Vollendung, welche der Mensch nur im Menschen zu erreichen vermag."

Der Gedanke, eine Lebensaufgabe zu finden, bewog sie, den Antrag des Witwers, seinen Kindern eine zweite Mutter zu sein, anzunehmen. Der Sohn Anselm schreibt darüber in seinem „Vermächtnis": „Grenzenloses Mitleid mit dem kläglichen Anblick eines unpraktischen Mannes und zweier Waisen mag unsere spätere Mutter zu diesem folgenreichen Schritt veranlaßt haben." Und Henriette berichtet selbst in der kleinen Biographie ihres Gatten: „Wenn die tiefste und treueste Hingebung und ein unbegrenztes Vertrauen beglücken kann, so war auch diese zweite Verbindung eine der glücklichsten zu nennen." Im Frühling 1834 folgte Henriette ihrem Gatten, den bedeutenden Archäologen, nach Speyer. Als methodisch ausgebildete Archäologin verfügte sie über ein selten sachverständiges Urteil, das gereifte Männer der Wissenschaft bewunderten.

Nun begann ihr Schicksalsweg. In schwerem Lebenskampf erwarb sie sich jenes tiefgründige Menschentum, das allein Grundlage jeder künstlerischen Gestaltung ist. Sie wuchs innerlich immer mehr, um später ihrem Sohn das sein zu können, was sie ihm vollendet, in gänzlich vom Ich gelöster Geistartheit war.

Denn schon damals gemütsbedrückten Mann wurde Henriette die treueste Pflegerin. Der verhängnisvolle Feuerbachsche Familiencharakter, starke Genialität, stürmisches Temperament, krankhafte Empfindlichkeit für alle Widerwärtigkeiten, hatte sich vom Vater auf den Sohn und Enkel vererbt. Musikalisch, dichterisch hochbegabt, war der Gatte Henriettens, nur ließ er sich von den Impulsen seiner Vielseitigkeit zu wechselvoll bestimmen, als daß er nach einer Richtung hin Entscheidendes hätte leisten können. In den opfervollen Jahren ihrer Ehe tröstete sie die Musik und der sich herrlich entwickelnde Sohn. Mit unsäglicher Liebe ruhten ihre gütigen Augen auf seiner Erziehung, Entwicklung und Vollendung. Es gibt nichts Ergreifenderes als die treuen Worte, die ihre selbst trostbedürftige Seele findet, da sie dem fernen Sohn den Tod des Vaters mitteilt. Wie sie in den letzten Stunden immer nur von ihm zum Vater gesprochen: „Dein Anselm ist wohl und fleißig" — wie da zuweilen noch ein Lächeln über sein Gesicht huschte — und sie schrieb: „Da hab ich ihm seinen Brief in die rechte Hand gegeben, in der linken hatte er Blumen, so ist dein Gruß mit ihm gegangen und ruht an seinem Herzen, das nicht mehr schlägt." Mit einer fast unheimlichen Energie bittet sie ihn: „Gib keiner allzu großen Betrübnis Raum, sei Mann und Künstler und verdiene dem Namen deines Vaters durch dein eigenes Schaffen einen neuen Kranz."

Nach Heidelberg übergesiedelt, vermehrte sie durch angestrengte literarische Arbeit ihre kleine Witwenpension. Ihre Wohnung vereinigte höchste geistige und künstlerische Atmosphäre mit den allerbescheidensten äußeren Verhältnissen. Am guten Flügel erteilte Frau Feuerbach Heidelberger Mädchen Musikunterricht.

Im Frühjahr 1860 ging ihr tiefster Herzenswunsch in Erfüllung: Anselm kam zu Besuch. Aber es wurde ihr hart, in der engen Wohnung und Bedienungslosigkeit seinen Ansprüchen gerecht zu werden. Sein Schönheitsbedürfnis in der Toilettenfrage fast konnte sie nur schwer befriedigen. Der Sohn ahnte nie die Unbilden, persönlichen Opfern die gute Mutter diese eigenen Krawatten, kunstseidenen Mützen und Samtröcke kaufte. Sie war die menschlich so viel größere Seele als ihr Sohn, hinter dem sie immer bescheiden zurücktreten wollte. Mit leidenschaftlicher Innigkeit und tiefstem Danke hing Anselm zeitlebens an ihr. Sie wollte ihn immer wieder vor Ruheregungen bewahren und räumte ihm alle Hindernisse beiseite, wenn er oft recht unmännlich über sein Gesetzt jammerte. Voll tiefer Anteilnahme tröstete sie ihn, wenn seinen Werken, die ganz aus dem Geist der Antike geboren, das Verständnis einflußreicher Persönlichkeiten mangelte.

Körperlicher Leiden wegen mußte der Sohn seine Stellung als Akademieprofessor in Wien niederlegen und bald darauf 1880 traf sie der schwerste Schlag: Anselm starb auf einer Reise nach Italien in Venedig an einem Herzschlag.

Von Nürnberg zog Frau Henriette nun wieder nach Ansbach, wo sie noch zwölf Jahre ein tag dem Andenken des Sohnes und seinem nun rasch wachsenden Ruhm lebte. In größter Bescheidenheit beschloß sie, von ihrer treuen Dienerin Babette Kuß gepflegt, ihre Jahre. „Ich habe keine Lust, so viel Umstände für mein bißchen Existenz zu machen." Mit solchen Worten versuchte sie sich jede Bequemlichkeit.

Junge Freundinnen besuchten sie und lasen ihr noch vor, da ihre Augen durch Starleiden verdunkelt waren.

Manchmal empfindet sie die Einsamkeit hart. Im Tagebuch einer alten Frau schreibt sie da: „Hätte ich Kinder und Enkel, die meinen achtzigsten Geburtstag mit mir feiern wollten, ich würde nicht am Schrecklichsten leben und in meiner halben Blindheit die Federspitze an dem Rand des Tintenglases zerstoßen. Ich würde weiche, warme Strümpfe stricken und Geschichten erzählen. Weihnachten würde mit auch drei Trommeln zugleich nicht zuviel sein." Still und ohne Kampf ging sie am 5. August 1892 dahin. Ihrem bescheidenen Wunsche entsprechend, wurde sie nicht neben dem Sohn in Nürnberg, sondern auf dem Ansbacher Friedhof neben ihrer Mutter beigesetzt.

Rosalie Feuerbach-Reichlein, die vergönnt war, gemeinsam mit dieser großen Frau zu arbeiten, schreibt in ihrer Erinnerung an diese voll tiefunender Ehrfurcht und warmer Liebe: „Das Motiv des Menschen Schicksal ist sein Gesetz", das Henriette Feuerbach einst über die Biographie ihres Gatten schrieb, es gilt auch für sie selbst. Denn nicht ihr Geist, so bedeutend dieser war, sicherte ihr die Unsterblichkeit, sondern die wunderbare Stärke der Gemütskraft, die ihren Namen für immer mit dem ihres großen Sohnes verknüpfen wird.

Maria Ernst.

Meiner Mutter

Von Detlev v. Liliencron

Wie oft sah ich die blassen Hände nähen,
Ein Stück für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Ich sah zum Himmel deine Augen flehen:
Ein Wunsch für mich — wie liebevoll du sorgtest!
Und an mein Bett kamst du mit leisen Zehen,
Ein Schutz für mich — wie sorgenvoll du horchtest!
Längst schon dein Grab die Winde überwehen,
Ein Gruß für mich — wie liebevoll du sorgtest!

Auf Wiedersehen!

Große Kinderstimmen rufen es und zu, glücklich sind sie, unsere Kleinen, in den schönen Sommertagen! Wie reizend sehen sie alle aus in ihren bunten Waschstoffkleidchen, ihren Kretonnesäckchen und ärmellosen Hängerchen! Es ist auch für uns eine große Freude, solche hübsche Kinderkleider selbst nähen zu können.

V 7871 KK 8272 V 8270 KK 7570 V 42162

V 7871. Spenzer aus buntbedrucktem Kretonne mit angesetztem Schoß. Erforderlich: 95 cm Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 4, 6, 8, 10, 12 und 14 Jahre erh.

KK 8272. Ferienjacke aus grauem Lodenstoff mit grünen Aufschlägen. Erforderlich: 1,25 m grauer, 30 cm grüner Stoff, je 130 cm br. Beyer-Schnitte f. 4, 6, 8, 10, 12, 14, 16 J.

V 8270. Leicht zu arbeiten ist das Sommerblüschen aus geblümtem Waschstoff m. angeschnittenen Ärmeln. Erf.: 1 m Stoff, 80 cm breit. Beyer-Schnitte für 5, 7, 9, 11, 13 Jahre.

KK 7570. Knabenjacke aus kariertem Baumwollstoff mit Rückengürtel. Erforderlich: 1,70 cm karierter, 35 cm einfarb. Stoff, 80 cm breit. Beyer-Schnitte f. 3, 5, 7, 9, 11, 13, 15 J.

V 42162. Das bunte Kretonnesäckchen mit Rückengürtel ist eine hübsche Ergänzung zu vielen Kleidern. Erf.: 1,50 m Stoff, 80 cm breit. Beyer-Schnitte für 8, 10, 12 Jahre erhältl.

MK 42145. Gemusterte Honanseide ergibt das Paffenkleid, das unten in Falten ausspringt. Erforderlich: 3 m Stoff, 80 cm breit. Beyer-Schnitte für 13 und 15 Jahre erh.

MK 3588. Zu dem Hängerchen, dessen Träger über Schnur gereiht sind, gehört ein Höschen aus gleichem Stoff. Erf.: 2,30 m Stf., 80 cm br. B.-Schn. f. 3, 5 J. Modell: Lette-Verein, Berlin.

MK 3587. Für die Kleinen ein Hängerchen aus geblümtem Waschstoff mit Langettenschmuck. Erf.: 1,25 m Stoff, 80 cm br. B.-Schnitte f. 2 u. 4 J. Modell: Lette-Verein, Berlin.

MK 42129. Paffenkleidchen aus kariertem Waschstoff mit Pikeekragen und Schmuckfalten. Erf.: 1,75 m Stoff, 80 cm breit. Bunte Beyer-Schnitte für 2, 4, 6 Jahre erhältl.

Zeichnungen: Beyer-Atelier. MK 3587 MK 42145 MK 3588 MK 42129

Haus, Hof und Garten

Die Aufzucht und Erziehung des Hofhundes

Die Wahl eines Hofhundes muß man sich genau so reiflich überlegen wie die eines Rassehundes. Der Hofhund braucht durchaus kein Rassehund zu sein, da auch Bastarde gute und zuverlässige Wach- und Hofhunde stellen. Wem es auf einige Mark nicht ankommt, der sollte natürlich lieber einen geeigneten Rassehund wählen, da die Mischausgaben nur einmalig sind, denn die Futterkosten stellen sich bei Rassehunden auch nicht teurer als bei Bastarden. Außerdem hat er dann auch einen Hund, der sein Auge erfreut, was man von den meisten Bastarden nicht sagen kann.

Welche Anforderungen werden nun an einen brauchbaren Hofhund gestellt? Der Hofhund soll zunächst wachsam, anhänglich, wetterfest und kein Wilderer sein. Wenn er außerdem noch das Wild treiben und hüten kann und ein guter Rattenfänger ist, dann kann man ihn als einen idealen Hofhund bezeichnen. Da

Zeichnung: Gisela M.

Kettenhund an der Gleitstange

sich der Hofhund fast ausschließlich auf dem Hofe zu jeder Jahreszeit aufhalten soll, so sollte man vor allen Dingen keinen kurzhaarigen Hund wählen, da dieser den Unbilden der Witterung nicht gewachsen ist und bei regnerischem, windigem und kaltem Wetter sich lieber in seine Hütte verkriecht, statt seines Wächteramtes zu walten. Stockhaarige, langhaarige und zotthaarige oder rauhhaarige Hunde können den Witterungseinflüssen besser trotzen und sind deshalb vorzuziehen.

Der Hofhund soll aber auch der junge Hund sein, der sich daran gewöhnt hat, nur mal als Fleischfresser geboren ist. Leider herrscht noch immer der Aberglaube, daß junge Hunde durch die Fleischfütterung Staupe bekämen. Gerade das Gegenteil ist der Fall. Je kräftiger ein Hund ernährt wird, desto widerstandsfähiger wird sein Körper dem Staupegift gegenüber. Bei der Verfütterung von Pferdefleisch sollte man vorsichtig sein, da

Bei der Aufzucht eines Hofhundes wird häufig der Fehler gemacht, daß der zukünftige Wächter des Hofes schon in ganz jugendlichem Alter an die Kette gelegt wird und man sein Leben in der Hütte und ihrer nächsten Umgebung vertauern muß. Das ist natürlich eine grenzenlose Tierquälerei, die heute mit Recht schwer bestraft wird. Wer also nicht aus Tierliebe seinem Hofhunde die so notwendige Bewegungsfreiheit gewährt, der sollte es schon aus Klugheit tun. Ein Hund, der in der Jugend nicht die richtige Pflege und Bewegungsfreiheit hat, muß unbedingt verkümmern, körperlich sowohl wie seelisch. Ich habe es selbst erlebt, daß ein Schäferhund, der von seinem verständnislosen Besitzer als Hofhund jahrelang in einem dunklen Verschlag gehalten wurde, kobsüchtig wurde. Die gefürchtete „Stachelbeerkrankheit" kommt also auch bei Hunden vor.

Auch bei der Fütterung des jungen Hofhundes wird aus Gedankenlosigkeit und Unvernünftigkeit viel gesündigt. Welpen, die im jugendlichen Alter von acht Wochen von der Mutter gekommen sind, brauchen zunächst eine mal Milch, in der in den ersten Jahreszeit möglichst warme. In die Milch kann man alte Semmeln brocken oder ein paar Stückchen Hundekuchen. Vor allen Dingen soll aber auch der junge Hund schon Fleisch bekommen, da der Hund nun

der jugendliche Organismus gegen die durchschlagende Wirkung des Pferdefleisches ziemlich empfindlich ist. Kalbsknochen gehören vor allen Dingen auf die Speisekarte des heranwachsenden Hundes, da er sie nicht nur zum Aufbau seines Knochengerüstes und seines Gebisses nötig hat, sondern auch deswegen, damit er sich daran seine Milchzähne ausbeißen und seine Kiefermuskulatur kräftigen kann. Junge Hunde müssen nun einmal knabbern. Manche Hunde beißen allerdings lieber in etwas weichere Gegenstände und bevorzugen Tisch- und Stuhlbeine oder Schuhe und Filzpantoffel. Um ihnen diese „Untugend" abzugewöhnen, gebe man ihnen einen hölzernen Apportierbock zum Spielen. Bei der Verfütterung von Knochen ist streng darauf zu achten, daß er keine Röhrenknochen vom Wild oder Geflügel bekommt, da diese leicht splittern und sich im Schlund, im Magen oder Darm festbohren können. Beim Schweineschlachten ist dafür Sorge zu tragen, daß die jungen Hunde nicht die abgetrennten Klauenschuhe bei Borstentieres verschlucken können. Das kommt häufiger vor, als man denkt, und endet oft tragisch. Kartoffeln sind jedenfalls kein Hundefutter, wenn sie auch in geringen Mengen gefüttert, nicht gerade schädlich sind. Fische und Gemüse, in Hafergrütze gekocht und mit Schmelzbutter und im Frühling junge Fichten werden für den treuen Wachhund eine angenehme Abwechslung sein. Schlieslich können auch Ueberreste von den Mahlzeiten Verwendung finden, wenn sie nicht zu stark gesalzen oder gewürzt sind.

Wieviel Mahlzeiten braucht nun täglich der heranwachsende Hund? Im jugendlichen Alter von acht Wochen sollte er noch fünfmal gefüttert werden, aber jedesmal nur soviel, wie er mit Behagen frißt. Bleiben Reste in der Futterschüssel, so muß er bei der nächsten Mahlzeit etwas weniger bekommen. Auf jeden Fall sollte aber die letzte Mahlzeit die kräftigste und reichhaltigste sein, da der Nachtdienst für den Hofhund ja am anstrengendsten ist. Man hüte sich aber davor, den Hund abends zu überfüttern, da er dadurch träge wird und lieber schläft, statt seines Amtes zu walten. Mit drei Monaten kann der junge Hund mit vier Mahlzeiten auskommen, mit sechs mit drei. Ausgewachsene Hunde brauchen täglich nur zweimal gefüttert zu werden. Daß die Futterschüsseln und Trinktröge, die Hütte und ihre Umgebung immer peinlich sauber gehalten werden müssen, ist für jeden Tierfreund eine Selbstverständlichkeit. Man hüte sich davor, zu den alten Futterresten neues Futter hinzuschütten und gebe im Winter vor allen Dingen warmes Futter.

Auch der Kettenhund muß sich zur Erwärmung seines Körpers häufig mehrere Stunden frei bewegen können. Dadurch werden auch seine Muskulatur, und das Steifwerden der Glieder wird verhindert. Will oder kann man den Hofhund aus bestimmten Gründen nachts nicht von der Kette lösen, dann befestige man an der Stall- oder Hauswand, an der die Hütte steht, eine Gleitstange, an der die lange Kette an der Wand hin- und hergleiten kann. Dadurch gewinnt der Hund mehr Bewegungsfreiheit und einen besseren Ueberblick über den Hof. Eine „ernstere Gesellschaft" wird die aus dem sehr lehrreichen Buch: „Die Dressur des Hundes" von Adam A von Crenk. Verlag J. Neumann. Neudamm auch hier gerne Aufnahme. Die Hütte selbst soll nicht direkt auf dem Erdboden und möglichst windgeschützt stehen. Unter lehe Ecke der Hütte schiebe man einen Mauerstein und bringe am Schlupfloch der Hütte einen dichten Stoffvorhang an, den der Hund beim Heraus- und Hineinkriechen beiseite schieben kann. Alle Fugen und Ritzen sind namentlich bei Beginn der rauhen Jahreszeit zu verstopfen oder mit Lehm zu übernageln. Der Boden soll mindestens eine Hand hoch mit sauberem Heu oder Stroh bedeckt sein, das alle acht Tage erneuert werden muß. Eine sehr gute Isolierung ist auch das Fernkraut, das keine Flöhe aufkommen läßt.

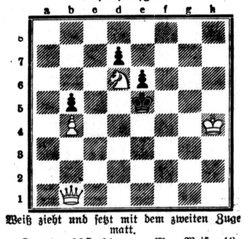
Daß der Hofhund ungeziefersrei sein muß, ist für jeden Hundefreund eigentlich eine Selbstverständlichkeit. Der durch das Ungeziefer verursachte Hautreiz veranlaßt die Tiere, durch Kratzen und Scheuern das Juckgefühl zu beseitigen. Dadurch entsteht schließlich eine Hautentzündung, die wieder neuen Juckreiz hervorruft. Daraus entsteht dann häufig das chronische Näckenekzem, das nur sehr schwer zu heilen ist. Vorbeugungsmittel gibt es eine ganze Reihe. Man wähle aber nur solche, die nicht nur die Parasiten selber, sondern auch ihre Brut abtöten. Sehr gut hat sich in letzter Zeit das Antiparasitikum bewährt. 100 Gramm Antiteer-min, 50 Gramm Schmierseife und ein Liter Wasser werden so zusammengemischt, daß man das Seifenwasser gut aufkochen lassen kann und das Antiparasitikum erst zuletzt, wenn das Wasser gut warm ist. Dann wird der ganze Körper damit eingerieben. Die Augen des Hundes sind aber durch Einstreichen einer neutralen Salbe zu schützen. — Die Erziehung des jungen Hofhundes macht keine großen Schwierigkeiten. Zunächst muß der junge Hund an Gehorsam gewöhnt werden. Er muß, wenn er bei seinem Namen gerufen wird, sofort zu seinem Herrn kommen, der ihn dann mit einem Brocken Fleisch belohnt. (Zucker und andere Leckereien sind den Hunde unzuträglich.) Man gewöhne sich, die Befehle in kurzen Worten zu geben: z. B. „Platz!", wenn er in die Hütte oder auf sein Lager gehen soll, „Brui!", wenn er etwas nicht tun soll, „Faß!", wenn er das Gefügel von der Stadt jagen soll usw. Eine vielseitige Dressur braucht der Hofhund nicht. Wer sich zum Abrichter berufen fühlt, der kann selbstverständlich auch seinem Hofhunde noch allerlei Kunststücke beibringen. Wer in dem oben erwähnten Buch von Crenk anschaulich geschildert sind.

Dr. W. Wieland.

Fremdkörper im Ei. Mitunter werden in Eiern fremde Körper, wie kleine Federn, Stoffschnitzchen, Insekten oder Darmparasiten, angetroffen. Diese Fremdkörper können in den Eileiter gelangen, wenn nach dem Ausreifen des Eis eine Erschlaffung des Muskels des Eileiters eintritt und der Inhalt der Bauchhöhle als solcher gleichsam nach innen gesaugt wird. Durch entgegengesetzte peristaltische Bewegungen des Eileiters können solche Fremdkörper noch weiter nach innen kommen.

Lk.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (B): Weiß (4): Kh4; Db1; Sb6; Bb4. — Schwarz (4): Ke8; Bb5, d7 und e6.

Rätselhafte Inschrift.

Silbenwechselrätsel.

Brezel — Kupfer — Landung — Heraleid — Verdikt — Mispel — Puppe — Humor — Kammer — Egge — Konfekt — Landwehr — Ornat.

Die erste Silbe vorstehender 13 Wörter soll durch eine der nachstehenden derart ausgewechselt werden, daß die Anfangsbuchstaben, aneinandergefügt, einen Wendepunkt im Jahre ergeben.

a — af — e — flag — gra — mit — mün not — num — o — ra — schrip — strie.

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Stadt in der Schweiz, 5. Titelheld eines Romans von Gustav Freytag, 9. römischer Gott, 10. alte hunische Münze, 14. andere Bezeichnung für Einsatzung, 12. junges Schaf, 13. weiblicher Vorname, 14. Nebenfluß der Donau, 17. spanischer Feldherr, 20. sommerliches Vergnügen, 21. Afrikaforscher (†), 22. Schachmeister (†), 23. Vorrichtung zum Verkürzen der Segel, 24. griechischer Gott. — Senkrecht: 1. andere Bezeichnung für Pferd, 2. weiblicher Vornamen, 3. Landschaft in Nordfrankreich, 4. berühmtes Polarschiff, 5. weiblicher Vorname, 6. Metallegierung, 7. Zwangsversteigerung, 8. weiblicher Vorname, 14. männliches Schwein, 15. Bezeichnung für etwas, 16. Gewürz, 17. Zeitraum, 18. Strafstoß im Spiel, 19. Gewürz.

Ergänzungsaufgabe.

Bau — Ger — Schrift — Furt — Tal — Wehr — Lohn — Ring — Pferd — Schiff — Meer — Fleisch — Gast — Text — Blatt.

Jedes der vorstehenden einsilbigen Wörter soll durch Vorsetzen eines der nachfolgenden zu einem neuen zweisilbigen umgewandelt werden. Ist die Ergänzung richtig erfolgt, ergeben die Anfangsbuchstaben, aneinandergereiht, eine beliebte sommerliche Einrichtung.

Dampf — Ei — Eis — Ernst — Fuchs — Geiß — Ill — Ni — Not — Ohr — Rind — Mund — Süd — Ur — Zaun.

Silbenrätsel.

Aus den 22 Silben:

ck — dieb — e — e — ei — en — fel — gel — im — jas — la — lert — me — nat — ne — nor — pe — pis — pos — sel — sel — sens — sig — strut — ter — ters — trep — tus — un — ur — va — wild

sind 16 zweisilbige Wörter zu bilden mit folgender Bedeutung:

1. Halbedelstein, 2. Nebenfluß der Saale, 3 nordische Schicksalsgöttin, 4. deutscher Dichter, 5. Stadt in Hannover, 6. geschmolzene Gesteinsmasse, 7. Gebirgszug im Rheinland, 8. weiblicher Vorname, 9. Stufensteig, 10. Heidengedicht, 11. Verbrecher, 12. Insekt, 13. Ort in Hessen-Nassau, 14. Papstname, 15. Astronom, 16. Schlangenart.

Sofern die Wörter richtig gebildet wurden, ergeben Anfangs- und Endbuchstaben, beides mal von vorn nach hinten gelesen, ein Sprichwort.

Ordnungsrätsel.

Anis — Endivien — Erbsen — Erdäpfel — Estragon — Grünkohl — Gurken — Möhren — Netzmelonen — Rettiche — Spargel — Tomaten — Unterkohlrabi.

Wer wissen möchte, wo die vorstehend aufgeführten Feldfrüchte wachsen, der ordne diese anders. Die Anfangsbuchstaben, zusammengezogen, geben den nötigen Aufschluß.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Da3—a7 K beliebig. 2. Da7xe7 oder —e8 matt. a) 1. . . beliebig anders. 2. Da7xe7 oder —b4 matt.

Rätsel: Reitter.

Silbenrätsel: 1 Regir. 2. Edikt 3. Ravenna. 4. Gymnasium 5. Eggmühl. 6. Revue. 7. Zagrab 8. Enklave. 9. Holbein. — Aerger zehrt am Leben.

Ergänzungsrätsel: Sud Cis Hut. Ulm Ems. Zoo. Jar. Eva Nab. Fer Ehe. Sti. Dyn. — Schützenfest

Rösselsprung: Gut ist's, einen Wunsch zu hegen / In der Brust geheimstem Schrein, / Mit dem Wahn, an ihm gelegen / Sei dein volles Glück allein. — Gut ist's, daß der Himmel immer / Dir verschiebt die Wunschgewähr; / Denn beglückt, du wärst es nimmer / Und du hofftest es nicht mehr. (Rückert.)

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Lodi. 4. Hela. 7. Argus. 8. Lamm. 10. Deep. 12. Alma. 13. Elsa. 14. Maud. 17. Born. 20. Anno. 21. Oese. 22. Afar. 23. Aloe. 24. Lab. — Senkrecht: 1. Lila. 2. Damm. 3. Irma. 4. Hude. 5. Esel. 6. Auva. 9. Altar. 11. Ebers. 14. Maja. 15. Unao. 16. Dose. 17. Boal. 18. Oeta. 19. Reh.

Synonym: 1. rasen. 2. erlauben. 3. gutheißen. 4. ergreifen. 5. neigen. 6. beanspruchen. 7. offenbaren. 8. geleiten. 9. erhärten. 10. nachdenken. — Regenbogen.

Scherzfragen: 1. Der zweite. 2. Das Frühstück. 3. Beim Lesen der Speisekarte.

Zum Waschen und Zum Reinemachen nimm die bewährten Henkelsachen: Persil · Henko · Sil · iMi · ATA

P 1753

Aufopferungsbereit

Onkel Franz klärt seinen Neffen auf: „Alles wimmelt von Bakterien! Papiergeld zum Beispiel ist vergiftet! Du faßt Papiergeld an und es kann dein Tod sein!"

Darauf sagt der Neffe: „Lieber Onkel, gib mir ein paar Zwanzigmarkscheine! Ich bin lebensmüde . .."

*

Frau Müller fragt den Schwimmlehrer: „Was sind das für komische Uebungen, die Sie da mit meiner Tochter machen?"

„Das sind Atemübungen!"

„Mann, atmen kann meine Tochter auch von alleine, schwimmen soll sie lernen!"

Kindermund

„Onkel, ich möchte mal etwas fragen."

„Na, schieß los, Kurtchen!"

„Wenn deine Füße einschlafen, Onkel, machst du dann auch deine Hühneraugen zu?"

*

Krause hielt nicht allzuviel von Lehmanns Kenntnissen in der Mathematik und stellte ihm häufig Aufgaben, um ihn hereinzulegen. Lehmann war jedoch nicht so dumm, wie Krause glaubte. Einmal fragt Krause: „Wenn dieses Zimmer vier Meter lang und drei Meter breit ist, und wenn ich gestreifte Hosen anhabe, wie alt bin ich dann?"

Lehmann überlegt ein wenig: „Vierundvierzig Jahre!"

„Richtig. Lehmann, stimmt vollkommen! Aber sag mal, wie hast du das rausbekommen?"

„Ja, wir haben zu Hause einen halbverrückten Onkel, und der ist zweiundzwanzig Jahre alt!" (Gemmet.)

*

„Bei den jungen Hühnern, die in meiner Brutmaschine ausgebrütet worden sind, befand sich eins mit drei Beinen."

„Das darf nicht vorkommen, da müssen Sie die Brutmaschine mal nachsehen lassen."

(Hamburger Illustrierte.)

*

Ein etwas zweifelhaft aussehender Mann kommt zu einem Juwelier und bietet ihm einige wertvolle, ungefaßte Steine zum Kauf an.

Der Juwelier betrachtet aufmerksam die Steine: „Waren sie schon mal gefaßt?"

„Ich?" stotterte der Fremde. „Nein!"

Energische Anpreisung

Hutverkäuferin (zur guten Kundin): „Aber ich bitte Sie, gnädige Frau. Das ist ein fabelhaftes Modell. So elegant und leicht. Und wie es Ihnen gut steht. Kein Mensch wird Sie darin wiedererkennen."

Wie gewonnen, so zerronnen

Sie: „Oh, Hans, dies diebische kleine Ding von Mädchen, das wir vorgestern hinausgeworfen haben, hat uns unsere besten Handtücher gestohlen."

Er: „So, welche waren das denn?"

Sie: „Ach, das waren die schönen Tücher, die wir aus dem Münchener Hotel auf unserer Hochzeitsreise mitgenommen hatten."

*

Frau Müller sucht ein Hausmädchen. Endlich scheint sie die richtige gefunden zu haben: „Also, liebes Fräulein, meine Bedingungen sind vierzig Mark monatlich und dann selbstverständlich — gute Behandlung."

„Aber keine Sorge, gnädige Frau, gut behandeln werde ich Sie bestimmt!"

*

Richter: „Ich glaube, wir sahen uns heute nicht zum erstenmal hier."

Angeklagter: „Kann wohl sein, ich kann mir aber doch unmöglich alle Herren Richter merken, mit denen ich in Berührung komme."

*

Mr. McGreen aus Aberdeen verlangt in einer Gärtnerei eine Gurke.

Die großen kosten einen Schilling, die kleinen nur einen Sixpence.

„Ich kaufe die kleinere, hier ist das Geld, reißen Sie aber die Gurke nicht aus dem Beet heraus. Ich komme in vierzehn Tagen wieder und hole sie ab, wenn sie groß geworden ist."

*

„Was spielt denn eigentlich Ihre Tochter auf dem Klavier?"

„Oh, die macht einen Haydn-Lärm!"

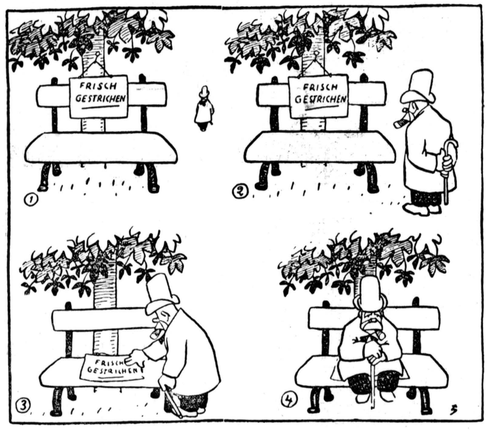
Zu viel!

Fridolin war ein wenig abergläubisch. Darum ging er eines Tages zu einer Wahrsagerin und ließ sich in der Hand lesen.

„Was haben Krankheiten in meinem Leben zu tun?" forschte er.

„Sie bleiben immer gesund, ja, es hat den Anschein, als ob Sie sogar von kranken Menschen gemieden werden."

Da erblaßte Fridolin. „Ums Himmels willen — und ich studiere Medizin!"



„In diesem Mantel kann ich mich nicht mehr sehen lassen!" erklärte sie. „In der Straße kennt ihn schon jeder!"

„Also dann ziehen wir um!" bestimmte er. (Lustige Blätter.)

*

„Ach, Fräulein Wally, was müßte ich Ihnen geben, um einen einzigen Kuß von Ihnen zu erlangen?"

„Ein Betäubungsmittel!"

*

„Sehen Sie den Mann dort in der Ecke?" fragte der angehende Sherlock Holmes.

„Das ist ein ganz einsamer Mensch! Keine Kinder, die Freude in sein Dasein bringen, keine Neffen oder Nichten, die Onkel zu ihm sagen. Ja, nicht einmal ein Kindchen seiner Wirtin, das ihm abends mit einem Lächeln die Heimkehr verschönern könnte . . ."

„Und woher wissen Sie das alles?"

„Sehr einfach!" gab er zur Antwort. „Ich sah, daß er eine Schachtel Zigaretten öffnete und das Sammelbildchen daraus fortwarf!"

(Koralle.)

*

A.: „Ich glaube, Sie wechseln Ihre Gesinnung ebensooft wie Ihr Hemd!"

B.: „Was wollen Sie damit sagen — soll das nun eine Beleidigung sein oder ein Kompliment?"

Lehrer: „Man muß alles von Grund auf lernen, sonst lernt man es nie richtig — und wenn du noch mal sachst, Kurt, dann kannst du was erleben!"

Kurt: „Ich dachte nur eben — Schwimmen auch!"

*

„Ich glaube, Herr Müller, wir kriegen heute noch ein Gewitter", sagte der junge Buchhalter zu seinem Chef.

„Wir? Wir? Darf ich fragen, seit wann Sie Teilhaber der Firma sind?"

*

„Ihr Herz ist ganz gesund! Damit können Sie siebzig Jahre werden!"

„Aber, Herr Doktor, ich bin ja siebzig Jahre."

„Na — was habe ich Ihnen gesagt?"

*

Zwei Vegetarier gingen in ein Wiener Restaurant und wurden vom Kellner — wie üblich — begrüßt:

„Ä Schweinsbratl wär no da, aber scho an wunderschönes Schweinsbratl!"

„Wir sind Vegetarier!" lehnen die Herren ab.

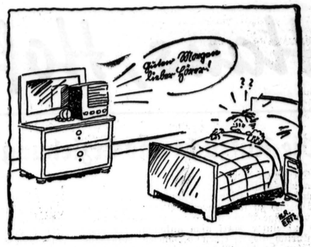
„Woos san Sö?"

„Vegetarier! Wir essen kein Fleisch, nur Gemüse . . ."

Da geriet der brave Kellner in Saft.

„Was red's denn so geschwollen daher" — knurrte er — „sagt's do glei, daß ka Göld hadts!"

Zur Funkausstellung



Die automatische Schaltung: „Huch, habe ich mich erschreckt."

Der Bildfunk

„Ja, Frau Hedöns so bleibt er wenigstens abends zu Hause." (Die kluge Frau baut vor.)

„Da ist ja endlich der Kerl, der mir das Geld für den Frack schuldig geblieben ist."

Die Medizin

Arzt: „Sie wollen die Medizin nicht einnehmen?" Denken Sie doch einfach, es sei Bier."

Patient: „Dann möchte ich lieber Bier einnehmen und denken, es wäre Medizin."

*

„Die Hose ist dir zu kurz? Hast du denn schon mal versucht, die Hosenträger etwas länger zu machen?"

„Habe ich . . ., aber es ist so ein unangenehmes Gefühl, immer auf den Knöpfen zu sitzen!"

*

Zwei kleine Freunde trafen sich im Schulhof. „Hör mal, Hans", sagte Peter, „ich habe ganz vergessen, dir zu sagen, daß du selbstverständlich morgen mit uns auf den Ausflug kommen sollst. Du wirst doch mitmachen?"

„Das ist jetzt zu spät", antwortete Hans bitter, „ich habe schon gestern in meinem Abendgebet gebetet, daß es morgen Gewitter geben möchte."

Rechenunterricht

Der Lehrer sagt: „Ich gebe dir sechs Aepfel. Du sollst mit deinem Bruder teilen. Jeder soll genau di Hälfte bekommen. Wieviel bekommt dann dein kleiner Bruder?"

„Zwei, Herr Lehrer."

„Unsinn! Du kannst ja nicht rechnen."

Der Junge lachte: „Ich schon. Aber mein kleiner Bruder noch nicht."

(Nachtausgabe.)

*

Tommy: „Sag, Pappi, wo hört denn bei der Schlange der Leib auf und fängt der Schwanz an?"

Vater: „Stör mich nicht immer, wenn ich lese, Bengel!"

Tommy: (nach fünf Minuten): „Sag, Pappi, wenn ich ein Loch im Strumpf habe, wo ist dann das Stück Strumpf hingekommen, das da früher war?"

Vater (wütend): „Kinder müssen ihren Mund halten, wenn Erwachsene lesen!"

Tommy (nach fünf Minuten): „Sag, Pappi, warum müssen Kinder ihren Mund halten, wenn Erwachsene lesen?"

(Pick me up) Koralle.

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

Damenbart Radikal beseitigung läßt Haare durch die weltbekannte Hebamatur. Ärztl. Gold Medaille. Gros. Preis Brüssel 1930, London 1933. Dankerfüllte Zuschriften über Dauererfolge (Ausbleiben d. Nachwuchses) Kleinkur RM 2.75, kurz RM 3.85, f. geb. Flächen RM 5.50 und 6.50 Nachnahme. Helwata G. m. b. H., Köln 114

Gegen Verstopfung **Kneipp-Pillen** MKT.-Kneipp-Kur-Wegweiser kostenlos durch Kneipp-Mineralheilmittel-Zentrale-Würzburg

OHR-SCHUTZ ist WOHLTAT durch schalldämpf. Ohrtropfen „AKUSTIKA" bei Zugluft, Krankheit, beim BADEN, i. Beruf! In Apoth. / Drog. 50 u. 90 Pfg.

Herdfeger reinigt u. poliert zugleich

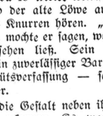
Heiraten Jg. Mann, 28 J., kath., wünscht mit liebem häuslichen Mädel zw. spät. **Heirat** in Briefwechsel zu treten. Angebote mögl. mit Bild u. Nr. 7/169 an „Der 7. Tag", Paderb.

Suche ig. Mädel zum Kennenlernen. Bin Anfang der 30 Jahre, kath., in guter Arbeitsstellung. Offert. mit Bild erbet. unter Nr. 7/168 an „Der 7. Tag", Paderb.

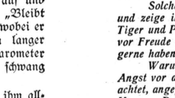
Heirat kennen zu lernen. Bin Anfang der 30 Jahre, kath., in guter Arbeitsstellung. Offert. mit Bild erbet. unter Nr. 7/168 an „Der 7. Tag", Paderb.

Katholische Eheanbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. diskrete, erfolgreichste, größte, kirchlich gebilligte Vereinigung. In 16 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Anerk. vorm. Einrichtg. und Arbeitsweise. Neuland-Verlag R, Herne i.W. Mühlenstraße 7

Inserieren bringt Gewinn



Nähmaschinen seit 60 Jahren gut u. preisw. bei **Ritter** Paderborn Dom gegenüb. frei Haus überall hin.



Die goldgelbe Kiste! mit den Allgeyer-Früchteflocken kommt auch zu Ihnen. Reine Naturkost, wie frischen Beeren und Früchten gepreßt, auf Fl. gefüllt. 12 Fl. 13.35. Prosp. Allgeyer, Stuttgart-W 14 Marienstr. 5

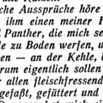
Allgeyer's flüssige Früchte

. . . denn nur in der Wiederholung der Anzeige liegt der Erfolg!

Kleinanzeigen haben immer Erfolg

Warum nicht in diesem Sommer ein neues Fahrrad? Wir machen Ihnen bestimmt ein gutes Angebot. **E.&P. Stricker** Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

HOGAN gegen Nerven- u. Kopfschmerzen in Apotheken M 0.80 u. 1.50



Ganzgummi wasserdichter Alltagsschuh aus schwarzem Lackgummi. Gr. 22–26 M 1.50, 27–35 M 1.75, 36–37 M 1.95, 40–47 M 2.50. Bestellungen Gleichzeitig an unsere neue Sommerschuhliste. Sie finden darin zahlreiche vorteilhafte Angebote für die ganze Familie. Postkarte genügt. **Speier** Überlandhaus Frankfurt (Main) MK 40

Recht deutliche Schrift erbitten wir bei ihren Anzeigen-Manuskripten!

Nehmen Sie bitte bei allen Bestellungen. Anfragen. Bewerbungen usw auf die Anzeigen im „7. Tag". Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeigen im „7. Tag" Erfolg haben

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": 2. Vj. 37: 29 983. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.

6. Jahrg. – Nr. 35 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 15. August 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pfg. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Der König in der Erniedrigung

Begegnung mit einer Löwenfamilie

Wenige Tiererlebnisse sind so erschütternd wie dieser Bericht von Simba, dem König der Tiere in der Erniedrigung. Wir entnehmen ihn mit freundlicher Erlaubnis des Verlages F. A. Brockhaus dem „Löwenbuch" von Martin Johnson, der mit seiner Frau Osa seit vielen Jahren mit der Kamera nach den Tierwundern Afrikas jagt.

Wir hatten uns darauf eingerichtet, eine Nacht am Blankettfluß, eine Tagreise unterhalb unseres Lagers, zu verbringen. Zu unserer Enttäuschung stießen wir jedoch dort nur auf wenige Löwen. Am zweiten Morgen, als wir gerade heimkehren wollten, erblickte ich einen hübschen Löwen, der neben einem zwei Meter hohen Termitenhügel saß. Im Gras zu seinen Füßen konnte ich schwach die Umrisse eines zweiten Löwen erkennen.

Irgend etwas in dem Gesicht des alten Burschen zog mich an. Eigentlich war es ja nur ein weiterer Löwe in der unendlichen Reihe von Löwen, die wir in den letzten Wochen gesehen hatten. Und trotzdem drückt sich in der dünnen, geraden Nase und den breiten, von schwarzer Mähne umrahmten Backen ein Charakter aus, die mich an einen Krieger denken ließ, der lange gekämpft hat — nicht um der Lust am Kampfe willen, sondern für die gerechte Sache.

Da der Löwe mich nicht zu bemerken schien, ging ich zum Wagen zurück, an dem Bukari beim Einpacken für die Heimkehr war, und befahl ihm, die Kameras zu bringen.

„Ein Löwe?" fragte er, wie es schien, etwas verächtlich.

„Nein, ich glaube zwei", sagte ich. Sowohl Osa als auch ich waren der Meinung, daß er einigen Film wert sei.

Ich weiß heute noch nicht, ob wir instinktiv so dachten; jedenfalls hatten wir aber recht.

Als wir uns etwa 45 Meter leewärts begeben hatten, stand der alte Löwe auf und ließ ein warnendes Knurren hören. „Bleibt mir ja vom Leibe", mochte er sagen, wobei er kaum die Zähne sehen ließ. Sein langer Schwanz — stets ein zuverlässiger Barometer für kätzliche Gemütsverfassung — schwang langsam hin und her.

Jetzt war auch die Gestalt neben ihm allmählich besser zu erkennen. Es war eine Löwin. Neben ihr hockte ein neugieriges Junges, das nicht über sechs Monate alt sein konnte.

Vielleicht kam der Löwenvater jetzt deshalb knurrend ein paar Schritte auf uns zu, weil er bemerkte, daß wir seine Familie entdeckt hatten. Auf jeden Fall enthüllte sich nun ein tragisches Familienschicksal vor unsern Augen. Als sich der Löwe bewegte, faden wir nämlich, daß er ein steifes Hinterbein hatte und hinkte. Quer über seinen Rumpf lief eine handbreite Narbe, die nur von einem Eingeborenenspeer herrühren konnte.

„Donnerwetter", erinnere ich mich ausgerufen zu haben. „Sieh nur, wie dünn der alte Bursche ist!"

Wir sahen jetzt, daß er tatsächlich nur aus Haut und Knochen bestand. Ebenso ging es seiner Frau und seinem einzigen Sohn! Ja, das Gesicht des kleinen Burschen hatte den verknifenen Ausdruck eines armen Kindes, das Zeitungen austragen muß, um zum Lebensunterhalt der Familie beizusteuern.

Die Löwin beachtete uns kaum. Sie blickte traurig-besorgt zu ihrem Gatten auf und rieb mit leisem Knurren, das beinahe ein Schnurren war, ihre Schulter an seinem Körper. „Reg' dich nicht auf, Simba", schien sie zu sagen. „Ich glaube nicht, daß sie uns etwas tun wollen."

Jetzt wußten wir, warum sich die Löwenfamilie weit entfernt von ihren Artgenossen hier in dieser Gegend aufhielt. Die Löwin liebte ihren Löwen und ihr Junges. Hätten die drei sich nordwärts verzogen, so würde das Gesetz der Wildnis sich ausgewirkt haben: ihre Schönheit würde einen andern Löwen angelockt haben, und der lahme Alte würde Weib und Kind verloren haben.

Mit wachsendem Mitleid beobachteten wir die Familie stundenlang. Sie konnte ja nichts dafür, daß sie Löwen waren und auf dieser Welt lebten. Sie wußten nur, daß der Hunger in ihren Eingeweiden nagte und daß dem einzigen Glück, das sie je gekannt hatten, schweres Unheil drohte.

Nach einer Weile waren sie sich darüber klar geworden, daß wir sie nicht angreifen würden; sie fingen daher an, uns nicht mehr zu beachten. Der lahme Vater legte sich wieder hin, ließ uns aber nie ganz aus den Augen, während die Mutter daranging, sich an der einzig möglichen Lösung des Jammers zu versuchen. Sie war zwar nicht der Ernährer der Familie, aber sie war entschlossen, zu tun, was sie konnte.

In der Nähe graste eine kleine Herde von Zebras. Sie stieß das Junge mit der Nase an und deutete mit dem Kopf in der Richtung auf das Wild.

„Sieh dorthin, Junge", mochte sie zu ihm sagen, „es ist genug für uns alle zu essen da, wenn du mir helfen willst."

„Ja, Mutter", winselte das Kleine. „Ach, ich habe solchen Hunger!"

„Also gut, mein Sohn. Paß auf, was ich dir sage. Schleiche du dich hinter die Zebras und brülle so laut du kannst. Dadurch werden sie Angst bekommen. Wenn sie dann die Flucht ergreifen, werde ich ihnen den Weg verlegen und ein Stück erlegen, wenn ich kann."

„Gr—r—r", brummte der alte Löwe, was wohl bedeuten sollte: „Ihre Hufe sind scharf. Nimm dich in acht." Er machte jedoch keinen Versuch, ihnen zu helfen. Wahrscheinlich hatte er sich längst mit seiner Hilflosigkeit, so gut oder schlecht es ging, abgefunden. Er rieb sich nur ein wenig an seiner Frau, leckte ihr aufmunternd das Gesicht und sah ihr traurig nach, als sie sich durch das Gras nach der andern Seite der Zebraherde zu davonschlich.

Eine Stunde lang beobachteten wir die Taktik des Jungen und seiner Mutter. Es war wohl nicht zweifelhaft, auf welche Art sie zum Ziele zu kommen versuchten; sie hatten jedoch nicht den gerinsten Erfolg. Das Junge hatte natürlicherweise noch nicht gelernt, sich nahe genug an Wild heranzupirschen, ohne bemerkt zu werden; infolgedessen trabten die Zebras in verschiedenen Richtungen davon, wenn es in ihre Nähe kam. Die Mutter wiederum hatte weder das Gewicht noch die Kraft, ein ausgewachsenes Tier nie-

Kleiner Wüstenkönig beim Schopf gefaßt! Dr. Schneider, der Leiter der Leipziger Löwenzucht, mit einem seiner kleinen Lieblinge, über deren Aufzucht wir im Innern des Blattes ausführlich berichten. (Foto: Dr. H. Franz)

„Nein mit Löwen und Tigern möchte ich nichts zu tun haben; da ist man ja seines Lebens nicht sicher. Gefährlich spitze Krallen, riesengroße Reißzähne, das furchtbare Gebrüll, dazu die kalten Augen; falsch und heimtückisch sind diese Tiere wie alle Katzen!"

Solche Aussprüche höre ich immer wieder, und manchmal nehme ich dann den betreffenden "Tierfreund" an der Hand und zeige ihm einen meiner Freunde. Gottlob habe ich viele Freunde gerade unter den Raubtieren, ausgewachsene Löwen, Tiger und Panther, die mich seit Jahren kennen und die jedesmal grüßend schnurren und prusten, den Kopf am Gitter reiben, sich vor Freude zu Boden werfen, und so lange keine Ruhe geben, bis sie gestreichelt werden, am Rücken oder — was sie besonders gerne haben — an der Kehle, links und rechts zwischen Schnurrbart und Ohr.

Warum eigentlich sollen Raubkatzen falsche Bestien sein? Das ist gerade solch ein menschliches Vorurteil wie unsere Angst vor allen fleischfressenden Tieren überhaupt. Ich glaube,daß ich gut zweihundert Raubtiere aus nächster Nähe beobachtet, angefaßt, gefüttert und geliebkost habe, große und kleine; nicht die geringste Schramme nahm ich als Andenken mit nach Hause. Dagegen hat mich eine Trakehner-Rappstute heftig gebissen, und zweimal verwundeten mich „possierliche" Schimpansen; ein Rehbock ließ mich gar einen unfreiwilligen Purzelbaum schlagen, obwohl ich ihm saftigs Kohlblätter anbot.

Wenn meine Tierverbundenheit überhaupt eine Rangordnung zuläßt, so bekenne ich unumwunden meine ganz besondere Liebe gerade zu diesen Bestien, den wilden Großkatzen. Betrachten sie nur einmal ohne Vorurteil den Gang eines Tigers, die Geschmeidigkeit, Anmut, federnde Kraft in jeder seiner Bewegungen; schauen sie reglos einer Löwin zu, die mit ihren drei Kindern sich beschäftigt (Katzen sind vielleicht die besten Mütter unter den Tieren, die besorgtesten, die saubersten); genießen sie die vollendete Körperbeherrschung, die Klugheit eines spielbesessenen Rudels von halberwachsenen Raubtieren, und sie werden nicht nur herzlich erfreut sein, sondern bald selbst erkennen, daß es auch zu diesen Geschöpfen Gottes einen Weg für uns Menschen gibt. Ruhe und dänkellose Geduld sind allerdings vonnöten; der Zauberspruch aber heißt: die Sympathie des Herzens.

Paul Eipper.

derzuwerfen. Kurz vor Sonnenuntergang gaben sie es auf.

Am nächsten Tag sahen wir die unglückliche Familie wieder, als sie ein Tal in der Nähe kreuzte. Das Junge trabte voraus, während die Löwin getreulich neben ihrem hinkenden Gatten herging. Als wir am Nachmittag auf sie stießen, waren sie noch immer ohne Nahrung. Die Löwin schien mir schwächer geworden zu sein, und das Junge war ganz schlapp vor Hunger. Wenn es jemals eine „vordringlich fürsorgeberechtigte Familie" gegeben hat, so war es diese. Irgend etwas mußte für sie geschehen; ehe wir also abfuhren, gingen wir zur nächsten Zebraherde und suchten ein Stück aus, das uns alt und gebrechlich schien, genau als ob wir zu einer gewöhnlichen Rinderherde gegangen wären. Wir erlegten das Tier schmerzlos mit einem einzigen tödlichen Schuß und schenkten den Kadaver den hungernden Löwen.

Zunächst waren sie mißtrauisch und wollten nicht näher kommen, solange wir uns in der Nähe der Beute aufhielten. Wir zogen uns also etwas zurück und warteten. Es dauerte eine halbe Stunde, bis die Löwin und ihr Junges herankamen. Der Krüppel folgte mit einigem Abstand nach.

Wir ließen sie etwa zehn Minuten lang fressen. Die kleinste Bewegung, die wir machten, verscheuchte jedoch sofort die ganze Familie. Sie waren wirklich schon arg heruntergekommen, die armen Löwen. Obwohl sie dem Verhungern nahe waren, wagten sie nicht die geringste feindselige Bewegung.

Mehrmals zogen wir uns zurück, um sie heranzulocken; sie verschwanden jedoch immer wieder, ehe ich nahe genug heran war, um eine Aufnahme zu machen. Schließlich gab ich es auf.

Wir kamen am nächsten Morgen wieder zu derselben Stelle. Die drei Löwen räumten gerade mit den letzten Resten des Zebras auf; aber sie waren nicht fröhlich. Ein enger Kreis übler Gesichter hatte sich um sie gebildet: Hyänen, die auf eine gute Gelegenheit warteten. Wir mußten daran denken, wie es dem Krüppel ergehen würde, wenn sein Weib ihn je verstieße. Unerbittlich ist das Gesetz der Wildnis.

Geschichte um König Farouks Thron

Ein Haudegen Napoleons begründete Ägyptens Selbständigkeit

Der „Bonaparte des Orients"

Die französische Regierung hat dem jungen König Farouk I. von Aegypten, der vor kurzem feierlich den Thron bestiegen hat, das große Band der Ehrenlegion verliehen, mit dem interessanten Hinweis, daß einer der Vorfahren des Monarchen — König Farouk führt seine Abstammung bis auf den Propheten Mohammed zurück — ein alter Haudegen Napoleons I. war.

Man weiß, daß die ägyptischen Könige ihre Abstammung bis auf den Propheten Mohammed zurückführen können. **König Farouk I.**, dem unlängst anläßlich seiner feierlichen Ausrufung zum Herrscher das ganze 18-Millionen-Volk Aegyptens begeistert zujubelte, ist also ein direkter Nachkomme des großen Religionsstifters. Wenig bekannt aber dürfte es sein, daß der junge König unter seinen Ahnen auch einen französischen Soldaten hat, einen **Mitkämpfer Napoleons I.**, der als weitgereister Abenteurer nach Aegypten kam und unter dem Namen **„Soliman Pascha"** zu einem der größten Feldherren des Orients und zum Gründer einer schlagkräftigen ägyptischen Armee wurde.

Dieser Mann, der Urgroßvater des jungen Königs Farouk, begann seine Laufbahn als Sohn eines Tuchscherers in Lyon und hieß de Sève. Sein Lebensroman ist spannender und abenteuerlicher, als ihn ein Dichter erfinden könnte. Als „verlorener Sohn" verließ er das Elternhaus, sein Tatendrang war kaum zu bändigen, er erlebte die napoleonischen Kriege vom Anfang bis zum Ende, wenn er auch selbstverständlich, obwohl man von seiner Tapferkeit Wunder und Zeichen berichtete, immer nur ein einfacher Soldat blieb. Er kämpfte in der Marine bei Trafalgar, zog mit Napoleon nach Rußland, machte den furchtbaren Rückzug unter Marschall Ney mit und erlebte die Schlachten bei Bautzen und Waterloo. Als der korsische Eroberer zusammenbrach, wurde de Sève aus der Armee entlassen. Aber er war — eine wahre Landsknechtnatur — nun einmal beim bürgerlichen Leben abhold, und sehnte sich weiterhin nach Krieg, Ruhm und Abenteuern. Darum beschloß er, sein Glück im Orient zu versuchen.

General Soliman Pascha

Er bietet dem Herrscher Aegyptens Mehemet Ali seine Dienste an und führt sich am ägyptischen Hof als „Oberst de Sève" ein, eine kleine „Freiheit", die der Tuchscherssohn später freilich hundertfach gut gemacht hat. Dank seiner Geschicklichkeit und militärischen Kenntnisse wurde der angebliche Oberst sehr bald zum **„Organisator der ägyptischen Armee"** ernannt. De Sève trat zum Islam über und zog an jenem Tage in die Geschichte des Orientes als „Soliman Pascha" ein. Er verhalf Mehemet Ali, der zunächst nur der vom Sultan eingesetzte Statthalter von Aegypten war, zu einem modernen schlagkräftigen Heer und einer Flotte nach europäischem Muster. Er schlug die Aegypten bedrängenden Mameluken und führte auch einen Feldzug gegen die Wahabiten so glücklich durch, daß sich Mehemet Ali zum unabhängigen Herrscher Aegyptens erklären konnte. Der Sultan widersetzt sich diesem Plan. Schon will Mehemet Ali nachgeben, aber Soliman Pascha erklärt die von ihm geschaffene Armee stark genug, um gegen die Türkei bestehen zu können. So wird dem Sultan im Jahre 1831 der **Krieg erklärt**. Soliman Pascha besiegt die Türken bei Adana und bei Konia und wird mit einem Schlage zum „Bonaparte des Orients".

Erst das Eingreifen Rußlands zugunsten der Türkei bringt den Frieden, in dem zwar Mehemet Ali die Würde des „Scheiks el Haram von Mekka" nicht aber die von ihm angestrebte erbliche Sultanswürde erhält. So ist die Waffenruhe nicht von langer Dauer, 1838 bricht der Krieg von neuem aus, und abermals erntet General Soliman Pascha **unsterblichen Ruhm**. Er erobert die Festung Acron und bringt den Türken bei Nisibis eine derart vernichtende Niederlage bei, daß der Krieg damit entschieden ist. Am 13. Juni 1841 wird diesmal ein Friede geschlossen, der Aegypten zu einem selbständigen und völlig unabhängigen Land macht und in dem durch ein großherrliches Dekret das Herrscherhaus Mehemet Alis für alle Zeiten als **erblich e Dynastie** in Aegypten bestätigt wird. Mehemet Ali nahm den Titel „Chedive" an und zeichnete den Mann, dessen strategischem Genie er seinen Königsthron verdankte, den einstigen napoleonischen Soldaten de Sève, mit allen nur erdenklichen Ehren aus.

de Sèves Traum erfüllte sich

Wie aber ist Soliman Pascha, der „Bonaparte des Orientes", zum Vorfahren des heutigen Königs von Aegypten geworden: Hier spielt eine romantische **Liebesgeschichte** herein. Soliman Pascha verliebte sich anläßlich einer Expedition nach Griechenland in ein schönes junges Mädchen, das er später heiratete. Eine Tochter entsproß dieser Ehe, die sich — sozusagen zum Lohn für die Verdienste Solimans Paschas — Mehemet Alis Thronfolger **Scherif Pascha** als Gattin erkor. Der Enkel dieses Scherif Paschas aber war der verstorbene König Fuad von Aegypten, der Vater des nunmehr regierenden Farouk I. So ist ein Haudegen Napoleons nicht nur zum Gründer einer selbständigen ägyptischen Dynastie geworden, sondern auch zum Vorfahren eines Königs, der zum erstenmal nach langer Zeit wieder ein **unabhängiges Aegypten regiert**. **Bekanntlich hat sich** das nationale Aegypten erst vor kurzem von der britischen Oberhoheit freigemacht und ist ein Staat geworden, der seine Geschicke selbst leitet. Und so fand der 17jährige Farouk einen Thron vor, wie ihn sein Urgroßvater, der Tuchscherssohn de Sève und ruhmreiche General Soliman Pascha erträumt hat.

Die Todesmauer von Grindelwald

Ist die Eiger-Nordwand unbezwingbar? — Verordnungen und Verbote um einen Berg

Durch die bergsteigerische Großtat der Münchener Seilmannschaft Zimmermann, Wollenweber und Lohner, die die Eiger-Ostwand durchkletterte, ist dieser mörderische Berg wieder in den Vordergrund des Interesses gerückt. Noch immer aber ist die Nordwand unbezwungen, jene Todesmauer, die bisher noch jedem Menschen trotzte

„Sicht verbote, ob Wand, zum Donnerwetter!" beharrt Sepp Hörnli, einer der besten Grindelwalder Bergführer, auf die wiederholten Fragen einer Bergsteigergruppe, die wieder einmal die Vorbereitungen zur Durchkletterung der Eiger-Nordwand trifft. Die Wächter der Berge sind unerbittlich. Nicht umsonst hat der Kanton Bern ein Verbot der Besteigung des mörderischen Felsens erlassen und der Deutsch-Oesterreichische Alpenverein beschlossen, bei Unglücksfällen an dieser „Todesmauer" keine Versicherungsbeträge mehr auszubezahlen, wenn nicht die Erkletterung der Eiger-Nordwand ausdrücklich genehmigt wurde. Denn dort oben auf den Felsen sitzt der graue Tod, der jeden, der sich gegen ihn versucht, in die gähnende Tiefe schleudert oder in Schnee und Eis erfrieren läßt.

Einige hundert Meter oberhalb der Bahnstation Kleine Scheidegg erheben sich aus der grünen Matte sechs schlichte Holzkreuze. Wind und Wetter haben sie schon etwas verwittert, obwohl es nicht so lange her ist, daß sie gezimmert wurden. Frisch aber sind die Kränze aus Alpenrosen und Enzian, die die Namen Mehringer Seilmaner, Hinterstoisser, Kurz, Rainer und Angerer umhüllen; sie mögen wohl erst vor wenigen Tagen gewunden worden sein. Jeder Berokamerad, der sich trotz Verbot und Warnung anschickt, den Angriff auf die Nordwand zu unternehmen, gedenkt zunächst vor diesen Kreuzen der letzten Toten der 3975 Meter hohen Riesenpyramide, deren 1800 Meter hoher nördlicher Steilabfall schlechthin als **unbezwingbar** gilt.

Unbezwingbar? Dieses Wort kennt kein echter Alpinist, der sich mit Leib und Seele den Bergen verschrieben hat. Und so lange sich in den Berner Alpen der schroffe Kalkfelskegel des Eiger erhebt, so lange wird es immer wieder Menschen geben, die das Unmögliche möglich zu machen versuchen, die erbittert jedem Hindernis trotzen wollen, das sich ihnen entgegenstellt, und die schließlich gerne ihr Leben opfern, wenn der Berg stärker ist als ihr Mut und ihre Leidenschaft.

Die todbringenden Steinlawinen

Im Dorfe Grindelwald führt man eine genaue **Chronik** über den Eiger. Ein Bergführer, der selbst schon einmal vergeblich den Felsen belagerte und nur mit knapper Not sein Leben retten konnte, gewährt uns Einblick in dieses Buch auf deren Seiten mit knappen trockenen Sätzen das erbitterte Ringen, die Dramen und Tragödien in Eis und Fels für alle Zeiten festgehalten sind. Die Geschichte des Eiger ist nach diesen Aufzeichnungen noch verhältnismäßig jung. Es mußten zuvor noch weitaus bekanntere Gipfel bezwungen werden, bevor man sich an die Eiger-Nordwand, der höchsten und steilsten Mauer der Alpen, wagte. Dreißig Jahre lang dauerte das Ringen um die Nordwand des Mettlerhorns, bis endlich die Brüder Franz und Toni Schmid den Sieg davontragen konnten. Fünf Tage und fünf Nächte hinz die Seilschaft Melsenbach-Merkl in der 1100 Meter hohen Nordwand der Aiguille des Grandes Charmoz im Gebiete des Montblanc, bis auch dieses schwierige Problem der Alpen gelöst war. Es folgten die Nordwände der Großen Zinne, des Meiskhorns, des Grands Jorasses, von denen erst in den letzten Jahren eine Erstbesteigung gemeldet werden konnte. Und dann stand mit einem Male die Eiger-Nordwand im Mittelpunkt der großen Bergfahrten.

„Die 1800 Meter hohe Wand schreckt alle ab, jeder versuchts und jeder kehrt hängenden Kopfes zurück," so lautet einer der ersten Einträge von schwerer Hand, die auch niederschrieb, daß der berühmte Bezwinger der Mahrmann-Ostwand, der Ramsauer Bergführer **Rederbacher**, der erste war, der die Eiger-Nordwand ernstlich erkletern wollte. Mit seinem hervorragenden englischen Seilgefährten **Farrer** kam er im Jahre 1983 nach Grindelwald, mußte aber bald das Unmögliche seines Beginnens einsehen und ließ die Hände von diesem Felsen, von dem er sagte, daß es Wahnsinn sei, ihn zu besteigen. In den Jahren nach dem Kriege hatten die besten Bergsteiger aus der Schweiz, aus Deutschland, England und Frankreich ebensowenig Glück, denn die **Steinlawinen**, die unaufhörlich in die Tiefe polterten, machten jeden Versuch, sich zum Gipfel emporzuarbeiten, zuschanden

Das Glück entscheidet

Und doch standen Menschen schon auf der Spitze des „Unbezwingbaren". Dem Japaner **Maki** und dem Bergführer **Kaufmann** gelang im Sommer 1921 die **Erstbesteigung**, die sie allerdings über die weitaus weniger schwierige Ostwand unternahmen. Zwölf Jahre später ging ein 60jähriger schweizerischer Bergführer den gleichen Weg im Winter, ein weiterer Aufstieg einer vier Mann starken Seilschaft über den 1000 Meter beschabbellenden Ostgrat erfolgte, und zu diesen großartigen Erfolgen gesellte sich jüngst jener der Münchener Kletterer Zimmermann, Wollenweber und Lohner. Doch die Eiger-Nordwand steht immer noch unbezwungen da.

„Wir halten sie deshalb für kaum bestiegbar," sagen uns die Grindelwalder Bergführer, „weil es bei dieser Wand nicht allein auf ungeheuer viel Mut, Todesverachtung, Ausdauer und höchste Technik ankommt, sondern in erster Linie hier der **Zufall** und das **Glück** eine große Rolle spielt. Eine solche Riesenwand, die kaum einem Fuß Halt bietet, erfordert mindestens 3—4 Tage Kletterzeit. Wetzt schon das Windkleren unvorstellbare Schwierigkeiten, so muß es fast als unmöglich bezeichnet werden, daß während dieser Tage und Nächte nicht ein Wetterumschlag erfolgt oder Steinstürze und Lawinenbrüche jedes weitere Vordringen verleiden. Diese äußeren Ursachen haben bisher alle Katastrophen an dieser Wand herbeigeführt. Vielleicht gelingt aber einer Seilschaft doch einmal das Unwahrscheinliche. Denn echter Klettergeist ist da, und oft schon sind Wunder menschlicher Leistungskraft geschehen."

Dies nebenbei

Die **Gehirnchirurgie** hat in der letzten Zeit wesentliche Fortschritte gemacht, nach denen es scheint, daß große **Teile des Gehirns entfernt** werden können, ohne daß die geistigen Prozesse stark in Mitleidenschaft gezogen werden. Aus Amerika liegen Berichte vor, daß ganze Hälften des Gehirns entfernt sein sollen, aber genauere Angaben über den geistigen Zustand nach der Operation wurden nicht mitgeteilt. Nun werden in der englischen Aerztezeitschrift „British Medical Journal" Berichte über acht Gehirnoperationen veröffentlicht, die besonderes Interesse dadurch erhalten, daß über das weitere Schicksal der Patienten genaue Angaben gemacht werden. Sechs von den Operierten, von denen bei dreien der linke Stirnlappen entfernt worden ist und bei drei anderen der rechte, sind am Leben geblieben. Eine Patientin, die vor der Operation ein schlechtes Gedächtnis und einen Mangel an Konzentrationsfähigkeit hatte, dazu unter schweren Kopfschmerzen litt und bei der sich schwere Schwindelanfälle zeigten, die für verschiedene Formen von Gehirngeschwülsten bezeichnend sind, fühlt sich jetzt, achtzehn Monate nach der Entfernung des erkrankten Gehirnteiles, so gut wie je in ihrem Leben". Ihr Gedächtnis, ihre Konzentration und ihr Benehmen sind völlig normal. Sie verrichtet sehr viel Hausarbeit, kocht, liest, näht und hört Rundfunk. Eine andere Patientin verdient nach der Entfernung eines großen Teiles des Gehirns ihren Lebensunterhalt als Haushälterin. Der dritte Patient, dessen Gedächtnis so schwach war, daß seine Fähigkeit zu arbeiten dadurch schwer beeinträchtigt wurde, war zwei Monate nach der Operation imstande, allein auf eine weite Entfernung zu einem Genesungsheim zu reisen, wo er jetzt mit anderen Kranken Karten spielt; er erklärt, daß er sich besser und klarer im Kopf fühle als es seit Jahren der Fall war. Man hatte die Frage aufgeworfen, ob es einen Unterschied bedeute, ob der linke Gehirnteil oder der rechte entfernt wird. In den Ergebnissen hat sich kein bemerkbarer Unterschied gezeigt. Man kann nach diesen Operationen natürlich nicht etwa annehmen, daß große Teile des Gehirns, die dabei betroffen waren, keinen wirklichen Nutzen hätten, sie zeigen vielmehr nur, daß die anderen bleibenden Teile des Gehirns imstande sind, dieselbe Art geistiger Tätigkeit auszuüben.

*

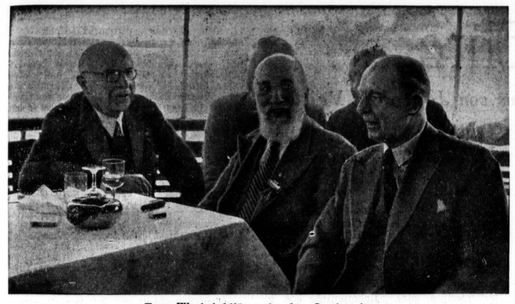
Ein eigenartiges schweres Unheil ist, wie aus Istanbul berichtet wird, über das Bauerndorf Dura in der Nähe von Adna durch Bienen hereingebrochen. Hier wurde, etwas außerhalb des Dorfes, eine große Bienenzucht unterhalten, von der die Bewohner zum großen Teil ihren Lebensunterhalt verdienen. Es sind etwa 400 Bienenkörbe. Nun geschah es, daß ein Esel, der von einem Knaben ungeschickt geführt wurde, plötzlich im Galopp davonlief und gegen einen Bienenkorb stieß, der umstürzte. Sofort schwärmten dicht gedrängt die Bienen heraus und stürzten sich auf das Tier, das vor Schmerzen infolge der Stiche in Wut geriet. Als der Esel zu fliehen versuchte, um sich den Angriffen der Bienen zu entziehen, stieß er die Hunderte von Bienenkörben nacheinander um, und nun schwärmten zahllose Bienen aus, überfielen das Dorf, drangen in die Häuser und zwangen die Bewohner zu schneller Flucht auf die Felder, wohin sie sie weiter verfolgten. Auf den Feldern bot sich den wütenden Bienen eine leichtere Beute in den Hunderten von Kühen und Pferden, die dort weideten. Der Bienenkrieg endete damit, daß eine ganze Anzahl Tiere von ihnen getötet wurden und viele Personen, die von ihnen gestochen oder auf der schnellen Flucht zu Boden gestürzt waren, in das Krankenhaus gebracht werden mußten.

*

Um den Besuchern aus der ganzen Welt die nächtliche Vision der römischen Bauwerke von Pompeji bieten zu können, wird eine Illumination eingerichtet, deren erste Vorführung unter Leitung von Professor Maiuri soeben stattgefunden und großen Beifall erzielt hat. Ein Teil der toten Stadt wurde durch zerstreutes und zurückgestrahltes Licht aus Quellen, die geschickt verborgen waren, erleuchtet. Vorläufig handelt es sich nur um den Teil von Pompeji, der sich von Porta Marina bis zum Forum erstreckt, aber weitere Teile sollen schnell in Angriff genommen werden. Dabei werden die Straßen vom indirekten Licht erleuchtet das aus den Läden, die an ihnen liegen, herausstrahlt. Die Wirkung hat, wie die ersten Betrachter erklärten, einen großen ästhetischen Reiz und übt einen phantastischen Zauber aus.

*

Wie aus London berichtet wird, ist das **stärkste Kind der Welt** gestorben; eine Angina hat den kleinen Jonas dahingerafft, der im Alter von drei Jahren bereits 1·25 Meter groß war und 35 Kilo wog. Er war imstande, 25 Kilo mit einer Hand zu heben. Schon sein Vater und sein Großvater waren ungewöhnlich stark. Sein Vater konnte eine Eisenstange mit größter Leichtigkeit biegen. Anzeichnlich hat der kleine Riese gerade wegen seines erstaunlichen Wuchses nicht die genügenden Reserven in seinem Körper finden können, um der Krankheit Widerstand zu leisten.

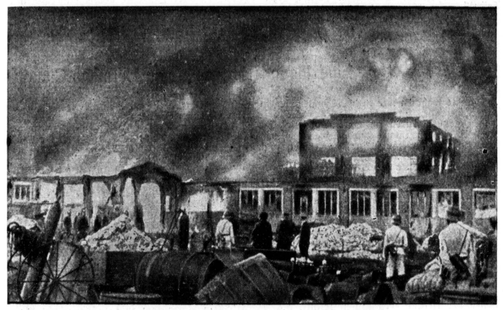


Zum Werksjubiläum in den Opelwerken

Zum 75jährigen Bestehen der Opelwerke unternahmen die 1000 ältesten Gefolgschaftsmitglieder dieses Betriebes eine Rheinfahrt, an der auch die Söhne des Gründers, Geheimrat Wilhelm Opel (links) und Dr. Fritz Opel (rechts), zusammen mit dem ersten Lehrling Adam Opels, dem 87 Jahre alten Max Klingelhöfer (Mitte) teilnahmen. (Weltbild, Zander-K.)

Der XII. Internationale Homöopathische Kongreß in Berlin eröffnet

In Anwesenheit des Stellvertreters des Führers, Reichsminister Rudolf Heß, wurde in der „Alten Aula" der Berliner Universität der XII. Internationale Homöopathische Kongreß eröffnet. Zweiter von rechts: Reichsärzteführer Dr. Wagner. Weiter: Reichsminister Rudolf Heß, Präsident Dr. Gagliardi-Rom; Reichsapothekerführer SA.-Gruppenführer Schmierer und Stadtmedizinalrat Dr. Conti. (Weltbild)



Großes Schadenfeuer in einer Lederfabrik

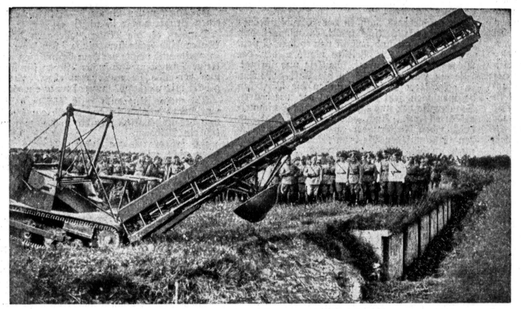
In einer Lederfabrik in Gadeland in der Nähe von Neumünster brach ein Feuer aus, das sich in kürzester Zeit auf das ganze Grundstück ausbreitete. Nicht eins der zahlreichen Gebäude konnte gerettet werden, obgleich die Feuerlöschpolizei und zahlreiche andere Wehren der umliegenden Ortschaften sowie zwei Wehrmachtsbataillone eingesetzt wurden. Der Sachschaden beträgt mehrere Millionen Reichsmark. (Weltbild, Zander-K.)

Der Sport am Sonntag

Links oben: Gall erringt in Hohenstein-Ernstthal auf BMW. den Großen Preis von Deutschland für Motorräder 1937. — Rechts oben: Kampf um den deutschen Polizeimeistertitel, der in Frankfurt a. M. stattfand. General Daluege im Gespräch mit polnischen Polizeioffizieren. — Unten links: Henkel gewann in fünf Sätzen in Hamburg die Deutsche Tennismeisterschaft. — Unten rechts: Von der deutschen Schwimmeisterschaft in Düsseldorf. Die ausgezeichnete Müllerin im Brustschwimmen, Wollschläger-Duisburg wird von ihren Kameradinnen nach dem Siege stürmisch gefeiert. (Zander-K.)

Kostümprobe zu Berlins 700-Jahrfest

Die Vorbereitungen für die 700-Jahrfeier der Reichshauptstadt sind in Stoffmalereien, Schneidereien, Stickereien, Tischlereien und in Hunderten kleiner und großer Gewerbebetriebe in vollem Gange. Einem jungen Mädel wird hier gerade für den historischen Festzug ein Kostüm angepaßt. Scherl, Zander-K.)

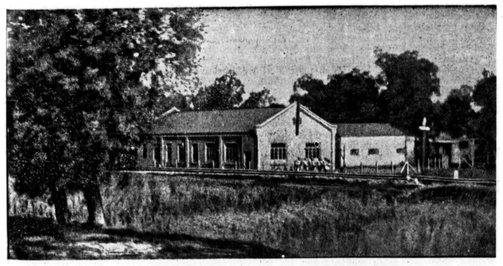


Ein Tank, der sich selbst eine Brücke baut

Bei den großen italienischen Manövern sah man einen Tank, der mit einer etwa sechs Meter langen Brücke ausgerüstet ist, die er bei der Ueberwindung von breiten Gräben auslegt, als Brücke benutzt, und nach der Ueberwindung des Grabens mit besonders konstruierten Schenkeln nach vorn schwenkt. (Pressephoto, Zander-K.)

Endlich glücklicher Sieger

Manfred von Brauchitsch konnte nach einer langen Pechsträhne endlich zeigen, daß er wirklich zur Meisterklasse der deutschen Rennfahrer gehört. Er siegte vor Caracciola und Kautz im Großen Preis von Monaco. (Weltbild, Zander-K.)



Hier entscheidet sich vielleicht das Schicksal Peipings

Die Eisenbahnstrecke Tientsin—Peiping ist eine der beiden Lebensadern, die Peiping sowohl Verpflegung wie auch Truppen herbeiführen können. Die Japaner haben jetzt ihr Hauptaugenmerk auf die Eroberung dieser Eisenbahnstrecke gelegt, die für die Chinesen von entscheidender Wichtigkeit ist. Die Aufnahme stammt aus der letzten Zeit und zeigt eine Fabrikhalle bei Fengtai, um die der Kampf jetzt geht. (Atlantic, Zander-K.)

1500 rumänische Gefallene des Weltkrieges wurden in ihr Vaterland überführt

Kürzlich wurden die Gebeine von 1500 im Weltkriege gefallenen rumänischen Soldaten, die bisher auf einem Friedhof der bulgarischen Donaustadt Rustschuk beigesetzt waren, in 160 Särgen nach der rumänischen Stadt Giurgiu, die Rutschuk gegenüberliegt, gebracht und dort in rumänischer Erde beigesetzt. Bulgarische Soldaten trugen die Särge mit den Gebeinen zu dem Schiff. Rumänische Soldaten brachten die Gebeine ihrer im Weltkriege gefallenen Kameraden zum rumänischen Friedhof.

Osman rettet seine Ehre

Ein bulgarisches Erlebnis von Joseph M. Velter

„Der Fuhrwerksbesitzer Osman wird Sie vor dem Zollamt in Swischtow mit einer caruzza erwarten", hat mir eine freundliche Seele aus Belene geschrieben, jenem Belene, das am Rande der ungeheuren Donausümpfe liegt und das für die nächste Zeit mein Standquartier bilden soll. Aber als ich nachmittags um die festgesetzte Stunde vor dem Zollamt stehe, dehnt sich der Raubtier freie Platz vor dem Gebäude öde und leer hin. Nur ein paar klapprige Bauernwagen stehen dort, deren kleine, nicht weniger klapprige Pferdchen geduldig ihrer Herren harren, die sich wohl noch in der Stadt ein Gläschen genehmigen. In wenniger geduldiger Erwartung gehe ich auf und nieder nach meiner caruzza ausspähend, die ich mir als eine Art Staatskarosse vorstelle, bis sich plötzlich aus einem Hemdzipfel im Innern eines der Bauernwagen ein bärtiger Kopf erhebt und verschlafen zu mir hinüberblinzelt. Der Anblick eines mit Gewehren bewaffneten Fremden scheint den Mann unendlich zu verblüffen und zu ermuntern. Denn er springt mit einem fesselnden Satz auf mich zu. „Germanski?" fragt er nicht ohne teilnehmende Neugier, und als ich bejahe, deutet er unzweifelhaft einladend auf sein Bretterwägelchen, ruft dazwischen auf sich und dann auf die Karre deutend, „Osman" und „caruzza" und ersucht mich dringend, unverweilt das Gefährt zu besteigen. Ich tue es, und im nächsten Augenblick schon stiebt der Wagen in einem wirbelnden Tempo davon, indes für mich ein unaufhörlicher Kampf um die Behauptung meines Platzes beginnt, den ich, geworfen, geschüttelt, hin- und herschleudert, zwar nicht preisgebe, aber meine Fähigkeit mit schmerzhaften Stößen zu bezahlen habe.

Was um alles in der Welt sucht mich an, die hohen kleinen Flüche vor dem Wagen für schwierige und klepperhafte Wesen zu halten? Wie die leibhaftigen Teufel gehen sie los, schon sind das Städtchen hinter uns, die Hufe poche schon über eine geländerlose Holzbrücke — und nun ist nichts mehr da, als unser wildgewordenes Gefährt und endlose, unabsehbare Ebene, die sich ringsum bis zum Horizont dehnt. Ebne ist das Land wie eine Bauerntenne, von niedrigem, graugelbem Gras überzogen. Darüber spannt sich wolkenlos der bulgarische Himmel mit seinem unwahrscheinlich tiefen Blau, das ich immer wieder als ein köstliches Geschenk in den kommenden Tagen und Monaten empfinde und beglückt genieße.

Unter diesem strahlenden Himmel jagt die caruzza dahin. Eine ungeheure Staubwolke steht hinter und in der unbewegten Luft, immer neue Wolken wirbeln auf, bleiben lange, lange stehen, denn der Staub ist dauchfein. Mehr als fußhoch liegt er vor uns auf dem Weg. Aus grauem Löß besteht der Boden, und jeder der niederpeitschenden Hufschläge wirbelt eine neue Wolke auf, die hinter der darüberfliegenden caruzza wie der aufqualmende Pulverrauch bei einer Sprengung emporschießt.

Fern über die Ebene verstreut weiden Rinder, Schaf- und Pferdeherden, ein kleiner weißer Ball spielt und flieht um sie herum, einer der Hirtenhunde. Irgendwo, verloren im unendlichen Raum halten Reiter, in den Sätteln zusammengekniet, traumlos. Schlafen sie? Es sind die Hirten, denen die Bewachung der Herden anvertraut ist, denn immer wieder geschieht es, daß schweifende Wolfsrudel die Herden überfallen.

Die Pferde jagen dahin, und es täte wirklich nicht not, daß der Fahrer Osman neben mir alle hundert Schritt ein aufmunterndes „beide-beide" hervorstößt. Zwischendurch blickt er nach mir herüber, der ich die Linke krampfhaft um das Ende der Runge klammere, um bei plötzlichen Sprüngen und Stößen nicht über Bord geworfen zu werden, und dann blitzt inmitten der Haarwildnis seines Gesichts ein weißes Gebiß freundlich lächelnd auf. An Unterhaltung ist nicht zu denken, der Brave hat es zwar versucht, mich in ein zweifellos fesselndes Gespräch zu ziehen, aber wenn ein bedauerndes Achselzucken als Zeichen völliger Verständnislosigkeit die einzige Erwiderung bleibt, dann verliert das spannendste Thema erheblich an Reiz. Ich sehe das ein, um aber dem Braven, der ich sowiele Mühe gibt, mir sein Wohlwollen kundzutun, auch eine kleine Freude zu machen, deute ich auf seine Pferdchen, lege meine Züge in höchst anerkennende Falten und stoße ein begeistertes dobre dobre aus; denn daß „dobre" „gut" heißt, habe ich nun doch schon herausgebracht. Ah, da strahlt das Bartgesicht auf und das weiße Gebiß blickt geradezu gefährlich. Aber ach, was habe ich mit diesem Lob angerichtet.

Vorläufig braust unsere caruzza zwar noch staubaufwirbelnd über das unendliche Land, über das sich die Schatten des Abends senken. Da taucht eine kleine Baumgruppe schwarz vor dem dunkelnden Himmel auf, die ich vor einer Stunde schon fern zur Rechten sah, und plötzlich blitzt in einer Schlucht Wasser auf. Die Donau? Nein, es muß der Seitenarm sein, an dessen Ufer Belene liegt. Nun werden wir in einer Stunde das Dorf erreicht haben.

„Heide-heide!" der Weg führt wenige Schritt von dem Steilhang vorüber, an dessen Fuß die Wasser des Donauarms zutal ziehen. Dicht am Rande des Hangs läuft noch ein altes Weggleis vorbei, nein, nur Teile des Gleises sind es noch, denn das Erdreich ist hier und dort eingestürzt. Hochwasser haben das Ufer unterwaschen und ausgehöhlt. Nun hat man den Weg einfach ein paar Schritt weiter landeinwärts verlegt.

Plötzlich taucht neben uns rasselnd, stampfend und keuchend, in eine Wolke von Staub gehüllt, ein Fuhrwerk auf, eine zweite caruzza, deren Fahrer es zweifellos leid geworden ist, noch weiterhin unseren Staub zu schlucken. „Beide-beide!" brüllt der Lenker des Karrens, die Peitsche saust auf ein Schimmelgespann nieder, wie die wilde Jagd zieht das Gefährt zu unserer Linken an uns vorbei und biegt wenige Schritte vor uns wieder auf den Weg. Zu sehen vermag ich es zwar nicht, zu dunkel ist es schon geworden, zu dicht auch wogt der Staub um uns, aber ich höre vor uns das anfeuernde Geschrei des Lenkers.

Das ist zuviel für Osman. Wie kann dieser eingebildete Bursche da vorn es wagen, mit seinen lenden Kleppern, mit diesen Ziegen eine caruzza zu überholen, in der ein Fremder zu reisen geruht, ein Germanski obendrein, der über Land und Leute und seine Erlebnisse in deutschen Zeitungen berichten wird. Soll nun in den Zeitungen stehen, daß die beiden Pferde des ehrenwerten Fuhrwerksbesitzers Osman nichts wert seien und daß jeder herzlaufene Bursche sie mit seinen Kleppern überholen könne, so daß eine fingerdicke Staubschicht den unglücklichen Gast dieses sonnigen Landes bedecke. Darf dies vollends geschehen, nachdem der Fahrgast sich sogar herbeiließ, die wackeren Renner des Mannes Osman zu loben und zu preisen?

So geschieht es, daß in der Staubfinsternis neben mir die Peitsche knallt, es geschieht, daß die Luft dröhnt und voll ist von wilden Rufen. „Heide-heide!" Die Peitsche pfeift nieder, der Wagen fliegt und tanzt, schaukelt und springt. Wie ein Ball werde ich in die Luft geworfen, in gestrecktem Galopp beginnen die Pferdchen dahinzujagen, jetzt tauchen aus der ungeheuren Staubwolke vor uns die Umrisse des Schimmelgespannes auf. Auch von dorther klingt, im dröhnenden Rattern der caruzzen, im wirbelnden Gestampf der Pferdehufe kaum zu vernehmen, unablässig das anfeuernde „heide-heide", knallt und saust die Peitsche. Nun sind wir dicht aufgerückt, meine Augen suchen in der Dunkelheit schon zur Linken nach einem Platz, auf dem wir den Vormann überholen könnten, da macht die caruzza zwei jähe Sprünge — und wir jagen auf dem halb eingebrochenen alten Wege am Rande der Steilböschung dahin. Vier, fünf Meter tief fällt die Erde zur Rechten in jähem Absturz nieder un drunten unter der unterwaschenen Böschung ziehen die Wasser des Donauarms. Unwillkürlich klammern sich die Fäuste fester auf der Suche nach einem Halt. Im nächsten Augenblick werden wir da drunten landen, empfinde ich dunkel — verflucht, um ein Haar war es schon so weit, klatschend stürzen Erdschollen hinter uns nieder, das Wasser spritzt auf.

Ich sagte den Namen den ganzen Tag vor mich hin. Der Name kam mir fremd vor. Aber ich sagte ihn so lange, bis die Fremdheit verschwunden war, bis ich in aller Wirklichkeit eine Schwester hatte, die Ina hieß.

Ina war ein sehr stilles Kind. Ich weiß gar nicht, daß es jemals — außer jenem ersten Male — richtig geschrieen hätte, wie die Boys rundum, oder wie Martin und Luten und Paul geschrieen hatten, daß ich mir die Bettdecke fest über beide Ohren zog — und es nützte mich nichts.

Ina lag immer in ihrem Bette oder im Arm der Mutter und sah still und staunend umher. Ich wagte kaum, Ina anzufassen. Sie war mir heilig. Anders weiß ich es nicht zu sagen. Je — es war etwas um Ina her, das mich scheu machte, sie zu berühren. Ich sah sie nur an. Und Ina sah mich mit ihren lichten blauen Augen wieder an, bis ich es auf einmal nicht mehr aushielt und mich wegdrehte.

Den andern Knaben in der Terrasse berichtete ich wahre Märchen über meine neue Schwester. Aber sie hörten mir kaum zu oder lachten bloß. Da erzählte ich ihnen nichts mehr, mochte sie auch nicht mehr. Ich ging allein und dachte mir aus, wohin ich überall mit der kleinen Schwester gehen wollte, wenn sie erst laufen könnte, und was ich ihr alles zeigen wollte.

Da erkrankte Ina plötzlich. Mitten in der Nacht stand der Vater auf, warf den Rock über und holte den Doktor.

Der kleine dicke Doktor kam und war ganz außer Atem. Ich stand im Hemde und lauschte und zitterte. Ich hörte Ina leise röcheln und die Mutter weinen.

Dann ging der Arzt fort, und es ward alles still. Nur die Mutter weinte noch leise. Ich vergrub mich in meine Bettdecke an der Seite des Vaters, der auch wieder zu Bett gegangen war, und weinte leise mit. Mein Bruder schlief fest und hatten nichts davon gemerkt.

Es waren traurige Tage, bis eine Droschke in die Terrasse geholpert kam, bis man Ina in ihrem kleinen Sarge hineinhob. Ein paar karge Kränze hatten die Nachbarn aus ihrer Armut beigesteuert, aber sie verdeckten nicht das schwarze, trostlose Holz.

Mein Vater stieg ein und noch sonst jemand. Ich weiß nicht mehr, wer. Dann holperte der Wagen über das rauhe Pflaster wieder hinaus. Die Nachbarn sahen ihm verstohlen aus halbgeöffneten Fenstern nach.

Mein Vater kam spät in der Nacht wieder nach Hause. Er sprach merkwürdig heiser und laut. Es tat mir weh, wie er sprach, wenn ich seiner lauter Mitleidslaut auch nicht verstand. was er redete.

Ich kroch mich weit von ihm ab an den Bettrand und log mir vor: Ina lebe noch; es sei alles gar nicht wahr. Es sei alles nur ein bitterböser dummer Traum gewesen So schlief ich wieder ein.

Am andern Morgen kam Frau Polofchinski und sprach mit der Mutter. Meine Mutter weinte dabei sehr, aber sie lieh doch gefaßter an Frau Polofchinski, als sie sonstiny, freundlich die Hand.

Bald darauf kam der Tapezier und ersetzte die alte Tapete durch eine neue, die lauter bunte Bilder als Muster hatte. So daß die Stube auf einmal wie eine Laube aussah

Meine Mutter war sehr hold. Sie hatte noch lange ein sehr stilles Gesicht; aber von der toten Ina ward nicht mehr gesprochen.

Fünf Worte

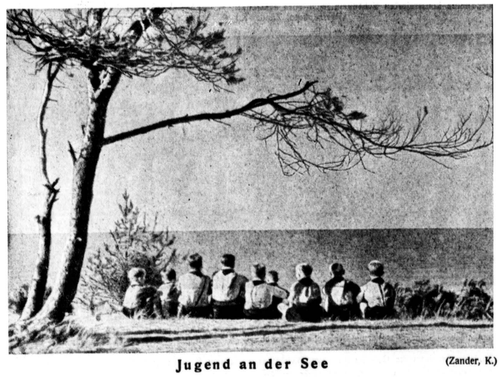
Chateauneuf bekleidete das Amt eines Siegelbewahrers unter König Ludwig XVI. Durch eine üble Intrige gelang es seinen Feinden, ihn zu Fall zu bringen. Chateauneuf war ein geistvoller Mann und es gelang ihm. durch geschickte Verteidigungsreden seine Richter so zu beeinflussen. daß diese das Urteil nicht unterzeichneten

Seine Feinde versuchten nun bei seinem vertrauten Freunde. dem Chevalier du Jars, ihr Heil. Eine Aufsage von diesem würde einem Todesurteil gleichkommen. Der Chevalier aber schwieg. Als Geschenke und Versprechungen nicht wirkten. setzte man du Jard hinter Schloß und Riegel. Der Chevalier schwieg.

Mitentrannt machte man ihm einen Prozeß. Auf die Tiraden des Anklagevertreters antwortete der Chevalier nur mit fünf Worten: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann." Um ihm die Aussage wider den Freund zu entlocken. stellte man — zum Schein — das Todesurteil über ihn. Der Chevalier zuckte mit keiner Miene und schwieg. Er wurde in Ketten gelegt und zum Richtplatz geführt. Ohne Erregung zu verraten. studierte er die Gesichter der Menschen. die ihn lächelnd begleiteten. und der Henkersknechte. Die Gegner versprachen Begnadigung, wenn er den Freund belasten würde. Stille war um ihn. Er sprach nur fünf Worte: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann."

Daraufhin rissen ihm die Henker Rock und Weste herunter und machten ihm den Hals frei. Prostlos stand das Schafott im Glast des Morgens. Wie gebannt blickten die Feinde auf den Chevalier. Der aber kniete gelassen nieder und — — — schwieg.

Im letzten Augenblick betrat ein königlicher Bote den Richtplatz. Seine Lippen verkündeten: Gnade! Gelassen nahm der Chevalier die Botschaft entgegen. Ruhig erhob er sich und — — schwieg. Seine Feinde traten an ihn heran und fragten ihn: „Welchen Beweis Ihrer Dankbarkeit werden Sie dem König geben?" Kalt blickte der Chevalier auf die Fragenden, dann entgegnete er: „Sagen Sie dem König diese fünf Worte: „Chateauneuf ist ein ehrlicher Mann!" Oswald Richter.



Jugend an der See (Zander, K.)

Ina / Eine Jugenderinnerung von Hermann Claudius

Echte Afrikalöwen, direkt aus — LEIPZIG

Wüstenkönige - ein Exportartikel der Messestadt

Es gibt manches Interessante in der Messestadt Leipzig. Aber niemand würde wohl vermuten, daß die sächsische Hauptstadt für sich den Ruhm in Anspruch nehmen kann, der größte Löwenexportmarkt der Welt zu sein. Tatsächlich übertrifft die Zahl der im Leipziger Zoo aufgezogenen Tiere — etwa 50 jährlich — selbst die Löwenfarmen von Hollywood und Los Angeles. Ueberdies ist die Leipziger Löwenzucht das älteste Unternehmen seiner Art. wurde es doch schon 1878 gegründet. In wenigen Jahren hatte die Aufzucht der Junglöwen einen solchen Umfang angenommen, daß viele ausländische zoologische Gärten ihren Löwenbestand ständig mit Leipziger Löwen ergänzen.

Die Aufzucht der kleinen Wüstenkönige wird mit größter Sorgfalt von fachlich gelehrten Kräften unter Leitung Dr. Schneiders, eines hervorragenden Fachmannes auf dem Gebiet der Raubtierzucht, durchgeführt. Im zartesten Kindesalter werden sie wie Säuglinge von mütterlicher Frauenhand mit dem Fläschchen großgezogen bis sie die gefährvolle Zeit der ersten Wochen überwunden haben. Später werden sie wieder ihren Müttern überlassen, mit denen sie in warmen Tagen in Freigehegen, sonst in einer großen Halle gehalten werden.

Durch das ständige Zusammenleben mit Menschen sind die Löwen von einer besonderen Zahmheit.

Wie die Wärter berichten, soll ihre „sächsische Gemütlichkeit" bereits sprichwörtlich sein.

Wie nun die Löwenzüchtung vor sich geht, erzählt der Direktor des Leipziger Zoos, Dr. Karl Max Schneider, sehr unterhaltend in einer großen deutschen illustrierten Zeitung.

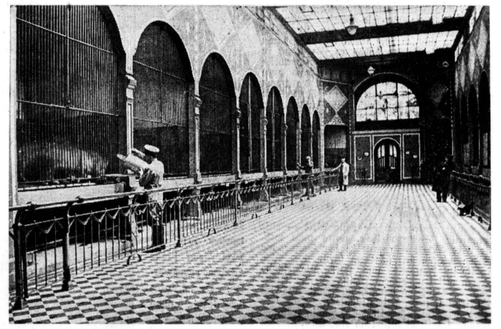
In bester Erinnerung ist den Leitern des Zoos die Löwin Bussi geblieben, die zugleich eine der ersten und eine der fruchtbarsten war. Sie begann mit drei Jahren zu werfen, brachte alle zehn Monate drei oder vier, mollige Kinderchen an und zog sie alle, insgesamt 46, selbst auf, ohne daß ein einziges ihr zugrunde ging. Als sie einmal aus Platzmangel bei 18 Grad Kälte ins Freie gelassen wurde, an einer Lungenentzündung erkrankte und einging, sind dem Begründer des Gartens, Ernst Pinkert, die Augen feucht geworden. Mit gesunden, starken, instinktsicheren Eltern muß die Zucht anfangen, wenn sie Erfolg haben soll. Das beste Alter liegt zwischen dem fünften und zwölften Jahr. Löwinnen, die ihre erste Mutterschaft erleben, haben zuweilen nicht genug Milch, oder ihr Pflegetrieb ist noch nicht stark genug durchgebrochen; so kann es erst kürzlich vor, daß eine fünfjährige Löwin von drei Jungen zwei auffraß, so daß ihr das überlebende fortgenommen und künstlich aufgezogen werden mußte. Die notwendige Pflege beginnt schon gegen Ende der Tragzeit, die 108 Tage dauert, mit der Herausfetzung der Kost und der Beigaben vitaminhaltiger Mittel. Dabei haben die Löwinnen auch ihre Eigenheiten; die eine nimmt kein Rindfleisch und fastet lieber, die andere liebt Leipziger Speckkuchen und sogar Würstchen. Man muß mit den Tieren ruhig umgehen, damit sie nicht verwerfen, und sie recht zeitig an das Alleinleben in der frohbeleaten Wochenstube gewöhnen.

Entscheidend sind bei der Aufzucht die ersten Lebenstage. Die Frage ist, ob die Jungen lebenskräftig genug sind, um selbst an der Alten zu saugen. Haben sie kräftige Stimmen und warme Mäulchen, so werden sie von der Mutter gedudelt und betreut, und der Züchter soll die möglich, wird das Löwenbaby einer Amme angestellt, einer anderen Löwin, wenn sie es übernimmt oder, was leichter ist, einer Hundeamme; in Leipzig sind es meistens Dackelmütter, die so tierlieb sind, daß sie die Jungen wärmen und belecken, selbst wenn sie nicht zu säugen vermögen. Später kann auch eine Ziege aushelfen. Ein neu geborenes Raubtier gleich mit der Milchflasche aufzuziehen, erfordert die ganze Hingabe und Erfahrung des Pflegers; es gibt böse Stunden, wenn die Sorgenkinder zur Zeit des Zahndurchbruchs vom Krampf geschüttelt werden. Man darf auch nicht, wie man glaubt, junge Löwen in die Sonne legen; sie gehen ein,

Ein reizendes Bild: Im frühesten Lebensalter werden die kleinen Löwen von „zarter Hand" mit der Flasche großgezogen

Hinaus in die Welt! Irgendwo auf einer Zirkusschau wird man ihm wieder begegnen. Auf seinem „Paß" steht: Geburtsort Leipzig

„Guten Appetit". Das Mittag-„Brot" der Löwenpapas, die stets bei guter Laune gehalten werden müssen



Eine der großen Hallen, in denen die Junglöwen mit ihren Müttern gehalten werden Photos (4) Dr. Hans Franz

neue Familie nicht stören, die ein rührendes Bild bietet, wenn die Alte im Strohlager ruht und die schwarzfleckigen Kinder vor sich zwischen den mächtigen Pranken hat. Ab und zu heben die Jungen die kaum offenen Aeuglein mit den meist noch verklebten Augenlidern und suchen tastend, während die Mutter ihr mächtiges Haupt auf die mollige Schar senkt und die rauhe Zunge über sie hingleiten läßt. Wird ein junger Löwe nicht ernährt, ist er am dritten Tage verhungert. In der fünften Woche etwa gehen die tapsigen Kätzchen mit ans Fleisch, das heißt, vorsichtig lecken sie nur daran, aber das dauert nicht lange, bald will jedes die 15 Pfund allein in eine Ecke schleppen.

Wenn die Dinge bei Mutter und Kind nicht so günstig liegen, muß der Tiergärtner selbst Hand anlegen, mit Hausmitteln das flackernde Lebensflämmchen wieder anfachen, Wärmsteine unter das weiche Lager legen, Tee kochen und die Verdauung anregen. Die Tiere brauchen Schlaf, Ruhe und Dunkelheit. Wenn irgend möglich, wird das Löwenbaby einer Amme angestellt, einer anderen Löwin, wenn sie es übernimmt oder, was leichter ist, einer Hundeamme; in Leipzig sind es meistens Dackelmütter, die so tierlieb sind, daß sie die Jungen wärmen und belecken, selbst wenn sie nicht zu säugen vermögen. Später kann auch eine Ziege aushelfen. Ein neu geborenes Raubtier gleich mit der Milchflasche aufzuziehen, erfordert die ganze Hingabe und Erfahrung des Pflegers; es gibt böse Stunden, wenn die Sorgenkinder zur Zeit des Zahndurchbruchs vom Krampf geschüttelt werden. Man darf auch nicht, wie man glaubt, junge Löwen in die Sonne legen; sie gehen ein,

Wenn man sie ein paar Stunden der schattenlosen, sommerlichen Mittagsglut aussetzt.

Die Frage, ob die Züchtung die Löwen verändert habe, beantwortet Direktor Schneider damit, daß in Leipzig nur eine Zucht nach dem Urbild des starkbemähnten Löwen betrieben worden ist. So gab es einen Löwenjüngling Leipziger Abkunft, dessen schwarze Bauchmähne von dreißig bis vierzig Zentimeter Länge fast den Boden erreichte und damit alles bisher Bekannte übertraf. Es scheint auch, als ob die junge männliche Leipziger Löwengarde den Alten über den Kopf wächst.

Leipziger Löwen kommen weit durch die Welt. Man findet sie in den Zoologischen Gärten, der Zirkus sucht ganze Gruppen in dressurfähigem Alter, Schauteller treten als Käufer auf, aber auch tierfreundliche Privatleute, die das „entzückendste Raubtierkind", das ein Löwenjunges nach Direktor Schneiders Ansicht ist, bis zum Alter von einem Jahr einmal selbst aufziehen wollen.

Entdeckungsfahrt durch Deutschland:

II.

Bronzebraune Männer kämpfen mit dem „blanken Hans"

Der Arbeitsdienst und die Landschaft

Von Brunsbüttel, wo der Kaiser-Wilhelm-Kanal in die Elbe mündet, bis zum Lager „Graf Spee" des Reichsarbeitsdienstes genau am gegenüberliegenden Ufer des Stromes ist es nur ein Katzensprung, Luftlinie fünf Kilometer. Aber alle Luftlinien nützen nichts, da der Arbeitsgau, zu dem ich will, seinen Sitz in Bremen hat. Das bedeutet einen Umweg von rund 300 Kilometern. Sie sind schnell abgeschnurrt und vergessen trotz der Glutshitze, die auf der Straße liegt. Nur die letzten drei Kilometer vor dem Lager, die durch das Deichvorland führen, bleiben unvergessen, weil die Landschaft so schön und der Weg so hundsmiserabel. Wenn es richtige getan hat, fährt hier kein Auto der Welt. Selbst an diesem herrlichen Sommertag gelang es dem Arzt, der täglich das Lager besucht, in einem Loch voll Schlick und Wasser stecken zu bleiben.

Autofahren — sehr beschwerlich

Drei große Käfne — Skagerrak, Falkland, Doggerbank — liegen in dem Sichtgraben vor Anker. Vor mir am Elbufer entlang dehnt sich ein Tierparadies, das ich soeben fahrend schmerzvoll durchlitten habe, im Frieden der Morgenfrische. Ein einziges großes Weideland auf den Pferde, Mutterschafe und Schafe durcheinander weiden. Da kein Zaun dieses Land durchzieht und die Gräben tiefeingeschnitten unsichtbar bleiben, sieht es aus wie Freiland ohne Grenzen. Nur an der Stelle, wo die Wege die Gräben durchschneiden, sind Gatterore angebracht. Immer stehen ein paar Pferde an diesen Gattern, von denen man auf der Fahrt fünfzehn oder zwanzig öffnen und schließen muß, und schubbern sich an ihnen die Fliegen ab. Das Auto sehen sie mißbilligend an und ziehen sich nur auf gütliches Zureden in vornehmer Gelassenheit zurück.

Die Arbeitsmänner, die hier an Gräben und Zwischendeichen arbeiten, sind bronzebraun. Die gesunde Farbe leuchtet von weitem herüber. Der Wert der Arbeitsstelle vorzubringen, scheitert ih an den lächerlichen Halbschuhen, die an den Füßen baumeln. Ein richtiger Mann hat hier Wasserstiefel — eine klobige Holzsandale mit einem langen Lederschaft daran. Sie taugen nicht für den Tanzboden — dafür bleibt man mit ihnen auch nicht in dem Brei kleben, der hier Anspruch auf die Bezeichnung Land erhebt.

Ochsen als Nachtgespenster

Ich lasse mich durch meinen Begleiter bei dem Feldmeister melden, der an der Baustelle Dienst tut. Er kommt erst während der Mittagszeit zurück. Der Deich hatte seine Mücken gehabt, war nachgelaufen. Da mußte noch Ordnung geschaffen werden. Außerdem kann man hier eine Baustelle nicht einfach liegen lassen. Sie muß zum Schluß säuberlich mit Grasboden abgedeckt werden, denn die Ochsen sind neugierig wie Gänse. Stehen sie eine aufgewühlte Stelle, kommen sie angelaufen und wühlen mit ihren Hörnern darin herum. Diese Ochsen haben es überhaupt in sich! Wehe dem Urlauber, der nächtlicherweile zum ersten Male durch dieses Vorland zum Kahnlager wandert, die Ochsen nicht kennt und kein Heldenblut in seinen Adern fühlt! Die Ochsen haben die Angewohnheit, hinter dem nächtlichen Wanderer herzutrotten. In der Dunkelheit schnaufen sie tief. Bleibt der Wanderer stehen, stehen sie auch. Geht er weiter, die Ochsen stampfen hinterher. Setzt er sich in Trab, traben auch sie. Dann Stockfinsternis und als einzige Orientierung die Wasseraraben, die fahl aufleuchten. Eine gruselige Geschichte.

Seligkeit mit Maß

Indessen genieße ich die neue Welt — eine romantische Sommerfrische, wenn man will. Die Elbe lächelt charmant in der Sonne, die Weiden winken mit saftigem Grün, das Vieh strahlt in Faulheit und Fett. Die Kühe prahlen mit leuchtendem Weiß. In der Küche riecht es betörend nach Sauerkraut und im Stiefelraum nach Stiefelschmiere. Im Gemeinschaftsraum schmettert das Radio fröhliche Weisen. Es ist offensichtlich eine Lust, hier zu leben. Die Truppführer, in deren Wohnraum — einer richtigen Schiffskabine — ich gelandet bin, sehen mich von der Seite an. Es ist schon ein Elend. Kommt einmal jemand in diese Einsamkeit, gebärdet sich diese Wetterecke als Paradies. Solch ein Sonnentag benimmt sich wie ein Mensch von zweifelhaften Charakter, dem es in den Kopf kommt, sich von seiner besten Seite zu zeigen. Der Fremde fällt darauf herein, der gute Bekannte weiß, es ist alles Schwindel, der Bursche ist und bleibt trotz seines freundlichen Grinsens ein Biest. Wenn der Nordwest über die Elbe fegt, wenn das Land rings im Hochwasser versinkt, dann ist es mit Sommerfrische und Lieblichkeit vorbei. Ausserdem ist auch sonst dafür gesorgt, daß die Seligkeit nicht überhand nimmt, zum Beispiel dadurch:

5.00	Wecken
5.05— 5.15	Frühsport
5.15— 5.35	Waschen, Anziehen, Bettenbau
5.40— 6.00	Morgenkaffee
6.05— 6.25	Quartierreinigen
6.30	Diensteinteilung, Baustellenansbeit
13.30	Rückkehr von den Baustellen
14.00	Mittagessen
15.45—16.45	Ordnungsdienst
15.45—16.45	Ordnungsdienst
17.00—17.45	Staatspolitischer Unterricht
18.00—18.45	Reinschiff
18.50	Befehlsausgabe
19.00	Abendessen

Und dann ist es wie beim Kehrreim — es fängt immer wieder von vorne an. Die Dienstuhr schnurrt und gibt dem Dasein seinen Rhythmus. Noch vielmals wird mich ihr gleichmäßiges Ticken begleiten, oben bei Curhaven, im Emsland, im Westerwald und dann in Bayern, und es wird gut so sein. Dann wird sich das Urteil abschleifen und zum Schluß ein Bild entstehen mit klaren Linien und Umrissen. Vorläufig soll das Neue nur auf mich wirken.

Das Werk spricht für sich

Aber eines wird sofort klar: Grundlage des Arbeitsdienstes, der Geist, in dem dieses Werk steht, heißt Soldatentum. Hier ist in aller Stille ein Führerkorps entstanden, dessen Rangstufen ich erst lernen muß, dessen Geist aber den alten Frontsoldaten sofort anspricht. Man gibt sich so wie man ist: selbstsicher, wie es der Mann ist, der in einem Werk steht, an das er glaubt. Phrasen, schöne Worte sind nicht geschätzt. Die Sache redet, und das ist die beste Sprache der Welt. Hier steht der Nationalsozialismus nicht zur Debatte, hier ist er Wirklichkeit.

Die Käfne sind Unterkünfte wie die Barackenlager des Arbeitsdienstes sonst. Da ist kein großer Unterschied, nur daß hier in den Matratzen Seegras steckt statt Stroh. Diese ehemaligen Leichter des Norddeutschen Lloyd ermöglichen es der Abteilung, nach der Notwendigkeit der Arbeit den Standort zu wechseln. Solch ein Wechsel ist eine große Begebenheit, weil er willkommene Abwechslung bringt.

Der Tageslauf zieht an mir vorüber. Beim Mittagessen wird abgezählt, wer Küchendienst tun soll. Immer der Elfte muß heran zu dieser wenig beliebten Scheuerarbeit, und merkwürdigerweise trifft es immer die Krummstiebel zur großen Heiterkeit der Arbeitsmänner, und die Krummstiebel lachen mit. Was ein Krummstiebel ist, läßt sich bei jedem erfragen, der einmal eine Kaserne von innen kennen gelernt hat.

Das mit Störtebeckers Schatz

Am Abend segeln wir hinüber auf die andre Seite der Elbe nach St. Margarethen, durch romantik. Der Gruppenführer kennt den „Fall Störtebecker" genau. Störtebeckers Schatz wird hier nicht vermutet. Ein Schiff Störtebeckers soll einmal vor Otterndorf in der Elbmündung gesunken sein. Ueber das Schiff ist nichts festzustellen. Zu Störtebeckers Zeiten nahm die Elbe einen ganz anderen Verlauf. Hier wie drüben im Holsteinischen sind ja die Küsten ständigem Wechsel unterworfen. Hier wie drüben liegt der Arbeitsdienst im Kampf mit dem „blanken Hans", mit der Nordsee, die immer wieder versucht, in die Deiche einzubrechen.

Bereits aus dem Jahre 1219 wissen Chroniken von Wasserregulierungsarbeiten zu berichten. Die Wasserregulierung ist noch heute das große Thema dieser Gegend. Hier gibt es weite Binnenlandstrecken, das sogenannte Sietland, die bis zu 80 Zentimetern unter dem Meeresspiegel liegen. Da war mit Kanälen und Gräben allein nicht zu helfen. Gewaltige Schöpfwerke wurden gebaut. Das von Otterndorf schöpft allein 24 Kubikmeter in der Sekunde.

Vor Curhaven dehnt sich die freie See. Zunächst geht wieder eine Romantik zum Teufel. Was stellt sich ein Binnenländer unter einer Springflut vor? Eine Springflut kommt natürlich ganz unvermutet angerannt und als hohe Welle, vor der man entsetzlich schnell ausreisen muß, soll sie uns nicht erwischen. In Wirklichkeit springt eine Springflut nicht ein bißchen. Sie ist überhaupt gar nicht zu sehen. Im Wechsel von Ebbe und Flut gibt es vier „Tiden"! Zweimal kommt und geht die Flut an jedem Tag. Aber einmal im Monat kurz vor dem Neumond fällt es ihr ein, eine Idee zu überspringen. Das ist dann die Springflut. Es ist ein Jammer!

Neuwerk und Scharhörn

Aber wenn diese und andere Romantiken auch das Zeitliche segnen, es gibt nichts Romantischeres als Neuwerk und Scharhörn, diese kleinen Inselchen im Watt vor Curhaven. 600 Jahre steht der alte Wehr- und spätere Leuchtturm auf Neuwerk. Seine Mauern sind zweieinhalb Meter dick. Die Sturmfluten versuchten ihn 1906 zu sprengen. Aber die Mauern hielten stand. Von diesem Turm sieht man in das Inselchen hinein auf den Deich, der es zweierlich umläuft, auf seine Gulers- und Kartoffelfelder. Hier läßt sich gut beobachten, wie der Arbeitsdienst mit allerlei Kniffen Meeresschlick einfängt und so neues Land aus dem Meer steigen läßt. Von hier sieht man auch fern, fern in den blauen Fluten Scharhörn, das eigentlich gar keine Insel ist, sondern eine scheußliche Untiefe, auf der schon

Das Meer weicht zurück

Zur Entwässerung der Watten werden im Abstand von 10 Meter ein Spatenstich tiefe und zwei Meter breite Gräben ausgeworfen. Es ist keine Kleinigkeit, diese zähe Schlickmasse wegzuschaufeln.

Photo: Fritz Carl

das ich schon auf meiner Reise nach Meldorf gefahren bin. Das Dorf fiel mir bereits damals auf mit seiner blitzsauberen Freundlichkeit. Wir wandern zum Ehrenmal für die im Weltkrieg Gefallenen — ein gutes Werk aus Sandstein, der eine Kugel trägt. In einer Spalte des Gesteins oben auf dem Block hat sich eine Steinnelke angesiedelt. Sie liebt es neigt, als dächte sie großen Dingen nach. — —

Vom Kahnlager führt der Weg am andern Tag nach Otterndorf zur Gruppe 173 des Arbeitsdienstes. Man hatte mir erzählt, daß die Otterndorfer noch heute nach dem sagenhaften Schatz des Seeräubers Störtebeker suchen. Aber es ist nichts mit der Seeräuberromantik.

Dutzende von Schiffen scheitern und die man an einer Stelle fündlich erhöht hat, so daß sie auch bei Flut das Wasser überragt. Wenige Stunden später kann man darum feststellen, daß sich das Wasser verlaufen hat und daß es sich nun zu Fuß durch das Watt nach Scharhörn gehen läßt. Und dann fängt die Romantik an.

Zweieinhalb Stunden sind wir durch das Watt gewandert — der Arbeitsführer, der Turmwärter von Neuwerk und ich. Seltsame Luftspiegelungen gaukeln die Schiffe vom Wasser in den Himmel hinein. Ein phantastisches Gebilde, schmal und hoch, schwimmt in der Luft. Das soll das Barackenlager des Arbeitsdienstes auf Scharhörn sein. Dann weht es wie Hauch über das Watt — nichts als Luft, die sich das Spiel erlaubt, so zu erscheinen. Wir wandern auf die große Bake von Scharhörn zu. Dieses Seezeichen ist 24 Meter hoch. Sein Meter über dem Meeresboden trägt es einen Rettungsraum für Schiffbrüchige, in dem Wasser und Lebensmittel sind. Jetzt liegt die Bake ganz trocken. Wir wandern und wandern und kommen nicht näher. Alle Entfernungen täuschen im Watt.

Einmal ist die Bake dann doch erreicht. Endlich taucht auch die weiße Düne von Scharhörn auf. Möven begingen uns aufmerksam. Scharhörn ist Naturschutzgebiet, das Inselchen die Brutstätte der Möven und Seeschwalben. Die Möven führen ihre Jungen auch ins Watt wie Pensionsmütter ihre Schützlinge auf die Promenade. Kommt man näher, fliegen die Alten auf und schreien „ha ha ha" ganz monoton und melancholisch. Es sind Lachmöven, die für ihre Jungen fürchten. Die Jungen aber — fantaroske, braunrote Wollbällchen auf ungeschickten Beinen — flüchten ins Watt. Sie können noch nicht fliegen.

Schwalben — mit und ohne Charakter

Auf der Insel selbst kreischen Seeschwalben und Möven um die Wette. Es ist fast unmöglich, eine junge Seeschwalbe zu beschreiben. Diese kleinen Flügelstümpfe sollen einmal die eleganten Schwalbenflügel werden, dieses gelbgraue, zarte unbeholfene Etwas der geschickteste Segler der Luft! Ueberhaupt haben auch die Vögel unterschiedliche Charaktere. Manche Schwalben haben die Eier höchst liederlich irgendwohin in den Sand geschmissen, andere legten sie fein säuberlich in zierlich gebaute Nester.

Dann ist das Barackenlager des Arbeitsdienstes erreicht — das merkwürdigste Lager! Es steht auf fünf oder sechs Meter hohen Pfählen. Denn bei Sturmflut ist auch die erhöhte Insel vor dem Meer nicht sicher. Die Arbeitsmänner sammeln die Aehren des Strandhafers. Der Sand des bescheidenen und nützlichen Gewächses ist kostbar. Ohne Strandhafer lassen sich Dünen kaum befestigen.

„Wattgeschäfte"

Oben im Pfahlbau des Barackenlagers aber finde ich ein Idyll. Da sitzt der Koch und schält Aepfel und bereitet grapo fruita, Grundkörpe groß. Die haben die Arbeitsmänner auf dem Watt aufgelesen. Irgendwo sind sie über Bord gegangen und werden hier zu Apfelmus mit grapo fruit verarbeitet. Der Koch schmunzelt und der Arbeitsmann auch. Dieser Strand ist wirklich interessant. Außerdem macht das Watt jede überraschende Annäherung unmöglich. Wer da kommt — das sieht man stundenweit und noch weiter.

Ja, dieser Strand! Mein Begleiter vom Leuchtturm fand kürzlich im Watt zwischen Neuwerk und Curhaven eine Kiste mit Damenschuhen — 119 Paar Schuhen. Er meldete den Fund, wie es sich gehört, beim Strandamt. Das versteigerte die Schuhen. Mein Begleiter ersteigerte sie für 70 Mark, zog mit der Kiste nach Curhaven und verkaufte sie dort am Strand an die Badegäste — das Paar für 1 Mark. Sie gingen reißend ab. Von den 70 Mark des Versteigerungserlöses erhielt er außerdem 50 Prozent, also 35 Mark als Bergelohn. Das sind „Wattgeschäfte".

Nun geht es wieder zurück durch das Watt in stundenlanger Wanderung. Näher und näher rückt der Turm von Neuwerk. Als wir uns der Insel nähern, füllen sich bereits wieder die Priele, die Kanäle im Watt, mit Wasser. Die Flut kommt. Ein paar Stunden später ist alles ringsum Meer. Die Wogen rauschen, als ob sie niemals das Geheimnis des Meeresgrundes preisgeben wollten.

Gert von Klaß.

Ich war Zeuge als sie ...

Kriminal-Roman von Bert George

9. Fortsetzung

Sie holte sich aus der Pension ihren Paß, bekam auf dem Polizeirevier die Ausreisegenehmigung nach Holland, nahm ein Auto und hob in der Zentrale der Deutschen Bank fünftausend Mark ab. Mit dem Geld fuhr sie dann wieder in die Pension „Minerva" zurück, die von meinen Leuten übermacht wurde. Sie schien ihre Sachen gepackt zu haben. Nachmittags gegen vier Uhr verließ sie die Pension, Angie wie ein Falke umher, und als sie die Luft rein glaubte, nahm sie ein Taxi und fuhr ins Villenviertel im Grunewald, und zwar in die Königstraße 1; eine schöne Villa, die von einigen Familien bewohnt wird und in einem schönen Garten liegt. Meine Leute waren ihr natürlich im Auto gefolgt, hatten ihren Wagen vor einem Hause stehen lassen und konstatierten, daß sich die Alte in der Villa über eine Stunde in der Wohnung eines Herrn Morelli aufgehalten hat, der im obersten Stockwerk wohnt. Dieser Morelli ist polizeilich nicht gemeldet; entweder ist er erst eingezogen, oder es liegen Gründe vor, weshalb die Anmeldung unterblieben ist. Da die Gegend sehr einsam liegt, so war es für meine Leute ungemein schwierig, sich unauffällig vor der Villa oder im Garten aufzuhalten. Sie halfen sich jedoch. Einer der Beamten holte die Werkzeugkiste des Chauffeurs, und nun taten sie so, als ob sie die elektrischen Leitungen der Türdrücker und Klingeln, die am Haustor angebracht waren, ausbesserten. Das war, wie sich dann gleich herausstellte, eine ausgezeichnete Idee, nicht nur, weil sie sich unauffällig am Haustor aufhalten konnten, sondern weil sie auch eine wichtige Nachricht erhalten. Und das kam so: Nach etwa einer Stunde kam die Frau Vogelhut die Treppe herunter; als sie die Leute arbeiten sieht, fragt sie, was los sei? Man sagt ihr, die Leitungen müßten repariert werden, weil sie verfaulen. „Um Gottes willen", ruft sie sofort, „wird man nicht schellen können?" „Nein, nein", sagt einer der Beamten schlau, „die Türöffner funktionieren nicht zuverlässig", und sofort merkt er, wie sie erschrickt. „Wird die Reparatur lange dauern? fragte sie rasch. „Nein, um sechs Uhr sind wir schon fertig, mein Kollege muß mir noch etwas aus der Werkstatt holen." Damit gab er dem einen Beamten einen Wink. Der Mann verstand sofort, lief weg und holte das Auto näher, damit uns die Vogelhut nicht entwischen konnte. „Ist Ihnen sechs Uhr zu spät, gnädige Frau?" fragte er; „brauchen Sie den Türöffner und die Schelle schon vorher?" Prompt fiel sie herein und sagte: „Nein, wir erwarten um elf Uhr Besuch, dann aber muß alles in Ordnung sein!" Und zur Unterstützung ihrer Worte gab sie den Beamten ein Trinkgeld. Der Zufall hat uns hier besser geholfen als unsere stundenlange Mühe.

Nun stieg sie in ihr Auto. Inzwischen hatte der andere Beamte den Wagen meiner Leute geholt, und kaum saß die Vogelhut in ihrer Tatze, so hatten die Polizisten das Werkzeug geholt und folgten ihr, bis sie wieder in der Pension „Minerva" war. Da ist sie augenblicklich noch."

Dieser Bericht Rieses setzte Severin und mich in Erregung. „Es muß rasch gehandelt werden", sagte der Franzose. „Wir stehen dicht vor dem Ziele."

„Was raten Sie?" fragte Riese.

„Ich schlage vor", entgegnete Severin, „wir fahren zur Villa im Grunewald und machen Herrn Morelli einen Besuch."

„Ganz meine Meinung", erwiderte Riese, „aber die Sache ist nicht so einfach. In der Villa wohnen nur zwei Mieter, von denen der eine verreist ist. Der andere ist dieser Morelli. Wenn wir schellen, und es sieht zum Beispiel vorerst einer herunter, um sich zu vergewissern, wer unten im Garten steht, so kann es passieren, daß man uns nicht öffnet, inzwischen aber oben telefonisch Weisungen nach auswärts erteilt, und wir sind umsonst gekommen. Ja schlimmer — wir haben uns verraten, und die Bande ist gewarnt."

„Ich rate folgendes", sagte Severin. „Schicken Sie einen Postboten mit Telegramm voraus — Telegramm mit Empfangsbestätigung, damit der Bote das Telegramm nicht in den Briefkasten zu werfen braucht. Der Bote soll uns Haus eintreten und das Haustor so lange offenhalten, bis wir nachgekommen sind."

„Das wird vielleicht gehen", meinte Riese nachdenklich, „auf jeden Fall nehmen wir Nachschlüssel mit, die zum Oeffnen dienen; es kann uns ja einer der Herren begleiten, die mit dem Neun umzugehen verstehen." Er sah auf die Uhr. „Es ist jetzt neun Uhr, ich denke, wir wollen um halb elf draußen sein?"

Wir waren damit einverstanden.

Um die angegebene Zeit fuhren wir in einem Mietauto nach der Königstraße; ein leichter Regen fiel, dazu war es ziemlich kalt geworden. Je mehr wir aus der Stadt ins stille Villenviertel nach dem Grunewald kamen, um so einsamer wurde die Gegend; es herrschte ziemliche Dunkelheit trotz der Laternen, die brannten. Hie und da ein Passant oder ein Wagen. In der Königstraße, einer vornehmen, abgelegenen Straße, war weit und breit kein Mensch zu sehen; tiefe Stille herrschte, einzelne Fenster waren erleuchtet, die Mehrzahl blieb dunkel. Wir hielten eine ziemliche Strecke vor dem bezeichneten Hause und stiegen aus dem Wagen. Ein als Polizist verkleideter fünfter Polizist, den wir mitgenommen und genau unterrichtet hatten, ging ans äußerste Gittertor, das er ohne weiteres öffnen konnte. Er durchschritt den dunklen Garten, knipste seine Taschenlampe an und suchte auf der Namentafel des Hausherrn denjenigen des Herrn Morelli. Wir standen, vollständig verdeckt, in der dunklen Einfahrt einer gegenüberliegenden Garage und konnten alles bequem beobachten. Der Bote drückte auf einen Knopf, es rührte sich im ganzen Hause nichts. Nach einer Weile drückte er nochmals; ein paar Sekunden verstrichen. Dann öffnete sich oben im zweiten Stockwerk der Villa ein Fenster, und eine Mädchenstimme rief herunter:

„Wer ist unten?"

„Telegramm für Herrn Morelli", antwortete der Bote.

„Werfen Sie es in den Briefkasten", klang die Stimme von oben.

„Nur gegen Empfangsbestätigung abzugeben!" rief er zurück.

Das Fenster schloß sich, und wieder war es still. Dann wurde es im Treppenhaus hell, und jemand schien herunterzukommen — das war allerdings nicht nach unseren Programm! Man hieß es rasch einen Entschluß fassen. Wie ein Blitz schoß Riese aus der Einfahrt, in der wir standen, hinüber ans Gitter und rief dem jungen Polizisten mit unterdrückter Stimme zu: „Festhalten! Kein Geräusch machen!" Dann kam er rasch zurück. Drüben wurde das Haustor von innen aufgeschlossen. Man hörte wie eine Mädchenstimme laut sagte: „Geben Sie mir das Telegramm, ich losse es oben unterschreiben." Aber weiter kam sie nicht. Der Polizist schob seinen Fuß zwischen die Tür und sagte in bestimmtem Ton: „Fräulein, machen Sie kein Aufsehen, ich bin von der Polizei, seien Sie ganz still!" Sie wollte schnell hinauseilen, aber der Mann hielt sie am Arm fest.

Inzwischen waren wir schon herbeigeeilt; dem Mädchen wurde der Schlüssel abgenommen, das Haustor wieder verperrt, und der Polizist ließ das Mädchen nicht mehr los. Dann stiegen wir langsam und vorsichtig zwei Stockwerke hoch. Die Wohnungstür war angelehnt, das Mädchen hatte sie nicht verschlossen. Wir traten ein und klappten die Tür zu.

Ein großer Vorraum, eine vornehm eingerichtete Diele, in der ein alter Danziger Barockschrank stand. Mehrere antike Truhen, alte, schöne Stiche an den Wänden, Kostbare italienische Waffen zeugten vom Geschmack des Wohnungsinhabers. In der Mitte stand ein großer Reisekoffer und anderes Gepäck. Aus einer halb geöffneten Tür drang Lichtschimmer; wir betraten das Zimmer.

Gleichfalls ein schöner, geschmackvoll ausgestatteter, durch einen prachtvollen Lüster erhellter Raum. Aus einem bequemen breiten Fauteuil erhob sich eine auffallend hübsche, junge Dame. Sie trug einen Pelzmantel. Neben dem Fauteuil stand ein ledernerhellbrauner Lederkoffer, auf dem eine Reisedecke lag; die Dame machte den Eindruck, vollkommen reisefertig zu sein. In ihren Zügen malte sich ungeheurer Schreck über das plötzliche Eindringen dreier Männer; sie mußte uns für Einbrecher halten. Das Mädchen, noch immer von dem Beamten festgehalten, versuchte meinend eine Erklärung zu geben, aber Kommissar Riese schnitt ihr sofort das Wort ab.

„Wir suchen Herrn Morelli — ist er zu Hause?"

Sie starrte uns noch immer an — reaungslos.

„Herr Morelli!" wiederholte Herr Riese.

„Er — er ist — er ist verreist." hauchte sie kaum hörbar.

„Sie sind seine Frau?"

„Ja."

„Sie wollen verreisen?"

„Ja."

„Es tut mir leid, Frau Morelli, aber ich habe Auftrag, hier eine Untersuchung vorzunehmen. Wenn Sie in der Sache nicht mitverwickelt sind, so haben Sie nichts zu befürchten."

„Ja — aber, was wünschen Sie?" fragte sie erstaunt.

„Ich muß mit Ihrem Mann sprechen; Sie sagten, er sei verreist?"

„Ja."

„Verzeihen Sie, wenn ich einige Zweifel habe; wir wollen hier warten."

„Ja — aber — —", Sie sah ihn fassungslos an, dann flatterten ihre Augen ängstlich umher, sie nahm ihre Handtasche und die Decke vom Boden. „Ich verreise heute nacht, entschuldigen Sie — ich werde jetzt gehen, ich verstehe sonst den Zug."

„Das darf ich nicht mehr gestatten, gnädige Frau. Ich muß Sie im Gegenteil bitten, Platz zu nehmen und im Zimmer zu bleiben. Sie dürfen einstweilen die Wohnung nicht verlassen."

„Oh! — —" Sie sah uns der Reihe nach erschreckt an, dann setzte sie sich zögernd.

Severin, Riese und ich nahmen an dem großen Tisch Platz, der in der Mitte des Zimmers stand, der Polizist mit dem Mädchen stand seitwärts neben einem hohen, italienischen Kamin, in welchem noch Feuer brannte. Alles schwieg. Nebenan schlug eine Uhr drei viele Schläge. Es war dreiviertel elf. Die hübsche Dame geriet in eine nervöse Unruhe; sie stand auf und legte den Pelz ab. Dann ging sie zum Schreibtisch und hob den Hörer vom Telephon.

„Bitte, telephonieren Sie nicht!" sagte Riese kategorisch. Sofort legte sie den Hörer wieder auf die Gabel; ratlos blickte sie vor sich hin. Dann sagte sie:

„Gestatten Sie, jemand, der mich zur Bahn bringen hatte, mitzuteilen, daß ich plötzlich verhindert bin, abzureisen. Das kann doch nicht gegen die Instruktion sein," versuchte sie zu lächeln.

„Erwarten Sie — Ihren Mann?!" fragte Riese, sie scharf anblickend.

„Nein, — er ist ja, — aber jemand —," sie wußte anscheinend nicht, was sie vorbringen sollte, um telephonieren zu dürfen.

„Also, bitte, setzen Sie sich, anädige Frau. Ich gestatte nicht, daß Sie telephonieren."

Aber sie setzte sich nicht, sondern ging setzt einige Schritte im Zimmer auf und ab; eine hohe, schlanke Figur von auffallender Schönheit, dunkles, fast schwarzes Haar; blasser, zarter Teint, große, in angstvoller Unruhe schimmernde Augen. Sie ließ sich wieder in den Fauteuil fallen. — Minuten verstrichen. Severin zupfte nervös an seinem Schnurrbärtchen, der kleine Franzose vibrierte, er nickte immer aufstimmend, wenn Herr Riese eine Verfügung traf. — Stille. —

Plötzlich schrillte die Klingel vom Flur; dreimal — ganz kurz. Frau Morelli schnellte empor, Entsetzen lag auf ihrem Gesicht. Herrn Rieses mächtige Gestalt erhob sich, er legte sanft seine mächtige Pranke auf ihre Schulter und drückte ihren Körper ebenso sanft wie energisch in den Sitz zurück.

„Seien Sie ganz still, oder ich muß Sie verhaften!" flüsterte er.

Auch Severin war aufgestanden und horchte.

Man hörte, wie sich draußen im Flur langsam ein Schlüssel ins Schlüsselloch schob. Im selben Augenblick ertönte ein furchtbarer Schrei.

„Nicht hereinkommen! Nicht hereinkommen!"

Die junge Frau hatte diese Worte mit solcher Verzweiflung und so laut geschrien, daß wir alle erschraken. Es klang durch die Stille der Nacht wie eine angsterfüllte Warnung. Sofort sprangen wir auf sie zu, Riese schloß ihr den Mund, indem er ihre Lippen mit seiner mächtigen Hand bedeckte.

Draußen schlug die Flurtüre zu — —.

Riese, der Frau Morelli festhielt, donnerte:

„Der Kerl entwischt! Rasch, Herr Severin, verfolgen Sie ihn!"

Schritte polterten die Treppe hinunter, Severin raste hinaus, ebenfalls die Treppe hinab. Der Polizist hielt das Mädchen fest, das sich ihm entreißen wollte.

Ich eilte ans Fenster und riß es auf. Unten lag der dunkle Garten; aber die Straße war deutlich erkennbar; vor dem Gartentor sah ich ein großes Auto stehen.

Plötzlich ertönt von unten ein schwerer Fall, den wir bis herauf hörten. Im nächsten Augenblick flieht eine Gestalt durch den Garten, — eine Gestalt, die ich wiedererkenne! Sie springt ins Auto — der Motor surrt dröhnend, der Wagen schießt durch die Nacht und verschwindet.

Jetzt hatte ich den Täter gesehen! Das Geheimnis war entlüftet — —! Aber wo blieb Severin?

Die schöne Frau Morelli lag ohnmächtig im Fauteuil, — das Mädchen mühte sich um sie. Riese, der Polizist und ich überliefen ihr die Dame, und wir eilten die Treppen der zwei Stockwerke hinunter. In der offenen Haustür, mit dem Gesicht nach unten, lag der brave Kommissar Severin am Boden, ohne sich zu rühren. Erschrocken eilten wir auf ihn zu, um ihn aufzurichten — schwer fiel er zurück — er war tot — —

Während der Polizist bei der Leiche des wackeren, pflichtgetreuen Kommissars Severin blieb, stiegen wir die Treppen wieder empor und verhafteten Frau Morelli und ihr Mädchen. Riese telephonierte nach der Mordkommission. Dann durchsuchten wir die Wohnung aufs genaueste. Aber nirgends konnte auch nur das geringste entdeckt werden; keine Korrespondenz, keine Notizen — nichts. Riese wandte sich an die wie gebrochen dastehende Frau Morelli und fragte sie, wer der Mann sei, den sie erschossen hatte, wartet hatte und der den französischen Kommissar, der ihn festnehmen sollte, tötete. — Sie wollte nicht wissen, wer es gewesen.

„Aber Sie haben doch jemand erwartet, nicht wahr?"

„Ja."

„Wen? Nennen Sie den Namen! War es Herr Morelli?"

„Nein."

„Wer war es?"

„Ein Herr, der mich an die Bahn bringen sollte."

„Sagen Sie, wer es war, und ich setze Sie in Freiheit."

August

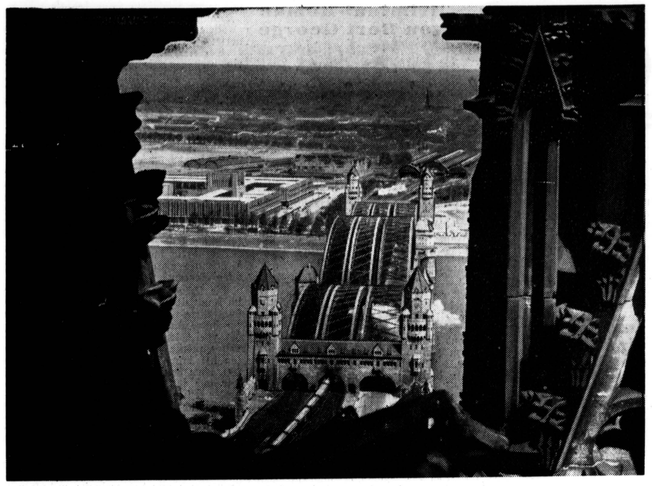
Von Hans Holfert

Noch glüht der Sommer in den vollsten Farben,
Noch blühen Rosen, reift die Frucht am Baum —
Doch von den Feldern und den goldnen Garben
Webt Herbstesahnen in den Sonnentraum.

Und schwerbeladen bringen Erntewagen
Der Mühe Lohn in weite Scheuern ein.
Die Schnitter jubeln und die Dresher schlagen,
Und über'm Dorf, wo bald der Abendschein

Mit mildem Licht umglänzet Heidehügel,
Wo, wie die Wächter, einsam Föhren stehn,
Umspielt der Wind das Kreuz der Mühlenflügel,
Die langsam sich und unermüdlich drehn.

Das Korn wird Brot. Daß es uns täglich stärke
Zu neuem Leben und zu neuem Tun,
Sind frohe Hände andachtsvoll am Werke —.
Und deine, Kamerad? — Laß sie nicht ruh'n!



Die Kölner Rheinbrücke
vom Dom aus gesehen
(Schröder, Zander-M.)

erschütterte mich aufs tiefste; ich faß da, unfähig, einen Entschluß zu fassen, erfüllt von Trauer um den prächtigen Kommissar, der ein Opfer seines Berufes wurde.

„Wo also steckt Ihr Mann," fragte Riese in schroffem Ton, erbittert über den Widerstand, den er fand.

„Er ist verreist."

„Wohin, zum Donnerwetter!"

„Ich weiß es nicht, wir leben getrennt."

„So! Wohin wollten Sie jetzt reisen?"

„Man wollte es mir erst am Bahnhof sagen, wohin ich fahren würde."

„Wer ist dieser Mann?" Was ist das überhaupt für eine lächerliche Geheimniskrämerei? Sie verschanzen sich hinter Lügen! Sie verbergen etwas! Wahrscheinlich eine lichtscheue, strafbare Handlung!"

Wieder Schweigen.

„Wenn Sie nicht sprechen wollen, so lasse ich Sie in Untersuchungshaft bringen — reden Sie!"

„Ich habe nichts verbrochen und keine Schuld an dem, was geschehen ist."

„Gut, wie Sie wollen."

Die Mordkommission war eingetroffen, mit ihr einige Detektive. Herr Riese übergab einem von ihnen Frau Morelli und das Mädchen, damit sie ins Gefängnis gebracht würden; gleichzeitig ordnete er an, Frau Vogelhut noch nachts aus der Pension zu holen und zu verhaften. Er selbst blieb bei der Kommission, und die Herren nahmen den Tatbestand der Ermordung Severins auf. Es wurde festgestellt, daß er das Genick gebrochen hatte. Ein furchtbarer Schlag, dessen Spur auf seiner Stirn sichtbar war, hatte ihn getroffen; er mußte gestürzt und mit dem Schädel gegen den Treppenpfeiler gefallen sein — er war sofort tot.

Am Morgen des nächsten Tages war ich schon in aller Frühe im Büro des Kommissars Riese. Ich eröffnete ihm meinen zur Gewißheit gewordenen Verdacht: er hörte mich an und stimmte mir zu, als ich vorschlug, sogleich nach Nizza zu fahren. Wir machten uns schnell reisefertig. Vorsorglich erwirkte er sich im Laufe des Tages eine Empfehlung der französischen Botschaft in Berlin, die ihm die Verhaftung des Mörders auf französischem Boden ermöglichen sollte, der Severin getötet hatte. Nachts saßen wir im Expreßzug nach Nizza.

Es war Nachmittag, als wir ankamen. Die herrliche Sonne leuchtete, der Frühling in Nizza war schon weit vorgeschritten, friedlichste, beglückende Schönheit lag über der Stadt. Aber ich hatte weder Sinn noch Geduld, mich ablenken zu lassen, ich drängte vorwärts, der Tod des französischen Kommissars hatte mich verwandelt, ich war erfüllt von Unduld den Täter der Gerechtigkeit zu überliefern. Wir fuhren sogleich zum Gerichtsgebäude.

Die Nizzaer Polizei war bereits von dem traurigen Ende ihres berühmten Kommissars unterrichtet und erbot sich bereitwilligst, uns in allem zu unterstützen. Da Herr Riese nicht so fließend französisch sprechen konnte so übernahm ich mit seinem Einverständnis die Verhandlungen. Wir erhielten uns einige der kräftigsten Beamten in Zivil und einen Gerichtsarzt. In kurzer Zeit standen uns drei Wagen zur Verfügung, und wir machten uns miteinander bekannt: Herr Riese, ein Gerichtsarzt Doktor Varennes, einige mit ausgesuchte, elegant angezogene Polizeibeamte und ich. So fuhren wir ins Hotel Francais.

„Meine Herren," übernahm ich die Führung, „wir wollen so wenig Aufsehen wie möglich machen. Setzen wir uns jetzt unauffällig in die Hotelhalle, ich werde mit dem Hoteldirektor sprechen, damit wir ohne Störung handeln können." Hierauf stiegen wir die mir wohlbekannte Treppe empor und setzten uns in unauffälliger Weise an einen Tisch in der Halle. Um die Sache harmlos zu gestalten, bestellte Riese einige Getränke, indes ich mich ins Büro des Hoteldirektors begab, der mich mit offenen Armen empfing und sein Entzücken äußerte, mich wiederzusehen.

„Lieber Direktor," sagte ich, „es ist ein seltsames Spiel des Zufalls, daß ich herufen bin. Ihr Hotel heute abermals vor einem aufsehenerregenden Skandal zu bewahren. Ich bin hier mit einigen Herren der französischen Polizei und mit einem deutschen Kommissar, der hier im Hotel eine Verhaftung vornehmen wird."

„Mon Dieu!" Der Direktor erbleichte und sank in seinen Stuhl. „Ich flehe Sie an, Capitaine, nur keinen öffentlichen Skandal — kein Aufsehen!"

„Seien Sie ganz ruhig. Mit dieser Verhaftung wird das in Ihrem Hotel verübte Verbrechen gesühnt werden. Bitte, veranlassen Sie folgendes: Wir begeben uns jetzt in die Zimmer der Gräfin von Sch. Ist sie anwesend?"

„Die Herrschaften sind alle im Hotel. Der Graf liegt zu Bett. Wissen Sie, daß er vom Pferd gestürzt ist und sich das Bein gebrochen hat?"

„Ich weiß es. Ist sein Sekretär, Doktor Höffner, anwesend?"

„Ja, sicher, ebenso die Gräfin und der Arzt."

„Gut, wenn wir die Wohnung betreten haben, lassen Sie niemand mehr in diesen Teil des Korridors. Vielleicht gibt es in der Wohnung einen lauten Auftritt oder noch Schlimmeres. Das braucht niemand zu hören, verstehen Sie?"

„Oh, wie ich Ihnen danke, mein Herr!" Der Direktor war ganz konsterniert, er zitterte vor Angst um das Renommee seines Hotels.

„Ich gehe jetzt. Veranlassen Sie also die unauffällige Abschließung des Korridors." Damit verabschiedete ich mich.

Meine Gesellschaft erhob sich, als ich zurückkam und den Herren ein Zeichen gab. Ich kannte den Weg, wir gingen bis zur Tür des Empfangszimmers.

„Bitte, bleiben Sie hier im Korridor," sagte ich zu zweien der Polizisten, „und lassen Sie niemand weggehen, der etwa aus einem dieser Zimmer herauskommt." Ich zeigte auf die Türen des Appartements. Dann klopfte ich.

„Entrez!" sagte innen eine Stimme.

Wir traten ein; es war der allgemeine Empfangsraum. Die Gräfin saß in einem Lehnstuhl und las, der Sekretär arbeitete abseits an einem Tisch, und der alte Sanitätsrat stand vor dem Bücherschrank und suchte unter Zeitschriften. Ueberrascht erhob sich die Gräfin und kam mit liebenswürdiger Miene auf mich zu, um mir ihre Hand zu geben. Der Sekretär stand ebenfalls auf, grüßte höflich, der Sanitätsrat nickte mir freundlich zu. Ich stellte Herrn Riese, den Gerichtsarzt und die Herren der französischen Polizei vor.

„Es tut mir leid, Frau Gräfin," begann ich als Dolmetsch, „daß der deutsche Kommissar Herr Riese mit Unterstützung und Erlaubnis der französischen Behörden hier eine Amtshandlung vornehmen muß. Gestatten Sie," fragte ich Herrn Riese, „daß ich einige notwendige Fragen stelle, bevor Sie die Verhaftung vornehmen?"

Herr Riese gab seine Zustimmung, und ich wandte mich an den Sekretär, Herrn Dr. Höffner:

„Herr Doktor, Sie waren vorgestern nacht in Berlin. Stimmt es?"

Er lachte. „Sie träumen wohl, Herr Rittmeister? Ich habe Nizza nicht verlassen."

„Haben Sie dafür Zeugen?" fragte ich weiter.

„Gewiß, hier, der Herr Sanitätsrat, mit dem ich bis zwölf Uhr nachts zusammen war."

„Ist das richtig, Herr Sanitätsrat?"

Der alte Herr verbeugte sich leicht. „Jawohl."

„Wir haben Zeugen, daß Sie in Berlin waren, und zwar sind Sie abends im Grunewald, Königstraße 1, gesehen worden. Sie waren bei einer Frau Morelli, die verhaftet wurde und alles gestanden hat." Ich wagte es, dies zu sagen, um ihn dadurch zum Geständnis zu zwingen, aber er ließ sich nicht beirren.

„Das ist Unsinn," sagte er mit unerschütterlicher Ruhe. „So wenig, wie Sie damals in der Laube die Frau Gräfin gesehen haben, ebensowenig haben Sie oder andere mich in Berlin gesehen. Ich kenne keine Frau Morelli, ich war in Nizza, und hier ist mein Zeuge." Er deutete abermals auf den Arzt.

Ich wollte meine Trümpfe nicht ausspielen, die Entdeckung der Photos, die Verhaftung seiner Braut, deren teilweise Geständnisse, das alles war Sache der Behörde, ich mußte nur Herrn Riese die Verhaftung ermöglichen.

„Sie leugnen zwar," fuhr ich fort, „trotzdem nützt es nichts. Wir besitzen die Beweise, daß Sie mit dem Herrn Grafen in Berlin waren!"

Erstaunt sah mich die Gräfin an und schüttelte mit dem Kopf. „Das kann wohl nicht möglich sein. Mein Mann liegt krank in seinem Zimmer," sagte sie, „er ist vor einigen Tagen vom Pferd gestürzt."

„Darf ich Sie bitten, uns zum Herrn Grafen zu führen?"

„Gerne, kommen Sie."

Die Gräfin ging voran, wir folgten ihr. In diesem Augenblick machte der Sekretär unauffällig eine Bewegung zur Tür hin, aber ich bemerkte sie sofort.

„Herr Doktor Höffner, lassen Sie sich jetzt zu keinen Torheiten verleiten, bleiben Sie hier. Draußen steht Polizei. Man wird Sie sofort festnehmen, außerdem erreste Sie unnützes Aufsehen."

Er sah mich an, nahm seinen Kneifer ab, holte sein Taschentuch hervor und tat so, als ob er von alledem nichts verstünde. Wir durchschritten das Zimmer der Gräfin, der Sekretär und der Sanitätsrat wurden ersucht, vorauszugehen, wir folgten mit der Gräfin. Erst kam ihr Schlafzimmer, dann das Bad, und dann betraten wir das Schlafzimmer des Grafen. Er lag im Bett und las in einem Buch, das er senkte, als wir eintraten. Er erblickte mich und sah mich mit überraschtem Lächeln an.

„Das ist hübsch von Ihnen, lieber Rittmeister, daß Sie mich besuchen — aber was bedeutet Ihre Begleitung?" fragte er freundlich.

„Herr Graf," begann ich ernst, „ich bin mit diesen Herren gekommen, die von der deutschen und französischen Polizei sind. Da ich vollständig orientiert bin und die Zeit drängt, so übernehme ich das Amt eines Dolmetsch. Als solcher habe ich Sie zu fragen: Waren Sie vorgestern nacht in Berlin?"

„In Berlin?" wiederholte er erstaunt in gedehntem Ton. „Wieso kommen Sie zu dieser Vermutung? Ich liege hier seit vier Tagen in Gips und darf mich nicht rühren; ich kann also nicht in Berlin gewesen sein."

„Es liegt der dringende Verdacht vor, daß Sie mit Ihrem Sekretär vorgestern nacht in Berlin waren, und zwar, um eine Frau Morelli an die Bahn zu bringen. Im Laufe der Frau Morelli wurde der französische Kommissar Severin getötet, der behilflich war, den Fall aufzuklären. Frau Morelli ist verhaftet."

Das Buch, das der Graf in Händen hielt, entglitt ihm und fiel zu Boden. „Das ist sehr bedauerlich — aber was habe ich damit zu schaffen?" fragte er, immer noch im gleichen Ton des Erstaunens. „Ich verstehe nicht recht, was Sie von mir wollen."

Der Sanitätsrat wandte sich an uns: „Der Graf ist seit vier Tagen in ärztlicher Behandlung und hat das Bett nicht verlassen. Er ist vom Pferd gestürzt und hat den rechten Unterschenkel gebrochen; er liegt im Gipsverband." Er hatte diese Worte ruhig und bestimmt gesprochen.

Narrte mich mein überhitzter Eifer? Dieses Alibi vernichtete ja die ganze ungeheuer mühselige Untersuchung! Ich sah, wie der Sekretär malitös lächelte und mich, wie ich mir einbildete, höhnisch durch seine halbgeschlossenen Lider anblickte. Aber nun wollte ich es darauf ankommen lassen! Durch eine Bewegung meines Kopfes gab ich dem französischen Arzt einen Wink, den er sofort verstand. Gleichzeitig machte ich Herrn Riese ein Zeichen, und der Hühne stellte sich an das Kopfende des Bettes. Dann wandte ich mich an einen der französischen Polizisten und beauftragte ihn leise, die Gräfin aus dem Zimmer zu führen, was er mit vollendeter Höflichkeit tat. Kaum hatte die Gräfin das Zimmer verlassen, so trat der Gerichtsarzt rasch an das Bett des Grafen, schlug die Decke empor, betrachtete einen Augenblick genau den Gipsverband, der weiß in den Decken schimmerte. Blitzschnell zog er ein Instrument hervor, und mit wenigen geschickten Griffen zerschnitt er den ganzen Verband: das Bein lag blank und unversehrt da!

Mit einem Satz erhob sich der Graf aus dem Bett, aber schon hatte ihn Riese gefaßt. „Herr Graf von Sch.," dröhnte seine Stimme, und seine mächtige Faust drückte ihn erbarmungslos nieder. „Ich erkläre Sie für verhaftet!" Einer der anwesenden Beamten ließ einen kurzen Pfiff ertönen, und gleich darauf kamen die im Korridor stehenden Polizisten herein. Man bewachte einstweilen den Grafen, der sich totenblaß und geschlossenen Auges zurücklehnte, dessen Sekretär und den verdächtigen Sanitätsrat, der noch im letzten Augenblick meine Sicherheit erschüttert hatte. Mir oder vielmehr Riese drei Herren noch im Laufe des Abends einzeln und in angemessenen Pausen unauffällig aus dem Hotel ins Gerichtsgebäude zu schaffen, und dann entfernte ich mich mit Herrn Riese, der mir aufrieden und anerkennend die Hand drückte.

Sie haben ihn also trotz der Dunkelheit im Garten erkannt, Herr Rittmeister, ein wahres Glück!"

„Ja," sagte ich, „ich erkannte ihn vom Fenster aus, nachdem er den armen Severin getötet hatte und in sein Auto flüchtete."

Wir kamen durch das Zimmer der Gräfin; die Aermste sah verängstigt aus und fand keine Erklärung für den Auftritt, der sich rasch abspielte, als es erzählt werden kann. Ich blieb stehen, Riese ging diskret hinaus und wartete draußen auf mich.

„Was haben Sie getan, Herr Rittmeister?" fragte sie in höchster Verwirrung. „Was ist geschehen?"

„Frau Gräfin machen Sie sich auf eine neue, schmerzliche Nachricht gefaßt: Ihr Mann hat ein schweres Verbrechen begangen, er ist verhaftet; er hat sich hinreißen lassen — — —." Ich zögerte.

„Sprechen Sie, sprechen Sie!" drängte sie. „Er hat den Kommissar Severin in Berlin getötet."

„Mein Mann?! — In Berlin? — Wie ist das möglich?" Faßungslos sah sie mich an. „Er liegt doch seit einigen Tagen krank im Bett!"

„Waren Sie die letzten Tage in Nizza?"

„Nein, der Graf hat mich vergangene Woche, mit dem Kinde nach Cap Martin zu gehen; ich bin erst heute zurückgekommen."

„Er hat Sie — uns alle getäuscht" sagte ich, indem ich ihre Hand festhielt, um sie zu beruhigen, „er hat Sie teil langem getäuscht. Noch überblickt niemand den Zusammenhang dieses merkwürdigen, unverständlichen Betruges. Bewahren Sie sich Ihre Kraft! Sie dürfen nicht zusammenbrechen auch wenn Sie ihn noch so lieben."

(Schluß folgt.)

Kampfhähne

1. Fortsetzung

Attentat auf den Expreß Nr. 59

Ein Kapitalverbrechen und eine Justizkomödie

Ein Tatsachenbericht
von Hanns Holz

Kriminalist? Ein feiner Beruf?

Der Inspektor überbrachte die Geständnisse persönlich dem Staatsanwalt.

„Ich gratuliere zu der schnellen Aufklärung", sagte der Staatsanwalt, „man möchte fast annehmen, daß Kriminalist doch ein sehr einfacher Beruf sei . . ."

Inspektor Higgins seufzte.

„Sie meinen, weil dieser Fall so schnell aufgeklärt worden ist? Ich muß Ihnen gestehen, Herr Staatsanwalt, daß ich darüber selbst am meisten überrascht bin. Ich habe in meiner langjährigen Praxis noch keinen Verbrecher kennen gelernt, der mir so wenig Schwierigkeiten gemacht hätte, wie dieser Lester F. Mead. Eigentlich hätten wir dem Burschen doch kaum etwas nachweisen können. Wir waren vollkommen auf seine Geständnisse angewiesen — und diese Geständnisse hat er uns geradezu am laufenden Band geliefert! Dabei hätte er es doch garnicht nötig gehabt . . ."

„In einer Verbrecherseele kann man niemals lesen", sagte der Staatsanwalt weise, „freuen wir uns jedenfalls, daß es diesmal so glatt und schnell ging, und freuen wir uns auch darüber, daß Lester F. Mead es uns so leicht gemacht hat."

Hm, das wollte ja Inspektor Higgins auch gern tun. Immerhin war ihm bei dem Gedanken an die leichten Geständnisse des Verhafteten garnicht so recht wohl. Und das ist immerhin paradox, daß ein Kriminalist unzufrieden ist, weil ihm der Verdächtige die Arbeit leicht macht und frei alles eingesteht, was man von ihm wissen will!

Die Folgen einer Auto-Erbschaft

Am 25. November stürzte in höchster Erregung ein Beamter ins Zimmer des Inspektors Higgins.

„Herr Inspektor, eine Neuigkeit, eine große Neuigkeit . . .!" Dabei schwenkte er einen schmalen Papierstreifen in der Hand, den er eben erst aus dem Morseapparat herausgerissen haben mußte.

„Hier, Herr Inspektor, lesen Sie selbst . . ."

Das zweite Attentat!

Die Meldung, die Inspektor Higgins mit steigender Erregung las, besagte nicht mehr und nicht weniger, als daß am Morgen dieses Tages der „Portland Flyer" der Union-Pacific-Railway-Company in der Nähe des Städtchens Cheyennes zur Entgleisung gebracht worden war. Auch in diesem Falle waren die beiden Schienen vorsichtig gelöst worden. Da auch die Union-Pacific genau wie die Southern-Railway die einzelnen Schienenstöße durch besondere Kupferdrähte gesichert hatte, war das Interessantete an der Meldung, daß der Attentäter — genau wie beim Attentat auf den Expreß Nr. 59 — die Kupferdrähte nicht berührt hatte.

Die Aehnlichkeit zwischen den beiden Attentaten lag auf der Hand.

Inspektor Higgins sprang auf.

„Das heißt also, daß unser guter Lester F. Mead nicht der Täter gewesen sein kann", brüllte er vor Wut, „der Kerl sitzt auf Nummer Sicher und kann doch jetzt nicht bei Cheyennes einen Zug zur Entgleisung gebracht haben . . .!"

Plötzlich hielt er inne. Sein Gesicht hatte einen seltsamen Ausdruck angenommen. Er starrte vor sich hin, als ob er eine Erscheinung hätte.

„Mein", stotterte er, „mein linkes Auge — ich glaube — das Lid hing herunter und verdeckte das Auge zur Hälfte."

Ein Photo bringt es an den Tag!

„Augenblick bitte . . .!" Inspektor Higgins nahm seinen erregten Rundgang wieder auf und überlegte angestrengt. Rothaariger Mann, viele Sommersprossen, herunterhängendes Augenlid . . . Herrjait, so einen Burschen kannte er doch . . . Wer war das nur . . .?

„Sie entschuldigen mich für einige Minuten, meine Damen", sagte er dann und begab sich zur Steckbriefabteilung.

„Hallo, Boys — ich suche das Bild von einem Kerl — rothaarig, sommersprossig, herunterhängendes rechtes Augenlid . . ."

„Ich, Sie meinen wohl Tom Vernon, Herr Inspektor?"

Der Inspektor schlug sich vor den Kopf.

„Richtig, Tom Vernon — suchen Sie mir schnell das Bild heraus!" Mit dem Bilde eilte er wieder zurück auf sein Zimmer und legte es triumphierend vor Joan Potter auf den Tisch.

„Da haben wir's", klagte er, „ich war der Kerl mit seinen Geständnissen gleich nicht gefassen . . ."

Die Irrenanstalt Takoma hatte in ihrem Rundruf mitgeteilt, daß vor fast drei Wochen ein Insasse entwichen sei, wie man erst jetzt feststellen habe. Der Verstörte heiße Lester F. Mead und habe die Manie, sich aller möglichen Verbrechen zu bezichtigen. die er niemals begangen hatte . . .

„Einen Verrückten haben wir eingesperrt", stöhnte Inspektor Higgins, „und der wirkliche Verbrecher läßt inzwischen andere Expreßzüge entgleisen!

Das Telephon klingelte. Zwei Damen wollten den Inspektor sprechen. In der Angelegenheit des Attentats auf den Expreßzug Nr. 59.

Der Mann mit dem hängenden Augenlid

Zwei smarte Girls betraten gleich darauf das Zimmer des Inspektors.

„Ich heiße Joan Potter", stellte sich die größere, blonde der zwei, „und dies hier ist meine Freundin Mary Vardue. Wir haben eine wichtige Bekundung in der Sache des Ueberfalls auf den Expreßzug Nr. 59 zu machen . . ."

„Nehmen Sie bitte Platz, meine Damen", forderte der Inspektor Higgins sie auf, „und berichten Sie mir bitte . . ."

Joan Potter erzählte erst einmal einen kleinen Roman. Sie war von Beruf Verkäuferin in einem Nowmarker Warenhaus. Vor kurzem war ihr Onkel gestorben und hatte ihr sein Vermögen vermacht. Das allerdings nur aus einem noch halbwegs ganzbaren Auto und zweitausend Dollars in barem Gelde bestand. Da war sie mit ihrer Kollegin Mary Vardue auf den Gedanken gekommen, die Stellung aufzugeben, sich in das Auto zu setzen und erst einmal Amerika zu besichtigen. Nun waren sie also seit sechs Wochen unterwegs, kreuz und quer durch den amerikanischen Kontinent.

„Am 10. November", so berichtete Joan Potter weiter, „kamen wir in den frühen Morgenstunden in der Nähe von Sanqus vorbei. Da hielt uns ein Mann auf der Landstraße auf und bat uns, ihn nach Los Angeles mitzunehmen. Er erzählte, daß eben der Schnellzug nach Portland hier in der Nähe verunglückt sei, mit dem er gekommen wäre. Nun wollte er schnell nach Los Angeles zurück, um seine Familie zu beruhigen. Vorher wollte er noch ein Krankenhaus aufsuchen, da er bei dem Unfall selbst etwas verletzt worden sei. Wir brachten ihn also hierher und schafften ihn ins Krankenhaus. In Los Angeles haben wir uns gar nicht aufgehalten, sondern sind weiter gefahren. Daher haben wir auch erst jetzt erfahren, daß der Expreßzug Nr. 59 einem Attentat zum Opfer gefallen ist. Wir nehmen an, daß unsere Mitteilung Sie interessiert . . ."

Der Inspektor sprang auf und durchmaß das Zimmer mit großen Schritten.

Dann blieb er vor den beiden Girls stehen.

„Wennen Sie mir vielleicht eine Beschreibung des Mannes geben, meine Damen?"

„Gewiß," Joan Potter überlegte einen Augenblick.

„Der Mann hat ein schmales Gesicht, brandrote Haare, viele Sommersprossen — und vor allem ist ein merkwürdiges Augenlid. Es war am rechten Auge — glaube — das Lid hing herunter und verdeckte das Auge zur Hälfte."

Ein Polizeihund ermittelt

Natürlich ging dieses Geschäft nicht immer glatt. Einige Male wurde er gefaßt und wanderte dann für längere Zeit ins Gefängnis. Erst im September war er aus der Strafanstalt Folsom entlassen worden.

Inspektor Higgins ließ sofort ein Ferngespräch mit der Strafanstalt Folsom herstellen und fragte an, wie sich Tom Vernon dort geführt habe. Er erhielt eine gute Auskunft. Der Mann sei sehr ruhig und willig gewesen, allerdings habe es sich auch durch Zufall ergeben, daß man ihn seinen Eignungen entsprechend beschäftigen konnte . . .

Als was er denn im Gefängnis beschäftigt worden sei, wollte Inspektor Higgins noch wissen.

„Wir haben hier eine kleine Feldbahn", wurde ihm aus der Strafanstalt entgegnet, „und da wurde Tom Vernon als Lokomotivführer beschäftigt . . ."

„Danke . . ." Inspektor Higgins hängte ab und rieb sich die Hände.

„Diesmal sind wir dem Richtigen auf der Spur", sagte er, „meine Damen — wenn Sie genügend freie Zeit haben, begleiten Sie mich bitte auf meinen nächsten Wegen. Sie können vielleicht bei der Identifizierung nachher wichtige Hilfe leisten . . ."

Und ob die beiden smarten Girls Zeit hatten! Der Gedanke, mitten in ein kleines Abenteuer hineingeraten zu sein, ließ sie geradezu in Ekstase geraten . . .!"

Eine Leichenverbrennung hinter der Front

Auf dem Schlachtfeld vor Peiping wurden nach altem japanischen Brauch die auf dem Felde der Ehre gefallenen Soldaten feierlich eingeäschert. (Schirner, Zander-K.)

Zwei suchen den selben Mann

Zunächst einmal eilte der Inspektor zu dem Krankenhaus, in dem die beiden Girls den Mann mit dem hängenden Augenlied eingeliefert hatten.

„Können Sie sich auf diesen Patienten noch besinnen?" fragte Higgins und legte die Photographie vor. Der diensttuende Arzt hatte den Mann niemals gesehen. Aber ein Kollege von ihm hatte in jener Nacht Dienst gehabt. Higgins ließ sich die Adresse des Arztes geben und suchte ihn in seiner Privatwohnung auf.

„Natürlich" sagte er, „jetzt erinnere ich mich ganz genau. Wir haben doch schon einmal zusammengearbeitet . . ."

Sheriff Romla fuhr, wie sich gleich darauf herausstellte, ebenfalls nach Denver.

„Das trifft sich ja ausgezeichnet", sagte Higgins, „dann können wir ja die Fahrt gemeinsam machen . . ."

„Ich bin sehr erfreut darüber", erwiderte der Sheriff und ließ sich dann den beiden Damen vorstellen.

Man vertrieb sich die Zeit mit kurzweiligen Gesprächen. Inspektor Higgins erstattete der Unterhaltung der beiden Damen einige besonders interessante Fälle aus seiner kriminalistischen Praxis. Dann verriet Sheriff Romla, daß er zur Zeit einem interessanten Verbrecher auf der Spur sei, einem Verbrecher, wie er sich allerdings vorher gedacht. Nun hieß es, ihn wieder einzufangen. Also mußte er erst einmal nach Denver und zusehen, ob sich dort irgendwelche Spuren von dem Mann mit dem hängenden Augenlid finden ließen.

„Meine Damen, sind Sie bereit, mich nach Denver zu begleiten?" fragte er nach seiner Rückkehr die beiden smarten Girls.

„Sehr!" Joan Potter und ihre Freundin sprangen auf. „Unser Auto steht unten vor der Tür und wartet auf Sie."

Auf der Straße ging Inspektor Higgins etwas mißtrauisch um das Auto herum.

„Ein verhältnismäßig Alter", sagte er gutmütig.

„Ich bin erstaunt, daß der Wagen Sie bis hierher getragen hat, meine Damen. Ich habe leider kein unbedingtes Zutrauen zu ihm, und die mir daran gelegen ist, so schnell wie möglich nach Denver zu gelangen, wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie die kleine Reise mit mir auf der Eisenbahn zurücklegen würden."

„. . . die leider auch nicht unbedingt sicher ist, wie gewisse Fälle bewiesen", fiel ihm Joan Potter mit deutlicher Anspielung ins Wort. Aber Inspektor Higgins lachte.

Schließlich wir wieder Frieden, meine Damen" Man einigte sich auf die Eisenbahn.

Sheriff Romla, der Konkurrent

Im Speisewagen bemerkte Higgins einen Mann, der ihm merkwürdig bekannt vorkam. Er überlegte angestrengt — und dann erhellten sich seine Züge. Gleich darauf entschuldigte er sich bei den beiden Damen und ging auf den Mann, der ihn so stark interessiert hatte, mit ausgestreckter Hand zu.

„Ich freue mich, Sie hier zu treffen", sagte er und schüttelte kräftig ihre Hand. die sich ihm nur zögernd entgegenstreckte.

„Sie wünschen bitte?" fragte der andere.

Higgins lachte herzlich auf.

„Sie haben ein schlechtes Personengedächtnis, Herr Kollege", sagte er und nannte dem anderen seinen Namen. Nun erhellten sich auch die Züge des anderen

Welt ohne Sorgen

Deutsche Mode – in Paris

Die große Wandlung in der deutschen Mode — Neue deutsche Stoffe und Modeschöpfungen erobern die Bewunderung der Welt — Die Bedeutung der Mode für das äußere Gesamtbild des Volkes

Eine Vorführung deutscher Mode in Paris. Das erscheint fast wie eine Anmaßung, wäre zumindest noch vor wenigen Jahren unvorstellbar gewesen. In einer Zeit, in der man die Mode für unbedingt international hielt, Paris als die ausschlaggebende Modestadt der Welt galt, was hätte man auf einer deutschen Modeschau in dieser Stadt der Moden anderes bringen können als bestenfalls schlechte Nachahmungen!

Die gesteigerten Anforderungen, die der Vierjahresplan auf allen Lebensgebieten stellt, haben — wie auf vielen anderen Gebieten — auch hier zu etwas Neuem, zu einer grundsätzlichen Wandlung geführt. Nicht mehr die aus der Sache nach etwas Neuem entstandenen Gebilde der modischen Phantasie diktieren heute die deutsche Mode. Wir sind den umgekehrten Weg gegangen. Der Stoff, das im Rahmen des Möglichen geschaffene neue Material, schreibt die Ausführung vor. Mit berechtigter Spannung und erklärlicher Skepsis erwartete man besonders in Paris die Ergebnisse dieser neuen deutschen Mode, die zum erstenmal mit eigenen Formen und bisher unbekanntem Material sich den kritischen Augen der Heimatstadt der Mode stellt.

Während die Fachleute allen Grund hatten, die Köpfe zusammenzustecken und den vollen Erfolg eines so gewagten Versuches anzuerkennen, war für den Laien etwas ganz anderes das Erstaunlichste und Bemerkenswerteste. Er sah nämlich gar nichts Besonderes! Kann man sich einen größeren Erfolg wünschen? Ohne die vorherige Ankündigung wäre er gar nicht auf den Gedanken gekommen, sich hier über etwas anderes zu wundern als über die bemerkenswerte Einfachheit der eleganten Form, über eine gewisse, sich in allen Modellen gleichbleibende bezeichnende Vornehmheit — die ja nicht immer das Merkmal einer Modeschau ist — erfreut zu sein.

Deutsche Werkstoffe werden unter den Händen deutscher Modeschöpfer zu einem — auf diesem Gebiet von den wenigsten wohl für möglich gehalten — Beweis neuen deutschen Geistes. Die Bedeutung der Mode für ein Volk darf nicht unterschätzt werden. Sie prägt das äußere Bild, das jedem Fremden den ersten Eindruck vom Land und Leuten hinterläßt. Wir selbst sind weniger unabhängig von ihr. Es erscheint uns daher fast ein selbstverständliches Gebot, daß wir uns diese bezeichnende Lebensäußerung nicht von „internationalen" Gesetzen vorschreiben lassen können. Trotzdem erschien es als ein von vielen mit offensichtlichem Mißbehagen aufgenommenes Wagnis, mit selbstverständlichen Traditionen auf diesem Gebiet zu brechen und neue, eigene Wege zu suchen. So unvorstellbar, wie es für viele erschien, sich in solchen Fragen von dem einzigen und nicht zu übertreffenden Vorbild der Pariser Mode zu lösen, so fest glaubten sie zu sein, daß das Erabnis unbedingt in kakartigen „kärenen Gewändern" bestehen müßte, die normale Menschen zu wandelnden Stoffschieben machten.

So wurde die Pariser Reise eines führenden deutschen Modeinstitutes zu einem mit Spannung erwarteten Wagnis, dessen voller Erfolg die Gültigkeit des Unternehmens schlagend rechtfertigte. Begeisterte Berichte deutscher und ausländischer Zeitungen, zahllose Bilder, die sich alle durch Anmut und Grazie auszeichneten, ließen uns den Triumph, den deutsche Arbeit auf einem Gebiet feiern durfte, das nach der Anschauung vieler den Deutschen so fern liegen soll, belehren uns darüber, was wir auch hier vermögen, wenn nur ein Wille da ist. Es braucht also keine „echt ausländische Seide", keine „garantiert englische Wolle" zu sein, es sind keine „original Pariser Modelle" und keine „Wiener Modeschöpfungen" nötig, um die deutsche Frau gut zu kleiden. Man kann sogar eins feststellen: wir sind jetzt auf dem Wege, durch eine deutsche Mode auch im äußeren Erscheinungsbild einen bestimmten Geist auszudrücken. Der scheinbare Zwang, den der Vierjahresplan auch der deutschen Mode auferlegte, hat sie in Wahrheit von einer gewissen Unfreiheit gelöst. So wie es in der Kunst auf einmal möglich wurde, Wege zu beschreiten, die vornehmlich von deutschem Geist, von der ganz besonderen, mit nichts und niemand gemeinsamen deutschen Wesensart vorgeschrieben wurde, konnten wir in der Mode Formen finden, die plötzlich den innerlich begründeten einzig entsprechenden äußeren Rahmen schufen.

Plötzlich erscheint es auch gar nicht richtig, diese unsere Form nur von deutschen Mädchen der Welt zu zeigen. Keine noch so schöne Französin oder Italienerin würde wohl unsere nur deutschen Modelle wirklich zur Geltung bringen können.

Sicher wird manch einer mit leisem Erstaunen oder tiefer Mißbilligung feststellen daß man nun schon auf den abwegigen Gedanken verfiel, selbst die Mode in Beziehung zum politischen Deutschland zu sehen. Das hieße nun doch über das Ziel hinausschießen werden viele sagen. Der Anteil der Mode an der gesamten Volkswirtschaft ist so groß, daß man sie schon deshalb nicht von den Gesetzen und Notwendigkeiten, denen die ganze deutsche Wirtschaft unterstellt ist, trennen kann. Man braucht nicht das große Wort von der „Totalität" des Staates zu bemühen, um einzusehen, daß der Geist, aus dem diese Gesetze der Notwendigkeit geboren wurden, nicht mit einmal haltmachen kann vor irgendeinem Teilgebiet. Jeder bemißt sich schon, in seinem äußeren Erscheinungsbild das darzustellen, was er ist, oder mindest für das er gehalten werden möchte. Für die Gesamtheit trifft das ebenso zu wie für die Einzelnen. Es ist daher im Interesse der Gesamtheit unseres Volkes wichtig und zu begrüßen, daß man Formen gefunden hat, die schön und einmalig zugleich sind.

goe—

Für heiße Tage (Mauritius, Zander-K.)

Ausbildung der Führerin für den weiblichen Arbeitsdienst

Von der Reichsleitung des Reichsarbeitsdienstes ist ein Merkblatt über die Ausbildung von Führerinnen im Arbeitsdienst für die weibliche Jugend herausgegeben worden. An erster Stelle unter den Aufnahmebedingungen heißt es: Die Führerin im Arbeitsdienst muß eine klare nationalsozialistische Gesinnung und eine vorbildliche charakterliche Haltung haben. Jedes deutsche Mädchen kann sich als Führerinnen-Anwärterin bewerben, wenn sie folgende Voraussetzungen erfüllt: Sie muß das 17. Lebensjahr vollendet haben, die deutsche Staatsangehörigkeit besitzen, deutschen oder artverwandten Blutes und gesundheitlich tauglich sein.

Die Ausbildung dauert drei Jahre. Zuerst muß eine halbjährige Arbeitsdienstzeit als Arbeitsmaid geleistet werden. Dann folgt ein halbes Jahr Arbeit als Kameradschaftsälteste im Lager. Nach dieser Zeit erfolgt eine Beurlaubung für das Praktikum. Dieses besteht aus einem Jahr Landtrauenschule, einem halben Jahr Sozialarbeit (Mitarbeit in der Wohlfahrtspflege) und einem halben Jahr Arbeit in einem Krankenhaus. Ausbildungsstätten können durch den Arbeitsdienst nachgewiesen werden. Als Praktikum im Sinne der Vorbereitung zur Führerinnenlaufbahn gelten die Berufe der Volkspflegerin, Kindergärtnerin, Jugendleiterin, NS-Schwester, Krankenschwester, Kinderz- und Säuglingsschwester, Haushaltspflegerin, technische Lehrerin, Gewerbelehrerin, landwirtschaftliche Lehrerinnen und Lehramtsbewerberin. Nach Bewährung im Praktikum wird die Führeranwärterin zu einem halbjährigen Lehrgang in eine Bezirksführerinnenschule des Arbeitsdienstes für die weibliche Jugend einberufen. Bei erfolgreichem Abschluß wird die Führeranwärterin als Gaubiftin eingesetzt. Entsprechend ihrer Fähigkeiten und im Rahmen freier Stellen wird sie zur Lagerführerin ernannt und kann zur Weiterarbeit in die übergeordneten Dienststellen aufrücken.

Für die Ausbildung innerhalb des Arbeitsdienstes für die weibliche Jugend entstehen keine Kosten. Die Kosten für das Praktikum hat die Führeranwärterin selbst zu tragen, doch ist es möglichstes, in besonderen Fällen Ausbildungszuschüsse zu gewähren. Als Entlohnung erhalten die Führeranwärterinnen ein Taschengeld, und zwar als Arbeitsmaid täglich 0,90 RM, als Kameradschaftsälteste 0,40 RM. Die Besoldung der Gaubiftin besteht bei freier Unterkunft, Verpflegung und Dienstbekleidung aus einem Gehalt von monatlich 50,— bis 120,— RM, die der Lagerführerin aus einem Gehalt von 80,— bis 150,— RM ebenfalls bei freier Unterkunft, Verpflegung und Dienstbekleidung.

Falls die Führerinnen und Gehilfinnen nicht in höhere Dienststellen aufrücken, können sie nach fünfjähriger Lagertätigkeit in einen anderen Frauenberuf übergehen. Die Möglichkeiten für eine verkürzte zusätzliche Ausbildung für verschiedene Frauenberufe sind bereits gegeben. Es wird angestrebt, die Kosten für diese Ausbildung aus Reichsmitteln zu gewähren.

Die Bewerbung als Führeranwärterin kann erfolgen bei Eintritt in den Arbeitsdienst bei der Bezirksführerin oder während der Arbeitsdienstzeit auf den Dienstwege. Die Bewerbung muß enthalten

1. einen handschriftlichen Lebenslauf;
2. ein Lichtbild. Paßbild möglichst gute Aufnahme;
3. Urkunden zum Nachweis der Abstammung (Geburtsurkunden der Eltern und Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits);
4. ein polizeiliches Führungszeugnis;
5. beglaubigte Abschriften der Schul- und Berufszeugnisse;
6. etwaige Bescheinigung über die Zugehörigkeit zur NSDAP. oder einer ihrer Gliederungen;
7. bei Minderjährigen eine Einwilligungserklärung des Vaters oder dessen Stellvertreters;
8. ein amtsärztliches Gesundheitszeugnis.

Allerlei vom Hering

Heringe bzw. Bücklinge sind billig, nahrhaft und wohlschmeckend. Deshalb sollten wir des öfteren Heringsgerichte auf den Tisch bringen, zumal eine reiche Abwechslung bei den einzelnen Gerichten möglich ist.

Den Salzhering genießt man einfach als Salzhering oder als sauren Hering mit Zwiebeln, oder als Rollmops in Essig- oder Senftunke. Ebenso bekannt ist Heringssalat. Ein billiges und wohlschmeckendes Gericht ist „Schusterpast". Dazu belegt man den Boden einer Auflaufform mit gekochten Kartoffelscheiben, streut darüber gehackten Hering, Zwiebeln, Tomaten, einige Fleisch- oder Schinkenreste, dann wieder Kartoffeln — abwechselnd bis die Form gefüllt ist. Dann gießt man über das Ganze entrahmte Frischmilch, die man mit wenig Salz und etwas Pfeffer gewürzt hat, doch nur soviel, daß die Form nur bis zur halben Höhe mit Milch gefüllt ist. Um eine schöne braune Farbe zu erzielen, kann man obenauf ein mit einem Löffel Mehl verquirltes Ei geben. Dann wird der Auflauf eine Stunde gebacken und in der Form zu Tisch gebracht. Beim grünen Hering ist wohl die bekannteste Zubereitung das Braten und das Marinieren. Zum Marinieren nimmt man die kleinsten grünen Heringe. Diese werden gut gesäubert und danach mit reinem Essig übergossen und 24 Stunden so stehen gelassen. Inzwischen zerdrückt man Pimentkörner und weiße Pfefferkörner recht grob, vermischt sie mit etwas Salz und Zucker, nimmt die Heringe aus dem Essig und schichtet sie nun mit Zwiebelscheiben, Lorbeerblättern und den gemischten Gewürzen in eine Glasschale oder in einen Steintopf und läßt sie zugedeckt ein paar Tage stehen. Sie schmecken hervorragend und halten sich auf diese Weise unbegrenzt. — Weniger bekannt ist der grüne Hering in Gelee. Zu diesem Gericht werden die Heringe, wenn sie gesäubert und ausgenommen sind, mit Wasser, Salz, Essig, Zwiebelscheiben, Lorbeerblatt und einigen Gewürzkörnern aufs Feuer gesetzt bis zum Kochen. Dann nimmt man den Topf vom Feuer, läßt die Heringe noch an heißer Herdstelle einige Minuten ziehen, doch dürfen sie nicht zerfallen. Dann werden die Heringe vorsichtig herausgenommen und in eine Schüssel gelegt. In der Brühe löst man nun einige Blätter Gelatine auf und gießt das Ganze durch ein Sieb auf die Heringe. Man gibt dann Bratkartoffeln. — Man kann auch die Heringe in Salzwasser gar werden lassen und mit einer warmen Senftunke übergießen, mit Salzkartoffeln ergeben sie dann ein wohlschmeckendes Mittagsgericht.

Ausstellung der Reichsfrauenführung auf dem Reichsparteitag 1937

In diesem Jahr wird zum ersten Mal auf dem Reichsparteitag in Nürnberg eine Ausstellung im Landesgewerbemuseum gezeigt, die das bildhaft darstellen soll, was die Reichsfrauenführerin, Frau Scholz-Klink, auf dem Frauenkongreß zu den deutschen Frauen sagen wird. Vom Einsatz deutschbewußter Frauen der Frauenbewegung vor dem Weltkrieg vom Frauenschaffen in den schweren Jahren des Krieges, als die Männer im Felde standen, von der Mitarbeit der Frau in der Kampfzeit der Bewegung wird die Ausstellung berichten. Ein großer Organisationsplan wird davon Eindruck geben, wie die Frauen von heute in der NS-Frauenschaft und im Deutschen Frauenwerk sich für die Nation mit allen Kräften einsetzen. Es wird auch dargestellt werden, wieviel leistungsfähiger eine umfassende Organisation unter einheitlicher Führung ist als kleine Gruppen und Grüppchen, die ohne Fühlungnahme untereinander jede ihren eigenen Weg gehen.

Hervorragende Leistungen deutscher Frauen auf künstlerischem und technischem Gebiet werden herausgestellt. Ein besonderer Raum wird den Millionen erwerbstätiger Frauen gewidmet sein und davon erzählen wie sie ihre Arbeitskraft der Nation schenken und wie das Frauenamt der Deutschen Arbeitsfront für sie eintritt. Besonders die ausländischen Besucher werden mit Interesse sich den Raum ansehen, der unter dem Thema gestellt ist: Wie sieht uns das Ausland? Manche Fragen des Auslanderes nach der Stellung der Frau werden hier wie von selbst ihre Antwort finden.

So wird die Ausstellung das verschaulichen, was die besten deutschen Frauen aller Zeiten gewollt haben, was wir noch tiefer und besser zu verstehen und bejahen nämlich den Einsatz der Frau für das Volk, in das wir gestellt sind: für Deutschland.

D. Th.

Haus, Hof und Garten

Lob des Gartens

Ein Stückchen Erde gibt Freude und Entspannung. — Pflichten, die die Gartenarbeit auferlegt

Hast du schon einmal all die vielen Blumenkästen und -töpfe gesehen, die den Iden Häusermauern der Großstadt etwas Leben geben? Hast du beobachtet, mit wie viel sorgender Liebe all die kleinen Pflänzchen betreut werden, die in den Kästen und Töpfen auf den Fensterbrettern schweben und den oft recht dürftigen Wohnungen ein heimelndes Aussehen geben? Da blühen Geranien, Pelargonien und Petunien. An kleinen Stöcken mühen sich Tomaten, ihren Besitzern die erhofften Früchte zu bringen. Und all diese Kästen und Töpfe sind Zeugen, daß noch ein kleiner Funken bäuerlichen Empfindens in dem deutschen Städter steckt. Irgend etwas Grünes und Blühendes muß der deutsche Mensch haben, wenn nicht seine Seele verkümmern soll. Aus all diesen einfachen Blumen und Pflänzchen, die manchmal in schwindelnder Höhe von drei, vier Stockwerken ihr kleines Leben erfüllen, spricht die ganz große Sehnsucht: ein Stückchen Erde besitzen zu dürfen.

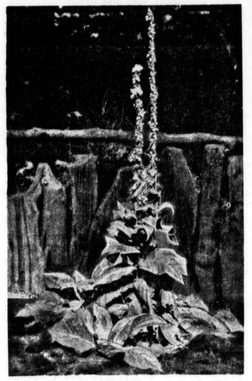
Und wieviele, erfreulich viele sogar, haben heute in den Schrebergärten und Laubenkolonien ihren Besitz an eigenem Land, ganz abgesehen von den modernen Arbeitersiedlungen, in denen zu jedem Haus ganz selbstverständlich ein Gärtchen gehört. Unsere Großstädte liegen nicht immer in fruchtbaren Gegenden. Es muß oft mit unendlicher Mühe und Sorgfalt gearbeitet werden, wenn aus dem dürftigen Boden grünendes Leben wachsen soll. Man kann sich selber kaum eine schönere Sonntagsfreude bereiten, als durch Laubengärten zu gehen und zu beobachten, wie der sorgende Mensch und der fruchtbringende Boden zu einer lebensbejahenden Einheit zusammenwachsen.

Ein Garten legt Pflichten auf. Er ist wie ein Familienmitglied, ein junges, heranwachsendes Leben, das betreut werden muß. Es geht auch nicht an, daß man nur dann, wenn man gerade Lust hat, sich um den Garten bekümmert und ihn danach liegen läßt wie einen lebloten Gegenstand. So bringt der Garten täglich seine Sorgen und Mühen. Aber wer solch ein Fleckchen Erde besitzt, der lernt bald, zum Himmel aufzuschauen und mit dem Schicksal zu rechnen, daß es manchmal anders kommt, wie es einem paßt. Solch Gärtner lebt, Wachstum gesund und stark zu erhalten, auch wenn das Schicksal des Guten zu viel oder zu wenig bringt.

Aus dem deutschen Boden, und wenn es nur ein paar Quadratmeter Land sind, muß hergeholt werden, was darauf wachsen kann. Es brauchen nicht immer nur praktische Dinge zu sein, die zur Ernährung dienen. Der Mensch braucht auch etwas, das nur um der Freude willen da ist. Neben allem Obst und Gemüse und den Küchenkräutern sollen auch Blumen stehen. Blumen tragen den Garten ins Haus und sprechen von Freude und Schönheit. Blumen sind wie Kinder: je mehr Mühe und Sorgfalt sie verlangen, desto größer ist hernach die Freude, wenn sie sich zu voller Schönheit entfalten.

Gartenarbeit ist hart und mühsam. Sie erfordert viel Zeit. Manch einem möchte sie über den Kopf, der noch nicht weiß viel Weisheit und Lebenserfahrung aus dem Garten zu schöpfen. Wer sich aber mit Boden und Wachstum eins fühlt, der macht die Erfahrung im Garten weise und bedächtig. Ihm ist der Garten ein Geschenk Gottes aus seiner schönsten Werkstatt. Ein Garten weiß von der großen Sehnsucht des nordischen Menschen, den göttlichen Urquell alles Lebens zu finden, und der Garten weiß diese Sehnsucht ein wenig zu stillen.

E. St. v. S.



Die Königskerze

Ein prächtiger Schmuck unserer Heimat ist die große Königskerze. Bei ungehindertem Wachstum wird sie bis zu zweieinhalb Meter hoch. Sie gehört zu den Wollkrautgewächsen und vermag auf dürftigem Boden zu gedeihen; Stengel und Blätter sind dicht mit feinen Haaren besetzt, die eine zu schnelle Verdunstung des mit den Wurzeln aufgesogenen Wassers verhindern. Merkwürdig ist, daß die Blattrosetten so gerichtet sind, daß das Regenwasser auf die Wurzel zugeleitet wird. (Brandt, Zander-K.)

Praktischer Ratgeber

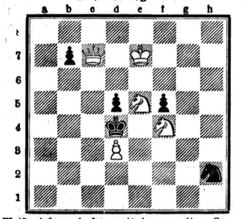
Gießpflege im Garten. Eine richtige Gießpflege ist für alle Wurzelgewächse, insbesondere aber für die viel Wasser verbrauchenden Gemüsepflanzen, von allergrößter Bedeutung, wenn man gute Erträge erzielen will. Für die Ausübung der Gießpflege ist aber nicht das Wasser allein, sondern auch dessen chemische Beschaffenheit, Weiche und Härte, die Zeit des Gießens sowie namentlich auch die Bodenbeschaffenheit und der Wasserverbrauch der jeweils in Frage kommenden Gemüseart mitbestimmend. Kleine und wenig belaubte Pflanzen verbrauchen naturgemäß weniger Wasser als großlaubige und starkwüchsige Pflanzen, und Wurzelgemüse weniger als Blattgemüse, da bei ihnen die Wasserabgabe an die Luft, also die Verdunstung, ein weit größere ist als bei jenen. Auch jüngere Pflanzen, wenn sie gut angewachsen sind, verarbeiten weniger Wasser als im Wachstum fortgeschrittene Pflanzen. — Das beste und einwandfreieste Gießwasser ist der Regen. Wer Gelegenheit hat, ihn in zweckmäßigen Behältern (Tonnen, Zisternen usw.) abzufangen, sollte dies nie versäumen und entsprechende Einrichtungen hierfür schaffen. Das Regenwasser ist frei von allen schädlichen alkalischen und mineralischen Substanzen, ist weich und ausgesprochen temperiert. Auch Wasser aus Gräben, Flüssen, Seen und Teichen besitzen im allgemeinen diese guten Eigenschaften, wogegen Pumpen- oder Brunnenwasser in der Regel recht kalt und ernährschte ist, so daß es vor dem Gebrauch zur Erwärmung und Ausscheidung schädlicher Mineralkörper längere Zeit abstehen muß, um die Eigenschaft eines einwandfreien Gießwassers zu bekommen. — Die beste Zeit für das Gießen sind im Sommer die Abend- oder die frühen Morgenstunden, weil dann die Wurzeltätigkeit der Pflanzen größer und die Verdunstungsmöglichkeit geringer ist als in den warmen Tagesstunden. In den Frühlings- und Herbstmonaten sollte man grundsätzlich nur morgens gießen, um nicht die Bodenwärme unnötig abzukühlen, was beim abendlichen Gießen naturgemäß der Fall sein würde. Auch das Gießen in den heißen Mittagsstunden bringt den Pflanzen mehr Schaden als Nutzen, weil die Gewebezellen bei großer Hitze viel zu schlaff sind, um ordnungsgemäß zu arbeiten. Außerdem hat es den Nachteil, daß der Boden durch das Gießen — namentlich wenn er schwer, lehmig oder bindig ist — krustig und rissig wird. E. G.

Bergziftung von Widerkäuern durch Kartoffelabfälle. In einer Schaf- und Kuhherde wurden gehäufte Vergiftungsfälle beobachtet, die gekennzeichnet waren durch Verdauungsstörungen. Bei der Verfütterung der verendeten Tiere wurde lediglich eine Rötung des Dickdarms und eine leichte Verfärbung der Nieren und der Leber festgestellt. Die Vergiftungen waren zustande gekommen durch die Verfütterung von Baumwollsaatkuchen, der Rizin enthielt. Nach Aenderung der Fütterung wurden weitere Krankheitsfälle nicht mehr beobachtet. Aehnliche Krankheitsfälle wurden auch bei verschiedenen Haustieren nach der Verfütterung von Leinkuchen beobachtet. Die Krankheitserscheinungen hierbei bestanden in Appetitmangel, Durchfall und Abmagerung. Bei der Untersuchung des Leinkuchens konnte Rizinsäure ermittelt werden. Auch in diesem Falle konnten durch Umstellung der Fütterung weitere Erkrankungen vermieden werden. Lk.

Milchsteigerung durch Klauenpflege. Umfangreiche Erhebungen haben ergeben daß eine Kuh 1 bis 3 Liter Milch am Tage weniger gibt, wenn ihr Wohlbefinden und ihr Körperzustand durch mangelhafte Klauenpflege unnötig beeinflußt wird. Es ist deshalb Aufgabe eines jeden Rindviehzucht treibenden Landwirts, für ausreichende Klauenpflege in seinem Rinderbestand Sorge zu tragen. Lk.

Gemüsesalat mit Mayonnaise ohne Ei. Man verwendet hierzu Gemüsesorten, wie die Jahreszeit sie preiswert bietet, also zum Beispiel Möhren, Kohlrabi und dergleichen. Das Gemüse wird — soweit notwendig — in gleichmäßige Würfel geschnitten, in Salzwasser gargekocht und mit Oeltunke übergossen, die auffolgende Art bereitet wird: Vier bis fünf Eßlöffel recht kalte Buttermilch schlägt man mit dem Schneebesen steif und fügt dann allmählich eine halbe Tasse Speiseöl sowie Salz, Pfeffer, Zucker, Kapern und geriebene Zwiebel nach Geschmack hinzu.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Kontrollstellung (10): Weiß (5): Ke7; De7; Se5 u. f4; Bb3 — Schwarz (5): Kd4; Sh2; Bb7, b5 u. f5.

Silbenrätsel.

a — chi — cho — dolf — ka — lau — kra — lau — mos — na — ral — roß — so — schau — schum — sig — ur — zei.

Aus vorstehenden 18 Silben sind neun zweisilbige Wörter zu bilden mit folgender Bedeutung:

1. Stadt in Anhalt. 2. russischer Kreis, 3. asiatisches Reich. 4. Stadt in Ungarn. 5. Insel im Aegäischen Meer. 6. männlicher Vorname. 7. Kirchenlied. 8. Stadt in Galizien. 9. Singvogel.

Die Anfangs- und Endbuchstaben dieser Wörter ergeben wenn richtig gebildet und beidemal von vorn nach hinten gelesen, ein touristisches Ausstattungsstück und dessen Verwendung.

Silbenkapselrätsel.

Bielliechen — Holzverschlag — Vergnügungsfahrt — Hagenbeck — Lagune — Pastete — Ernestine — Jehova — Verstellung.

Den vorstehenden 9 Wörtern entnehme man je eine Silbe. Aneinandergefügt ergeben diese in 4 Wörtern einen Wunsch für die Ferienreisenden.

Buchstabenquadrat.

c	e	e	e	
e	e	g	g	i
k	l	m	o	o
p	r	r	r	
s	t	t	u	

Aus den 25 Buchstaben vorstehenden Quadrats sind fünf Wörter zu je fünf Buchstaben mit folgender Bedeutung zu bilden:

1. Kraftmaschine, 2. Wasserstandsmesser, 3 anderes Wort für Kniff. 4. Fanggerät, 5. weiblicher Vorname.

Geschah dies richtig, ergeben die Diagonalen 1. von links unten nach rechts oben einen Raubvogel und 2. von links oben nach rechts unten einen Singvogel.

Scherzbilderrätsel.

Vogelversteckrätsel.

In jedem der nachstehenden Sätze ist je ein Vogel versteckt enthalten. Welche sind dies?

1. Ich rief in Karlsbad telephonisch an.
2. Es ist eine Lust arbeiten zu können.
3. Der Kranke nahm Eisen ein auf ärztliche Verordnung.
4. Man geht jetzt daran, den Graben zuzuschütten.
5. Es war in Nagag eisig kalt im letzten Winter.
6. Er kam selbstverständlich pünktlich an.

Silbenkreuzworträtsel.

Waagerecht: 1. Stadt in China. 2. Auderkriegsschiff. 3. nordischer Gott. 4. Verkehrseinrichtung. 5. Schüler einer höheren Lehranstalt. 6 Staat in USA. 7. Zahlenbegriff. 8. Zierpflanze. 9. griechischer Gesetzgeber. 10. Verpackungsgewicht. 11. Kalifenname. 12. Volksstamm. 13. Herbstblume. 14. Küstenlumpf. 15. Ort in Galizien. 16. Gesellschaftshaus. 17. afrikanischer Volksstamm. 18. weiblicher Vorname. — Senkrecht: 1. Alkaloid des Tees. 2. französischer Strom. 3. Haremsklavin. 7. Hafenstadt in Spanien. 8. Klettervogel. 10. Schenke. 13. weiblicher Vornamе. 15. russischer Strom. 16. Dungesalz. 19. männlicher Vornamе. 20. wohlriechende Blume. 21. englisches Mittagessen. 22. schwedisches Herrschergeschlecht. 23. Filmschauspielerin. 24. Stadt in England. 25. australischer Bär. 26. hoher Dolomitengipfel. 27. Stadt in Jugoslawien. 28. Zellenbau der Biene. 29. Klostergebet.

Auflösungen aus voriger Nummer

Schachaufgabe: 1. Db1—g1. Ke5—f6, 2. Dg1—g5 matt, a) 1. . . . . Kf6—f4 2. Dg1—g3 matt. b) 1. . . . . Kf6×d6 (d5), 2. Dg1—e5 matt.

Rätselhafte Inschrift: Wenn August aus ist, ist er in der Regel in der Kneipe.

Silbenwechselrätsel: Striegel, Oyter, Mündung Miteid Edikt Rapsel, Schrippe, Amor Nummer, Flagge, Affekt, Nowebr, Granat — Semmersanfang.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Gnu, 5. Ingo 9. Amor, 10. Neal 11. Umrahmung. 12. Lamm. 13. Asta. 14. Enns, 17. Alba. 20. Badeleben. 21. Emin. 22. Nett. 23. Reef, 24. Ared. — Senkrecht: 1. Gaul, 2. Emma, 3. Normandie, 4. From 5. Irma, 6. Neukölner, 7. Gant, 8. Olga. 14. Eber, 15. Name. 16. Senf. 17. Aera. 18. Bete, 19. Anis.

Ergänzungsaufgabe: Fuchs-Bau, Ei-Ger, Mund-Schrift, Jll-Fürt, Emil-Tal, Not-Wehr, Süd-Lohn, Ohr-Ring, Nil-Pferd, Dampf-Schiff, Eis-Meer, Rind-Fleisch, Zaun-Gast, Ur-Text, Geiß-Blatt, Ferien-Sonderzug.

Silbenrätsel: 1. Zahlis, 2. Unfruk, 3. Norne 4. Gellert, 5. Elend, 6. Lona, 7. Eifel, 8. Urfel 9. Treppe, 19. Epos, 11. Wildbiß, 12. Imme, 13. Selters, 14. Sixtus, 15. Ende, 16. Natter. — Junge Leute wissen stets alles besser.

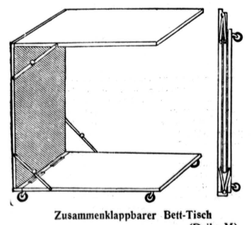
Ordnungsrätsel: Gemüsegarten.

5 Diener, die sehr wenig kosten, tagaus, tagein auf ihrem Posten: Persil · Henko Sil · iMi · ATA

P 176 b

Das Frühstück im Bett

Für Kranke, besonders für Kinder, ist das Im-Bett-liegen-müssen immer mit viel Unannehmlichkeiten auch für die Familienangehörigen verknüpft, und man wird gern jede Möglichkeit wahrnehmen, ihnen den erzwungenen Ruhezustand zu erleichtern und bequem zu machen. Zu leicht gibt es Flecken in der Bettwäsche, wenn man dem Kranken die Speisen auf dem Tablett reicht, weil dieses auf dem Bett bei jeder Bewegung des Kranken hin und her rutscht, ja sogar umkippt. Da kann man sich, wenn man keine Tischplatte mit kurzen Beinen, die quer über das Bett reicht oder einen fahrbaren Krankentisch, wie er in Krankenhäusern üblich ist, kaufen will oder kann, auf sehr einfache Weise selbst einen praktischen Betttisch herstellen. Eine ganz gewöhnliche Kiste



Zusammenklappbarer Bett-Tisch (Deike-M)

und ein paar eiserne Winkelbänder mit Schrauben sind alles, was man dazu nötig hat.

Die Kiste muß so hoch sein, daß eine Längsseite die Höhe des Bettes mit dem darin liegenden Kranken erreicht. Ist das Bett z. B. 40 cm hoch und rechnet man für den Kranken und das Bettzeug 30 cm, dann muß die Längsseite der Kiste 70 cm hoch sein. Von der Kiste entfernt man den Deckel, Boden und die eine Längsseite, so daß nur die andere Längsseite und die anschließenden kürzeren Seitenwände bleiben, die man nun in den Ecken durch eingeschraubte eiserne Winkelbänder fest miteinander verbindet. Dann hat man, wenn man das Ganze bequem zwei durch eine Seitenwand miteinander verbundene, gleich große Platten, von denen die eine die Tischplatte, die andere Grundplatte sein soll. In die Grundplatte schraubt man von unten in jeder Ecke eine Rolle ein, damit der Tisch sich leicht bewegen läßt. Die obere (Tisch-) Platte überzieht man am besten mit Wachstuch und nagelt noch rundherum eine Bordleiste an, so daß nichts herunterrutschen kann. Wenn man dann die Bretter noch abhobelt und dem ganzen Gestell einen hellen, freundlichen Farbanstrich gibt, dann hat man nicht nur einen praktischen Krankentisch, sondern auch für gesunde Tage und Mußestunden, die man liegend verbringen kann, ein die Bequemlichkeit erheblich förderndes, nettes Tischchen, das auch zum Lesen oder für ein Stündchen gut geeignet ist. Natürlich läßt sich solch ein Tisch, wenn eine entsprechend große Kiste nicht zur Verfügung steht, auch aus drei Brettern — einer Grundplatte, einer Tischplatte und einer Seitenwand —, die man mit eisernen Winkeln zusammenschraubt, herstellen. Man verwendet dann am besten gehobelte Bretter, die man im übrigen, wie vor beschrieben, behandelt.

Maidi Wagner.

Bei den Schotten

Unter den sprichwörtlich als sparsam bekannten Schotten zeichnen sich die Einwohner der Stadt Aberdeen durch ganz besonderen Geiz aus.

Ein Wandersmann sieht eine Stadt vor sich liegen und fragt einen ihm begegnenden Jungen:

„Wie heißt dieser Ort, Kleiner?"

„Wenn Sie mir einen Penny geben, sag' ich's Ihnen!"

„Ach, dann weiß ich es schon — Aberdeen!"

*

Gast im Lokal: „Ich möchte erst mal nur eine Zigarre. Ich warte auf eine Dame."

Kellner: „Welches Format? Groß, klein? Stark oder mittel?"

Gast: „Unverschämtheit! Das geht Sie gar nichts an!"

Frechheit

Unzufriedener Kunde: „Bitte, fragen Sie mal den Wirt, warum der Kaffee so schwach ist."

Kellner: „Das kann ich Ihnen auch so sagen, da brauche ich den Wirt nicht erst zu fragen. Entweder ist zuviel Wasser drin oder zuwenig Kaffee."

Witze, die das Leben machte

„Ach, Frau Müller, ich hatte vergessen, mein Plätteisen auszuschalten, als ich für ein paar Minuten herunterkam!"

„Sie wünschen, mein Herr?"
„Feuer für meine Zigarre!"

„Warum schreien Sie denn so?! Soll ich Ihnen ein Glas Wasser bringen?"

„Nur noch einen Stab, dann sind wir in Freiheit!"

Der Sportsmann

„Hallo, Herr, Ihr Hut ist Ihnen doch weggeflogen. Warum holen Sie ihn denn nicht?"

„Od, ich habe Zeit. Ich gebe dem Hut auf 100 Meter 50 Meter voraus."

*

„Bei den jungen Hühnern, die in meiner Brutmaschine ausgebrütet worden sind, befand sich eins mit drei Beinen."

„Das darf nicht vorkommen, da müssen Sie die Brutmaschine mal nachsehen lassen."

(Hamburger Illustrierte.)

Vorsorglich

Die Dienstmagd erkundigt sich: „Ist das wahr, gnä' Frau, was in der Zeitung steht, daß jetzt die Kohlen verstäubt werden sollen?"

„Freilich" bestätigt die Hausfrau.

„Na, ich wollte es nur wegen der Kohlenschaufel wissen: von der ist nämlich der Stiel abgebrochen. Vielleicht können wir da lieber gleich eine Gießkanne kaufen."

Ein gutes Kind

Ein alter Herr rutschte auf der Straße aus. Während er sich mühsam wieder erhob und seinen Anzug abklopfte, stand ein kleines Mädchen dabei und weinte herzlich. „Aber, liebes Kind", beruhigte sie der alte Herr, „es ist ja nicht so schlimm. Ich habe mir nur ein bißchen weh getan."

„Na, ich weine ja auch nur deshalb", erklärte die Kleine, „weil es meine Banane war, über die Sie ausgerutscht sind."

*

„An diesem Mantel kann ich mich nicht mehr sehen lassen!" erklärte sie. „In der Straße ken'" ihn schon jeder!"

„Also dann ziehen wir um!" bestimmte er. (Lustige Blätter.)

Gipfelpunkt der Trägheit

Ein Streckenwärter meldet an eine vorgesetzte Dienststelle: „Am Kreuzungspunkt der Bahnstrecke mit der Chaussee Weißenstein und Schwarzenau ist ein Telegraphenmast vor Faulheit umgefallen."

Das Auto

„Herbert hat sich einen bemerkenswerten Wagen gekauft."

„Was ist denn daran bemerkenswert?"

„Daß die Wechsel länger laufen als der Wagen."

Kompliziertes Sehen

„Warum trägt eigentlich unser Professor immer drei Brillen?"

„Ganz einfach: eine zum Nachsehen, eine zum Weitsehen und eine, um die beiden anderen nicht zu verlieren."

Aha!

„Aber, Fritzchen, warum weinst du denn so?"

„Huh, huh, huh, — Vater hat sich mit dem Hammer auf den Daumennagel gehaut, huh, huh!"

„Aber deshalb brauchst du doch nicht gleich so zu weinen!"

„Huh, huh, huh — ich habe ja eben auch gelacht!"

Beim Wort genommen

Ein Herr trat in die Verkaufsgarage und sprach mit leiser Stimme: „Als ich vor ein paar Wochen den Wagen kaufte, da sagten Sie mir, daß Sie mir gern jeden zerbrochenen Teil ersetzen würden."

„Aber sehr gern, mein Herr", sagte der Generalvertreter. „Was darf ich Ihnen nachliefern?"

„Ich wünsche sofort", meinte der Käufer mit leiser Stimme, „ich wünsche ein Paar neue Fußknöchel, eine Rippe, ein rechtes Auge, vier Meter Körperhaut, ein Kästchen Fingernägel, drei Rockzähne, ein Schulterblatt und ein Ohrläppchen."

(Koralle.)

Kleinstauto

„Weißt du schon", fragt Bob Ben, „daß Jim ein Auto hat?"

„Nein, hast du ihn denn schon einmal im Wagen gesehen?"

„Jawohl!" sagt Bob und erzählt:

„Stehe ich da neulich an einer Straßenecke. Wer kommt im Auto gefahren? — Jim. Als er einbiegen will, streckt er die rechte Hand heraus. Ich denke, er will mir guten Tag sagen, und halte seine Hand fest. Was geschieht?"

„Nun wird er dich umgerissen haben", sagt Ben.

„Ach wo", lacht Bob, „Jims Auto ist stehengeblieben!"

*

Fremdenführer: „ . . . und nun kommen wir zum Schluß zu dem Bildnis der unglücklichen Burggräfin Rokalinde, die wegen ihres Geizes im ganzen Lande berüchtigt war und ein elendes Ende fand. Ja, Geiz ist die Wurzel allen Übels! . . . dürfte ich die Herrschaften vielleicht um ein kleines Trinkgeld bitten?"

Der Lauf der Dinge

Im Kinderzimmer ist ein Höllenlärm. Die kleinen wollen spielen, sie wären die „Großen". Können sich aber über die Rollenverteilung nicht einigen. Schließlich schafft die achtjährige Erna Rat: „Es ist doch ganz egal, wer Papi und wer Mutti ist. Mutti hat eben alles zu sagen, und Papi kriegt dafür das beste Essen!"

Fahrschule

Fräulein Betti, die genug vom Autofahren verstand, um sich auf dem Lande sicher zu fühlen, aber nicht im Großstadtverkehr, beschloß, einen Stadtfahrkursus zu machen.

Sie war auf ihrer ersten Autofahrt noch nicht zehn Minuten unterwegs, als zu ihrer grenzenlosen Bestürzung der Lehrer sich über ihr Ohr beugte und mit sanfter Stimme fragte:

„Hast du eben ‚Liebling' zu mir gesagt?"

„Herr!" schrie Fräulein Betti wütend, ließ das Steuerrad los und wandte sich funkelnden Blickes zu ihm.

„Das soll Ihnen bloß zeigen, Fräulein", sagte der Lehrer streng, „daß Sie, ganz gleich, was jemand zu Ihnen sagt, nie den Blick von der Straße wenden dürfen."

(Hamburger Illustrierte.)

*

Friseur: „Ihr Kopf, mein Herr, ist doppelt so groß wie meiner. Man erkennt daran, wie willkürlich die Natur arbeitet."

Kunde: „Meinen Sie? Sie sollten bedenken, daß jemand, der keine Kleider zum Hineinpacken hat, auch keinen großen Koffer braucht."

*

„Herr Drückeberger, Ihr Gegner wünscht das Duell mit Pistolen auszutragen, bei zwanzig Schritt Abstand."

„Gegen die zwanzig Schritt habe ich nichts einzuwenden, als Waffe ziehe ich jedoch Säbel vor."

Ein Schlaumeier

„Aber Xaverl", sagte der Herr zum jungen Knecht, der den mit einem Ochsen bespannten Schlitten mit Buchenscheiten belud, „so viel darfst du dem Ochsen nicht aufladen. Du siehst doch, daß es für ihn zu schwer ist."

„Aber der Ochs siehgt's net", darauf der Xaverl; „denn der schaut nach vorn, und hinter ihm lad i auf."

(Fliegende Blätter.)

Dann freilich!

„Hört nur: Als Meier in Berlin ankam, besaß er einen einzigen Anzug!"

„Das ist gar nichts! Ich bin sogar nackt in Berlin angekommen!"

„Nackt?"

„Ja — ich bin in Berlin geboren!"

„Unerhört! Schon wieder bist du betrunken! Weißt du denn nicht, wann du genug getrunken hast?"

„Leider weiß ich das nicht. Wenn ich genug getrunken habe, weiß ich nämlich überhaupt nichts mehr!"

*

„Na, Frau Krausshaar, hat Ihr Herr Sohn sein Examen bestanden?"

„Gar nicht daran zu denken, den haben sie nach einer Menge gefragt, wo er überhaupt noch nicht geboren war."

Selfmademan

„Ich bin ein Selfmademan. Ich habe als ein barfüßiger Junge angefangen."

„Glauben Sie etwa, daß ich mit Schuhen an den Füßen auf die Welt gekommen bin?"

*

„Na, und als mein Prinzipal mir sagte, wer nicht wage, der könne nicht gewinnen, da hielt ich kurzentschlossen um die Hand seiner Tochter an . . ."

„Nun, und haben Sie gewonnen?"

„Doch, die Erkenntnis, daß Sprichwörter nicht immer die Wahrheit sagen!"

*

„Wie geht's denn eigentlich Ihrem Größten, dem Karl, Frau Müller?"

„Oh, danke, der hat es gut getroffen! Er ist jetzt in England bei einer Fettgroßhandlung angestellt und bekommt monatlich zwanzig Pfund."

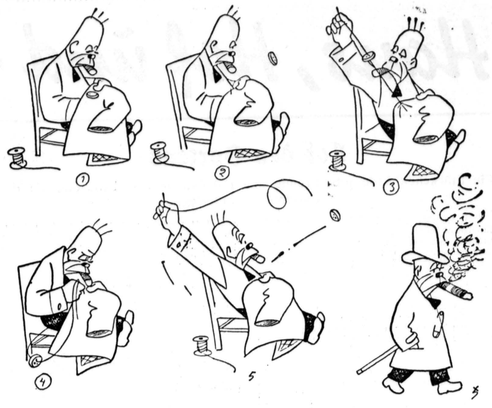
„Na, sagen Sie mal, Frau Müller, was macht der Junge bloß mit dem vielen Fett?"

*

Fritzchen ist die Treppe heruntergefallen und hat sich weh getan. Nun sitzt er da und heult zum Gotterbarmen.

Da öffnet sich im Treppenhaus eine Tür und eine wilde Männerstimme ruft: „Willi, du wohl aufhören mit deinem Radau, du Lausjunge!?"

Erbebt sich Fritzchen und ruft wütend zurück: „Mer werd doch noch die Treppe' erunnerfalle derfe!"



Zeichnungen: Ertz

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

Augusteier - Korneier! In Garantol halten sich Eier über ein Jahr!

Raucher Kneipp-Zigaretten Prämiiert: gold. Medaille Brüssel 1910 m. Goldmundstück R. Gotth. Nordhoff & Co. Aachen

Urlaub macht dick und doch brauchen Sie Ruhe und Erholung. Sorgen Sie aber für Auffrischung der Säfte und bleiben Sie schlank durch den bewährten Dr. Ernst Richters Frühstückkräutertee Auch in Tabletten: DRIX-TABLETTEN

Herdfeger putzt schnell und gründlich

Pfarrer Kneipp's Tannensaft
Tannenblüten-Lungenbalsam
ist das hervorragende Mittel bei Husten, Brust- u. Lungenleiden, Katarrh, sowie Bronch.-Katarrh. Der hohe Gehalt a. Kalk u. Eisen wirkt heilung u. Vermehrg. Zunahme d. Appetits, Abn. d. Fiebers u. d. Schweißbildung. Die große Flasche RM. 3.–
Kneippmittel-Zentrale (Kneippapotheke) Würzburg

Warum nicht in diesem Sommer ein neues Fahrrad? Wir machen Ihnen bequemst ein gutes Angebot.
E. & P. Stricker Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 565

Katholische Ehe-anbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. ältestes, erfolgreichste, größte, kirchlich gebilligte Vereinigung. In 16 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Anerk. vom Einrichtg. und Arbeitsweise. Neuland-Verlag R, Herne i.W. Mühlenstraße 7

Nähmaschinen kaufe bei Ritter Paderborn (Dom gegenüber) Prospekt gratis

75 billig u. praktisch! Ist einer Textilschau aus Segeltuch mit gr. Fischteer flaschen. Noch viele günstige Angebote finden Sie in unserer Sommeranzeigen-Bilderliste. Für die ganze Familie können Sie daraus preiswert einkaufen. Sie kommt kostenlos zu Ihnen. Postk. genügt. Freier Überlanddienst Frankfurt (Main) NK 48

Betten Schlafsofas, Kinderbetten, Stahlbetten u. Auflegematratzen, Kattun, Inlett, Bettfedern, Daunen, Halbdaunen usw. Katalog frei. Bettenhaus Hahn

Wer inseriert wird nicht vergessen

Anzeigen im „7. Tag" hat den groß. Erfolg

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": 2. Vj. 37: 29 983. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und den oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.

6. Jahrg. – Nr. 34 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 22. August 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Neuer Roman!

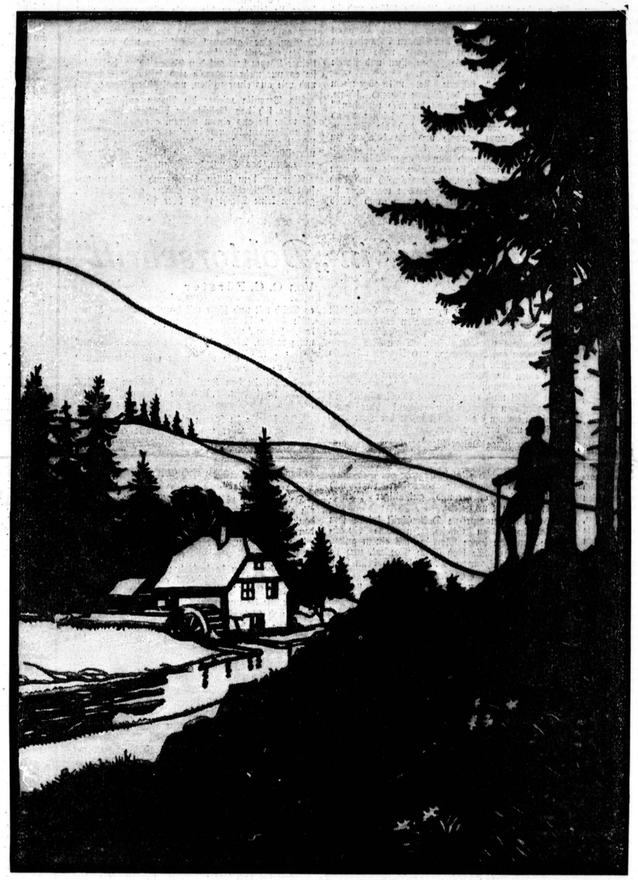
Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Vom Glück des Wanderns

Es ist wahr, daß es einem heute sehr schwer gemacht wird, sich auf Knotenstock und Rucksack zu bescheiden. Nicht als ob es nicht genug Wanderwege mehr gäbe — das wird ja wohl nie eintreten —, aber die Verwöhnung und die Versuchung sind ja allemal zu groß. Ist ja kein Dorf, zu dem nicht ein prustendes Bähnle heute läuft, kein Weiler, zu dem man nicht mit dem roten Postomnibus hinüber kommt, kein Berg und keine Burg, zu denen nicht eine Zahnradbahn hinaufklettert oder eine Seilbahn hinaufschwebt. Und da hat einen eben allzuschnell der Gedanke in der Gewalt: warum sich die Mühe machen, wenn man's so bequem haben kann, warum Stunden laufen, wenn man in Minuten da sein kann! Das ist richtig gesagt und schnell getan, aber — schlecht bedacht. Denn man verliert doch dabei ein schönes Glück, eben das Glück, das in nichts anderem besteht, als die Beine an der Erde zu haben und zu wandern. Unsere Jugend weiß darum, sie hat sich mit dem Bicken, was sie sich erobert hat, auch das Glück des Wanderns zurückgewonnen.

Zum rechten Wandern braucht man eigentlich nur zweierlei: Gottes Land und eignen guten Mut! Gottes Land: Nun davon ist doch wahrlich nicht weniger da als in früherer Zeit, und wenn nicht jedes gleich schön ist, so ist doch in allem ein Reizvolles, man muß es nur suchen, man muß es nur gewinnen können. Freilich auch da sind wir ja verwöhnt, und darin ist unser Blick arg getrübt. Wir können mit der Eisenbahn oder mit dem Auto in ein paar Wochen beinah ganz Deutschland durchjagen, viele Städte und tausend Schönheiten sehen; das geht auf Schusters Rappen keinsfalls. Sollen wir aber nur ein entlegenes Waldgebirge durchlaufen, so scheint uns das langweilig und der Mühe nicht wert; denn was gibt es da schon zu „sehen" und was zu „erleben!" Vielleicht nichts, von dem man hinterher große Reden halten kann, vielleicht gibt's wenig Gelegenheiten, riesige Mengen Rollfilme zu verknipsen. Aber zu sehen und zu erleben, gibt es doch überall viel, sehr viel für den, der die Augen noch aufzumachen weiß und dessen Seele noch frei ist für wirklich große Eindrücke. Die allerdings mögen einem aus den kleinsten, unscheinbarsten und alltäglichen Dingen kommen. Dem Dichter Adalbert Stifter hat man es einst geradezu zum Vorwurf gemacht, daß er sich allzu sehr den kleinen Dingen zuwandte, so daß eine auf Äußerlichkeit erpichte und verfressene Generation ihn wenig beachtete. Dieser Dichter hat sich gegen diesen Vorwurf verteidigen müssen, und hat bei der Gelegenheit auch gesagt, worin für ihn auch [illegible] Großes, Erhebendes und Erlebenswertes liegt: „Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Sterne halte ich für groß . . ." Diese Worte aber sind geradezu ein Programm für den Wanderer, der den Mut hat, treu zu Knotenstock und Rucksack zu halten. Und da sage einer, in welchem Lande es dieses Große nicht gibt: Das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Sterne . . .



„In einem tiefen Grunde, da geht ein Mühlenrad . . ." Nach einem Scherenschnitt von Paul Bley, München

Und nun der eigene Mut: der muß natürlich dazu kommen. Das ist zu allererst der Mut, sich selber etwas zuzutrauen, der Mut, Entbehrungen und Mühen zu tragen, der Mut, auf den eigenen Beinen durch die Welt zu kommen. Glückliche Jugend, die diesen Mut wieder gefaßt hat! Wie vielfältige Belohnung wird ihr zuteil werden! Wanderer sind Könige in ihrem Reich, Könige über ihren Tag, Könige über sich selbst; sie sind geheime Erobrer und kleine Forscher, sind unermüdliche Sucher und immerglückliche Finder. An das Ziel ihrer Fahrt gelangt, werden sie mit reichen Schätzen heimkehren, vielleicht ohne ein dickes Photoalbum, aber mit einem Herzen voll bunter Erinnerungen an freie, glückliche, gewinnvolle Tage. —

Man muß das einmal erlebt haben: In der Frühe schon den Berg erklimmen, über den die Sonne heraufkommt, ihren Glutball über den Tälern sehen, in denen der Nebel vom Winde leise wogt, an dem millionenfachen Glanz der Tauperlen an Gräsern und Blättern sich berauschen und ein andächtiges Lied in den Morgen singen, der so klar und leuchtend ist, wie die Welt am ersten Schöpfungstag. Und dann die Pfade durch den tiefen Wald: Paradiesisch grüne Wege zwischen würzig duftenden Tannen oder hochragenden Buchenstämmen, deren Äste und Zweige über deinem Haupte kunstvolle Dächer flechten. Du hörst der Vögel vielfältiges Lied und begegnest in Frieden den Tieren des Waldes. Du teilst am sprudelnden Quell deinen Trunk mit dem Holzfäller im blauen Kittel und sonnst dich am Mittag am grünen Hang. Du steigst auf die Gipfel, und trinkst dir die Seele satt vom Schimmer der Täler. Am Abend spielen die Rehe auf der Lichtung, und wenn die Abendglocken vom Tal heraufrufen, steigst du in die stillen Dörfer, wo unter kleinen Giebeln der gastliche Friede wohnt. Du sitzt noch träumend unter der Linde vor der Herberge, wenn schon die Sterne ihren Reigen beginnen und du sumfst eine schlichte Weise, deren Worte voller Dankbarkeit sind, weil der Tag so reich und voller Glück gewesen . . .

Ueberhaupt das Lied: Es gehört zum Wandern wie der Knotenstock und der Rucksack. Und wüßtest du keine Weise, wenn du ausgingst, du würdest doch mit einer Melodie auf den Lippen heimkehren. Denn die mit

Wir wandern

Wie Jungen erwandern in fröhlichen Scharen
Auf leuchtenden Wegen die Hochsommerwelt.
Die Augen voll Sonne, den Wind in den Haaren,
Mit wehendem Wimpel und Trommel und Zelt.

Am Wanderweg grüßen uns Berge und Wälder,
Und Dörfer und Städte winken im Tal,
Auf gottgefegneten, fruchtfrohen Feldern
Weiten die Schnitter mit klingendem Stahl.

Die Bäche und Flüsse sind silberne Streifen
Im Märchengewande der Mutter Natur;
Wie können die Wunder der Welt nicht begreifen,
Wie schauen und fühlen und ahnen sie nur.

Wir schreiten seit Tagen in Hoffen und Sehnen
Nach einem fremden, doch glückhaften Ziel,
Wir rasten am Hang, wo die Weiten sich dehnen
Und singen ein Liedchen zu klingendem Spiel.

Oft brennen die Füße auf glühenden Wegen,
Oft quält uns des Tages ungnädige Glut;
Doch weiter geht es, der Sonne entgegen:
Wir sind ja die Jugend, und Jugend hat Mut.

H. K.

dir wandern oder dir begegnen, werden sie dich lehren. Das Lied ist des Wanderers Begleiter; es läßt ihn nimmer allein und verschönt ihm die traulichsten Stunden. Und wo wäre das Glück des Wanderns schöner und mannigfacher gepriesen als im schlichten deutschen Wanderlied, das Volkslied im besten Sinne des Wortes ist. Das Wanderlied hat so einfache bezaubernde Worte für alles, was während der Wanderung einem in die Gedanken fällt, und wo die Worte nicht ausreichen, da tut die schlichte innige Weise ein Uebriges. Und wenn Sommer- und Wanderzeit ist, klingt das Lied von millionen Lippen als ein immerwährendes Bekenntnis zum Wandern im deutschen Land, das ja zugleich dann auch ein Bekenntnis ist zur Schönheit der deutschen Heimat, des deutschen Vaterlandes:

„Kein schöner Land in dieser Zeit
als hier das unsre weit und breit . . .“

Die Sonnenblume

Von Rudolf Kreutzer

Mitten im freien Felde, am Rande eines kleinen Krautackers, stand sie, groß und weithin sichtbar, und aus einem Kranze mächtiger, saftgrüner Blätter hob sie ihr goldenes Flammenhaupt.

Immer um die Mittagszeit, wenn es ganz still war ringsum und die Luft zitternd und flimmernd über den Feldern stand, auf denen schon das Korn in Garben lag, saß Veronika bei dem kleinen Leiterwägelchen, das ihre Mutter, ehe sie ihre Arbeit in dem Krautacker begann, zu der großen Sonnenblume geschoben hatte, immer an dem gleichen Platz, auf den der spitzige Schatten einer schmalen Birke fiel. Dort saß Veronika dann stundenlang allein, hinter sich das im Mittag schlafende Dorf, vor sich die im Lichte flirrenden Felder und den kleinen Krautacker, aus dem sich dann und wann zwischen Gackstauden und fleckfarbenden Bohnen das rote Kopftuch ihrer Mutter hob und wurde nicht müde, zu der Sonnenblume hinaufzuschauen, die mit goldenem Gesicht und wie mit offenem, sprachlosem Mund in die Ferne starrte.

„Sie ist ganz aus Gold“, dachte Veronika und da sie zu klein war, um über den hohen Stamm hinauf in das Gesicht der Blume zu sehen, trat sie einige Schritte zurück um sie besser betrachten zu können. Dann, wenn Veronika so stand, den Blick erhoben und den Kopf in den Nacken zurückgelegt, war nichts mehr hinter dem metallisch glänzenden Blumenhaupt, als die blaue, silberblaue Luft des Himmels und es war Veronika als blicke sie nicht mehr in das Antlitz einer Blume, sondern in das goldene Rad der Sonne selbst, das plötzlich auf eine rätselvolle und zauberhafte Weise aus der Höhe des Himmels herabgerollt und über ihr liegen geblieben war, durch nichts gehalten, als durch den hohen, schwanken Stengel der blätterumrankt aus der Tiefe der Erde emporgestiegen war.

Einmal aber geschah es, daß ein großer, leuchtender Schmetterling geflogen kam und sich auf dem Gesicht der Blume niederließ. Veronika sah die zitternd gespannten Flügel sich leise bewegen, langsam und geheimnisvoll und wie in seinem Atemholen hoben und senken sich die abgesarbten, zerbrechlichen Schwingen, auf denen rote Augen gleich purpurnen Monden funkelten. Veronika, betroffen und ohne Atem, fühlte ihr Herz stillstehen wie in einem bangen, süßen Erschrecken, sie sah die feinen, lichten Adern und Linien und die schöngewölbte Rundung des Flügelpaares, sah, indes ein Zittern durch den Leib des Tieres lief, den Schlag der Flügel immer leiser und kraftloser werden und plötzlich ermattet und wie verzaubert stillestehen und es war ihr, als sei der Schmetterling jetzt tot, verzehrt von der flammenden Glut des goldenen Blumengesichts, in dessen geheimnisvolles Innere er eingedrungen war. Lange stand sie so, im Anschauen versunken, staunend und ohne Bewegung, indes der Schmetterling noch immer regungslos und mit gebreiteten Flügeln an dem Munde der Blume hing. Dann aber, da schon Schmerz und Trauer um das schöne Tier in die Seele Veronikas zu fallen begann, kehrte plötzlich das Leben in den schillernden Tierleib zurück, wie ein junger Vogel schlug er hastig und probend einigemal mit den glitzernden Flügeln in die Luft und dann sah Veronika, wie der Falter, plötzlich sich aufschwingend, schwirrend in die Höhe stieg und davonflog, in das Flirren des Lichts, in die zitternde Bläue und in die durstende Unendlichkeit des Himmels hinein. Ein paar Atemzüge lang stand Veronika überrascht und verwundert und sah den schönen Schmetterling entschwinden, dann trat sie ganz nahe zu der Blume, hob sich auf die Zehenspitzen und starrte eine Weile unschlüssig nach oben.

„Sonnenblume“, flüsterte sie, mit zögerndem Finger an den Stamm der Blume rührend, „schöne, stumme Sonnenblume, kannst du mich verstehen?“ Und da in diesem Augenblick ein leichter Wind aufgekommen war, geschah es, daß die Sonnenblume ihr Haupt bewegte und wie bejahend zu dem Kinde herniedernickte. Eine süße, beklemmende Angst griff nach dem Herzen Veronikas. Ihr war, als müßte sie fortlaufen, wie vor einem Fremden, Unbegriffenen, das unheimlich und doch lockend zugleich vor ihr aufgestanden war, aber sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und blieb stehen. „Sonnenblume“, wagte sie noch einmal zu fragen, „Sonnenblume, hat dich der schöne Schmetterling geküßt?“ Und wieder nickte das goldene Blumenhaupt im Winde. Da faßte Veronika einen Entschluß. Sie ging mit kleinen, lallenden Schritten zu dem Leiterwägelchen und schob es ganz nahe an den blätterigen Stamm. Dann kletterte sie auf das kleine Gefährt und versuchte mit den zu kurzen Armen nach dem Gesicht der Blume zu greifen. „Auch ich will dich küssen, schöne Sonnenblume“, flüsterte sie und ihre Stimme wurde dunkel vor Zärtlichkeit, groß und ungeheuer stand das brennende Flammenhaupt über ihr und neigte sich zu ihr herab und Veronika streckte sich und hob verlangend beide Hände, aber da fühlte sie, wie plötzlich der Boden hinwegrollte unter ihren Füßen, wie sie, einen Herzschlag lang, frei in der Luft schwebte, wie ein Vogel, wie der schöne Schmetterling geschwebt hatte und sie stieß einen Schrei aus und klammerte sich mit den kleinen Händchen an das dichte Blattgerank des Blumenstengels. In demselben Augenblick sah sie, wie eine Axt von Gold auf sie herniederstürzte, sie sah ganz nahe über sich den offenen, sprachlosen Blumenmund und indes sie hinein in die Tiefe glitt, war es nicht mehr der Blumenmund, der auf sie herniedersank, war es der geöffnete Rachen eines Löwen, eines Drachen, eines goldenen Fabeltieres und Veronika mußte erschreckt die Augen schließen, und als ihr kleiner Körper hart auf dem Boden schlug, da fühlte es nur mehr ungeheuren und kalt ohne Schmerz und wie aus einer weiten, unwirklichen Ferne.

Als Veronika wieder die Augen aufschlug, sah sie über sich das Gesicht der Mutter. Ihr war, als wäre sie aus einem wirren, abgrundtiefen und beängstigenden Traum in eine gebrangenere Wirklichkeit erwacht. Um sich blickend gewahrte sie das umgestürzte Leiterwägelchen, auf dem, geknickt und zerbrochen, das Haupt der Sonnenblume lag.

Aber vor dem stillen, klaren und lächelnden Gesicht der Mutter hatte jenes andere, geheimnisvolle, goldene keine Macht mehr über sie.

Dies nebenbei

In Lodeve in Frankreich ist im Alter von 57 Jahren André Beaumont gestorben, einer der Pioniere der Flugkunst und der Sieger in dem ersten großen Rundflug, der im Jahre 1911 um England veranstaltet wurde und mit einem Preise von 10 000 Pfund ausgestattet war. Wenn man daran denkt, welche erstaunlichen Strecken jetzt in Flugwettbewerben in kürzester Zeit zurückgelegt werden, welche gewaltigen Maschinen dabei entwickelt worden sind, so sieht man mit Verwunderung und einer gewissen Rührung das Bild des scheinbar hilflosen Gestells, das Beaumont benutzte, das eher wie ein Kastendrachen mit Kinderwagenrädern aussieht, und man kann kaum glauben, daß es erst 26 Jahre seitdem her sein soll. Beaumont hat mehrere große Flugwettbewerbe der damaligen Zeit gewonnen, einen großen Europaflug und das Luftrennen Paris—Rom. An dem Rundflug um England im Juli 1911, der über eine Gesamtstrecke von 1660 km führte, nahmen 27 Flieger teil. Beaumont flog in seiner Blériot-Maschine an einem Sonnabend 4 Uhr nachmittags ab und erreichte am folgenden Mittwoch, nachmittags 2 Uhr, des Ort wieder, wobei er nicht ganz 22½ Stunden wirklich in der Luft gewesen war. Der Zweite, der französische Flieger Vedrines, brauchte eine Stunde und 10 Minuten mehr. In den Berichten wurde besonders bewundert, daß „beide Maschinen unversehrt“ waren, und das Publikum staunte über die rasende Geschwindigkeit von 60 km in der Stunde.

*

In der Fabrik von Tokio-Yodobaschi, die im Dienste des staatlichen Tabakmonopols steht, ist soeben Fräulein Funiko Morita als flinkste Packerin preisgekrönt worden. Sie kann von sich sagen, daß sie die Maschine besiegt hat, denn sie arbeitet schneller als die neben den Packerinnen verwendeten Einwickelmaschinen. Sie macht mit der Hand 700 Pakete pro Stunde fertig. Unlängst hat sie einen Rekord aufgestellt, wie ihn noch keine japanische Tabakfabrik erlebt hat, indem sie 7000 Pakete an einem Tag bewältigte. Die Normalleistung einer japanischen Packerin sind 650—700 Pakete im Tag! Sachverständige haben die ans Unwahrscheinliche grenzende Fingerfertigkeit und Ausdauer des jungen Mädchens als ein einzig dastehendes Phänomen bezeichnet, das Fräulein Funiko Morita nun die Ehrenbezeichnung „Königin der Packerinnen“ eingebracht hat.

*

In den Besitz des Naturwissenschaftlichen Museums in South Kensington in London ist ein Brief von Sir John F. W. Herschel an W. H. Fox Talbot vom 28. Februar 1839 gelangt, der für die Geschichte der Photographie von besonderer Bedeutung ist. Er enthält die erste Erwähnung von Herschels Methode der Fixierung von Photographien durch eine Natronlösung; wichtiger aber ist noch, daß hier der erste Gebrauch des Wortes „photographe“ zu finden ist. Talbot hatte kurz vorher von der Royal Society in einem Vortrag den Prozeß beschrieben, den er erfunden hatte und den er als „photogenische Zeichnung“ bezeichnete. Herschel, der Sohn des großen Astronomen, der die Arbeiten seines Vaters fortgeführt hat, antwortete ihm darauf in einem Briefe, in dem er von einer Anzahl Abdrücke schreibt und erklärt, daß einer davon „denselben Gegenstand erfolgreicher photographiert“ darstelle; in einer Fußnote bemerkt er dazu, daß das Wort „photogenic“ an veraltete Theorien erinnere und auch nicht die erwünschte „Analogie mit Litho- und Chalkographie“ habe.

*

„Queenie“ ist der Star des Tierparks der kalifornischen Stadt San Diego. Es handelt sich um ein auffallend schönes Tigerweibchen, mit dem indessen bisher nicht gut Kirschen essen war. Denn „Queenie“ zeigte sich so wild und ungebärdig, daß sich kaum ein Wärter fand, der mit ihr umgehen wollte; man mußte den Käfig der Tigerin, um das Publikum gegenüber jedem Zwischenfall zu schützen, mit einem breiten Wassergraben umgeben. Wie richtig diese Maßnahme war, erwies sich sehr bald, denn vor wenigen Tagen gelang es „Queenie“, die Türe ihres Käfigs aufzusprengen, um auf diese Weise den Sprung in die Freiheit zu wagen. Die Tigerin hatte aber nicht mit dem Wassergraben gerechnet, in den sie kopfüber hineinfiel. Da sie, wie alle ihre Artgenossen, des Schwimmens unkundig war, schien das prächtige Königstigerweibchen zum Ertrinken verdammt. Es heulte jämmerlich, so daß der Tierwärter Johnson herbeieilte, und sich, obgleich man ihn vor der Gefährlichkeit der Raubkatze warnte, mit einer Leiter in den Wassergraben begab. Die Tigerin klammerte sich an den ausgestreckten Arm des Wärters und ließ sich ruhig bis zu der Leiter ziehen, an der sie sich mühselig und nach Atem ringend emporarbeitete. Von diesem Tage an ist „Queenie“ wie umgewandelt. Ganz ruhig verhält sie sich nun in ihrem Käfig, freut sich, wenn Menschen zu ihr zu Besuch kommen, ist so zahm geworden, wie man es von einem Tiger niemals erwartet hätte. Am glücklichsten aber ist die Tigerin, wenn sie ihr Lebensretter Johnson besucht. Sie empfängt ihn mit wahren Freudensprüngen und umschmeichelt ihn, so daß der Tierwärter seine Besuche immer nur mit sanfter Gewalt wieder beenden kann.

Liebesbrief in „Doktorschrift“

Von O. G. Förster

Wenn es stimmt, daß man aus der Handschrift eines Menschen seinen Charakter zu erkennen mag, müssen manche Aerzte äußerst schwierige und schwer durchschaubare Charaktere sein. Denn ihre Handschriftproben auf Rechnungen und Rezepten sind so genial-unleserlich, daß der gewöhnliche Sterbliche kaum einen Buchstaben, geschweige denn ein ganzes Wort zu erkennen imstande ist. Wieviel psychologische Rätsel muß eine derartige „Doktorschrift“ erst dem künftigen Graphologen bieten! Nur zwei Menschen können diese Schrift lesen: der Herr Doktor selbst und der Apotheker.

Auch der junge Doktor Bergner besaß diese graphologische interessante Handschrift, obwohl er keineswegs ein gleichermaßen verwickeltes und undeutbares Charakterbild zeigte. Er war ein strebsamer, tüchtiger und verantwortungsbewußter Arzt und ein frohsinniger, offener und gutmütiger Mensch. Nebenbei: ein Junggeselle.

Aber seine ausgeprägte Doktorschrift spielte ihm einmal einen bösen Streich. In seine Sprechstunde kam eine junge Blondine mit einem guten, kurzsen Gesicht. Sie hieß Edith Wantauf, und sie litt an einer Sehnenzerrung, die sie sich beim Tennisspielen zugezogen hatte.

Schon bei der ersten Begegnung ergab sich für Dr. Bergner der häufig feststellende Sachverhalt der „Liebe auf den ersten Blick“. Nach der fünften Beratung glaubte der junge Arzt aus gewissen Anzeichen schließen zu dürfen, daß auch seine Patientin seine unausgesprochene Neigung erwiderte. Sie errötete unter seinem werbenden Blick und lächelte ihm zu, wenn es Schwester Elisabeth nicht sah. Die Schwester, eine würdige, freundlich ernste Matrone, war Dr. Bergners Gehilfin. Und leider konnte der Arzt in ihrer Gegenwart seiner Patientin keine Liebeserklärung machen.

Eines Tages stellte Dr. Bergner fest, daß Edith völlig geheilt war. Mit leisem Bedauern teilte er es Edith mit und fügte mit trauriger Miene hinzu: „Die Sache ist nun in Ordnung, Fräulein Wantauf. In den nächsten Wochen ist ein wenig Schonung zuviel. Täglich eine halbe Stunde Massage.“

„Ich brauche also nicht mehr wiederzukommen?“ fragte sie.

Er schüttelte den Kopf. Sein tieftrauriger Blick machte sie lächeln. „Und die Rechnung?“ fragte sie.

„Ich schreibe sie Ihnen gleich aus!“ Er sah sich nach der Schwester um, Sie putzte am Fenster Reagenzgläser. Dr. Bergner setzte sich an den Schreibtisch, schlug das Tagebuch auf und schrieb die Rechnung für sieben Beratungen. Einmal hob er den Kopf und spähte nach Edith hin. Sie lächelte ihm ermunternd zu.

Da kam ihm plötzlich ein kühner Gedanke. Er riß einen Rezeptzettel vom Block, blickte Edith bedeutungsvoll an und warf schnell drei Zeilen auf den Zettel. Sie lauteten: „Ich liebe Sie! Können wir uns morgen vier Uhr am Friedrichsplatz treffen?“

Edith hatte ihm beobachtet, und als er nun, mit einem vorsichtigen Seitenblick auf Schwester Elisabeth, den Zettel zwischen die gefaltete Rechnung legte, nickte sie unmerklich. Er überreichte ihr Rechnung und Liebesbrief und gab ihr die Hand. Sie erwiderte den kosenden Druck seiner Hand und verabschiedete sich. „Die Nächste bitte!“ rief die Schwester zur Tür hinaus . . .

Alls Edith unten auf der Straße stand, zog sie mit erregt-ungeschickten Fingern den kleinen Zettel aus der Handtasche. Doch vergeblich versuchte sie, das wirre Geschreibsel darauf zu entziffern. Sie ging in den nahen Park und setzte sich auf eine Bank, um die Botschaft in aller Ruhe zu studieren. Alles Bemühen blieb umsonst. Dr. Bergners Handschrift war schwieriger als die Reißschrift der alten Aegypter.

Rastlos und traurig dachte Edith nach, wie sie dies Rätsel lösen könnte. Und plötzlich hatte sie einen herrlichen Einfall. Auch die Rezepte, die der Arzt ihr während der Behandlung gegeben hatte, waren in der gleichen unleserlichen Schrift abgefaßt. Aber stets hatte der Apotheker sie lesen können!

Eine Viertelstunde später trat Edith mutig in eine Apotheke. Sie überreichte dem Apotheker den Rezeptzettel und sagte: „Bitte, können Sie das wohl lesen? Es ist für eine Freundin . . .“

Der Apotheker lachte. „Apotheker können alles lesen, liebes Fräulein!“ sagte er, „und wenn es die schönste Doktorschrift ist. Einen Augenblick!“

Er entschwand hinter einem grünen Vorhang, und Edith wartete mit klopfendem Herzen auf die Uebersetzung der Botschaft.

Endlich kam der Apotheker zurück. Er hielt ein Fläschchen mit einer giftgrünen Flüssigkeit in der Hand.

„Nun?“ fragte Edith erwartungsfroh, „haben Sie es gelesen!“

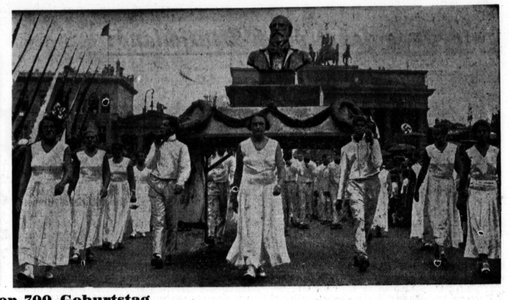
„Natürlich!“ erwiderte er, wickelte den Rezeptzettel um das Fläschchen und packte beides ein. „Ein vorzügliches Migränemittel. Vollkommen unschädlich und doch sehr wirksam. Eine Mark fünfundsiebzig, bitte!“

Edith zahlte, nahm das Mittel in Empfang und ging. Es war ihr, als hätte man ihr einen Eimer kalten Wassers über den Kopf gegossen. Als sie über die Kamaschkeschritt, schleuderte sie das Päckchen in plötzlich erwachendem Zorn ins Wasser . . .

Am nächsten Tage wartete Dr. Bergner eine Stunde lang vergeblich auf seine ehemalige Patientin.

Leichtsinn gefährdet die Ernte

Brände, die durch Leichtsinn und Fahrlässigkeit entstehen, sind mit die größte Gefahr für die deutsche Ernte. Hier vorbeugend zu wirken ist daher eine der Hauptaufgaben, die sich die Reichsarbeitsgemeinschaft Schadenverhütung im Rahmen der zur Zeit durchgeführten Aktion zum Schutze der deutschen Ernte gestellt hat. Wir sehen hier zwei Bilder, die zeigen, wie bei der Anbringung von elektrischen Anlagen nicht verfahren werden soll. Links: Das elektrische Kabel für die Dreschmaschine darf nie auf dem Boden liegen! Schon ein winziger Funke kann das Stroh in Brand stecken und damit die Ernte vernichten. Rechts: Die Schaltanlagen sollen nach Möglichkeit außerhalb der Scheune und nie auf Holz angebracht werden. (Weltbild 2, Zander-K.)



Berlin feierte seinen 700. Geburtstag

Der erste Festtag, mit dem Berlin seinen 700. Geburtstag beging, wurde ein Festtag für die Millionen Berliner und Tausende von auswärtigen Gästen

Friedrich Wilhelm I. marschiert über die Pontonbrücke. Zwischen Treptow und Stralau hatten Pioniere eine Pontonbrücke geschlagen, über die der Festzug marschierte. (Pressephoto, Zander-K.)

Die Turner mit ihrem Turnvater Jahn vor dem Brandenburger Tor. (Presse-Bild-Zentr., Zander-K.)

Vom größten Reitturnier des Jahres,

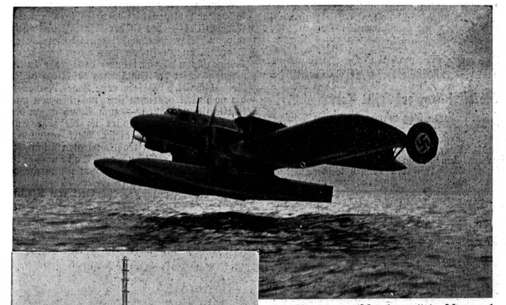
das mit der Beteiligung von 17 Nationen in Aachen begann. Süd- und Nordländer trafen sich: der schwedische Major Sandström im Gespräch mit italienischen Reiteroffizieren. (Schirner, Zander-K.)

SA. gegen Nationalelf

Eins der Hauptereignisse der Reichswettkämpfe der SA. bildete der Fußballwettkampf SA. — Nationalelf, der mit 2:2 unentschieden endete. — Unser Bild zeigt einen lebhaften Kampfmoment aus dem Spiel.

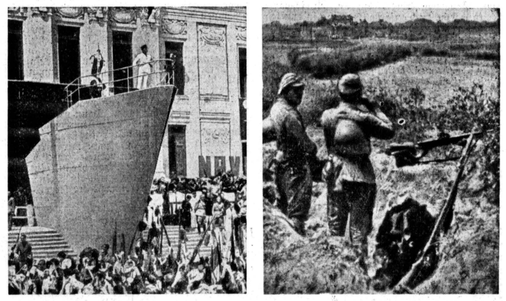
25. Deutsche Ostmesse

Vom 15.—28. August findet in Königsberg die 25. Ostmesse statt, die als Jubiläumsmesse dieses Mal in großem Maßstabe durchgeführt wird. - Ein Blick auf die Halle der Ostmesse., (Pressephoto, Zander-K.)



Großflugzeug „Nordmeer“ in Newyork

Der erste diesjährige Erprobungsflug über den Nordatlantik fand seinen erfolgreichen Abschluß mit der Landung des neuen deutschen Großflugzeuges „Nordmeer“ in Newyork. (Hoffmann, Zander-K.)



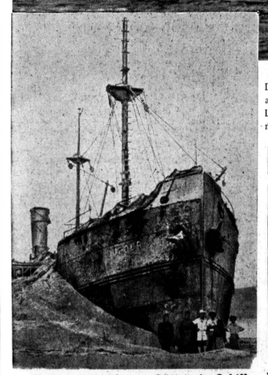
Mussolini in Sizilien

Dem italienischen Staatschef, der sich zu den großen Manövern nach Sizilien begeben hat, wurde bei seiner Ankunft in Messina ein begeisterter Empfang zuteil. — Mussolini spricht von einer Tribüne, die die Form eines Schiffsbugs hat, zur Bevölkerung.

Der japanische Vorposten vor Peiping

Im Hintergrund des Bildes sieht man die Umrisse des Kaiserlichen Schlosses. (Aufgen. im Juli 1937.)

(Atlantic, Zander-K.)



Vulkanausbruch verschüttet ein Schiff

Die zum Bismarck-Archipel gehörende Insel Neu-Pommern im Stillen Ozean ist vulkanischen Charakters. Bei neuen Ausbrüchen, die dort kürzlich stattfanden, wurde neben zahlreichen Straßen, Häusern und Geschäften auch das in der Werft in Rabaul liegende Schiff „Durour“ verschüttet. (Presse-Bild-Zentrale, Zander-K.)

Die Komintern kämpft in Spanien!

Wenn es noch eines besonderen Beweises bedurft hätte, daß die Weltbrand-Organisation der Komintern die Hauptrolle im spanischen Bürgerkrieg spielt, dann wäre er mit diesem nach der Einnahme von Brunete durch die nationalspanischen Truppen erbeuteten Spezialkraftwagen erbracht. „Koihteph“ steht an dem Kühler dieses Wagens. Es ist russisch und heißt „Komintern“. Ueber dem Wort ist ein Sowjetstern als Kühlermarke eingeprägt . . . (Scherl Bildordienst, Zander-K.)

Guthries letzte Fahrt

Die Beisetzung des Motorradfahrers Guthrie in seiner englischen Heimat. Der berühmteste Motorradfahrer der Welt verunglückte bekanntlich kurz vor seinem Siege im Rennen um den „Großen Preis von Deutschland“ in Hohnstein-Ernstthal vor einigen Tagen. (Pressephoto, Zander-K.)

Entdeckungsfahrt durch Deutschland: III.

Männer im Moor

Der Abschied vom Meer wird nicht leicht. Das Meer ist Leben, Weite und Ferne, Kraft und Gesundheit. Wer es von Jugend an kennt, den läßt es nicht wieder los. Es prägt die Menschen an seinen Küsten zu starker Art macht sie ernst und eigenwillig und wirft sie in das Land hinein. Nicht nur in Ditmarschen und Holstein ist das Moor noch weit im Innern dem Bewußtsein der Menschen gegenwärtig. Im Emsland ist es nicht anders.

Dem raschen Wechsel dieser Fahrt gemäß, mich in einen Gegensatz hineinzustellen, wie er stärker kaum gedacht werden kann. Noch Holsteins gesonnte Fluren im Auge, noch ganz erfüllt vom Zauber der Wattwanderung bei Neuwerk stehe ich nun auf dem Deichsteven an der deutsch-holländischen Grenze, unweit des Dörfleins Rhode — etwa 40 Kilometer südlich des Dollart-Meerbusens, der noch lange nicht die freie See ist — und schaue über eine ungeheure Fläche weit hinein in das Bourtanger Moor, das sich südlich in einer Ausdehnung von 70 Kilometern Länge und 30 Kilometern Breite erstreckt. Hier ist es schon einmal nötig, Zahlen reden zu lassen.

Blick vom „Gipfel" — 15 Meter hoch

Dieses Land ist flach wie das Meer, das hier nicht einmal eine Dünenerhöhung zurückließ bis auf diesen lächerlichen Hasselberg, der glücklich eine Höhe von 15 Metern über dem Meeresspiegel aufweist. Aber diese 15 Meter genügen, um dem Auge ein Schauspiel obnegleichen preisgeben.

Mitten durch das riesige Moor läuft die deutsch-holländische Grenze hierneben am Hasselberg wie mit dem Lineal gezogen. Aber dieser Grenzstrich bleibt nicht wie sonst unsichtbar, er ist auf die eigenartigste Weise von der Welt sichtbar gemacht. Blickt der erstaunte Wanderer nach Holland hinein, sieht er prangende Aecker, mannshohen Hafer, Roggen, schwer in Aehren, Kopveln mit prächtigem Wuchs — wendet er den Blick nach Osten, überschaut er eine braun-graue düstere Fläche, jetzt rosa übertrichen, denn die Glockenheide blüht. Unbarmherzig geht dieser Schnitt durchs Land, messerscharf. Nicht der leiseste Uebergang ist vorhanden. Ich stand und zählte auf der holländischen Seite vom Hasselberg aus sieben Gehöfte stattlicher Art und sah auf der deutschen Seite nicht eines. Alle diese holländischen Gehöfte waren von hohen, alten Baumwuchs umgeben. Ueber das Moor aber konnte der Nordwest ungehindert fegen, von den kahlen Stellen schwarzbraunen Torfstaub aufheben und ihn in dunklen Schwaden über die trostlose Fläche jagen. Diese Darstellung, die die Sünden der Vergangenheit nicht verschweigt, ist nötig, wenn man verstehen will, um was es hier geht. Hier ist ein Kampf entbrannt, dessen Bedeutung auch dem Verstockteften einleuchten muß, dessen Härte aber nicht verschwiegen zu werden braucht. Es gilt in Jahrzehnten nachzuholen, was in Jahrhunderten versäumt wurde.

. . . noch nie eine Eisenbahn gesehen

Als der Arbeitsdienst im Jahre 1935 in dieser Gegend seinen Einzug hielt, ereignete sich eine erstaunliche Begebenheit. Das Arbeitsdienstlager Füllen, etwa 10 Kilometer von der Stadt Meppen entfernt, veranstaltete ein kleines Fest zur Einführung. Auch die Bevölkerung war geladen. Zum Lager hatte man eine kleine Feldbahn gebaut. Sie erregte Entsetzen und Schrecken bei einigen Dorfbewohnern. Es stellte sich heraus, daß es hier junge Menschen gab, die noch nie eine Eisenbahn gesehen hatten — zehn Kilometer von der nächsten Bahnstation entfernt. Es kostete Ueberredung, sie auf die Feldbahn zu bringen. Für den, der die Verhältnisse des Landes nicht kennt, klingt das wie ein Märchen. Die Erklärung ist lehrreich genug.

Kehrt man an den Anfang der Dinge zurück zur Pionierarbeit im Neuland, so ergibt sich die nüchterne Feststellung: am Anfang aller Kultur steht der Weg. Hier für das Emsland möchte man hinzufügen: und der Kanal, der Wasserweg. Diese Dorfbewohner, die noch nie eine Eisenbahn gesehen hatten, saßen in ihren Dörfern in Wahrheit auf Inseln im Moor. Sie hatten keine festen Wege zu der anderen Welt. Die Landwege aber waren schon bei leichtem Regen Sumpf und Morast. Das übrige mag durch das Dichterwort erhellt sein: im engen Kreis verengert sich der Sinn. Aber auch damit ist keineswegs alles gesagt.

Emsland — Grenzland

Emslandgeschichte ist Grenzlandgeschichte. Das Schicksal der Grafschaften Lingen und Bentheim war Grenzlandschicksal. Hier überschnitten sich preußische, holländische, spanische, französische, auch königlich hannoversche Interessensphären. Es ist unmöglich, in wenigen Worten eine Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung zu geben, an der das Land bis in die Gegenwart zu tragen hat. Tatsache aber ist, daß das Emsland immer mehr in den toten Winkel geriet. Die Hollandgängerei wurde das Sinnbild des Emslandes. Deutsche Arbeiter waren es, die jene blühenden Landstriche jenseits der Grenze mit schufen in saurer Lohnarbeit, während das eigene Land unerschlossen blieb. Gleichzeitig setzte eine große Auswanderung nach Amerika ein. Es gibt hier Dörfer, wo jeder einen Onkel in Amerika hat. Das Ergebnis in Zahlen: auf den Quadratkilometer wohnen hier 43 Menschen, während die durchschnittliche Besiedlungsdichte sonst 242 beträgt. Kaum nötig zu sagen, daß hier von den eigentlichen Moorstrecken gesprochen wird. Das Städtchen Lingen z. B. verlangnet seine alte Vergangenheit als Universitätsstadt nicht.

Das war es, was mir der Generalarbeitsführer des Arbeitsgaues Emsland zur Einführung sagte: machen Sie keine der üblichen Besichtigungsfahrten, sondern gehen Sie in ein zwisches Moorlager! Da werden Sie sehen, um was es sich hier handelt. — So geriet ich in das Arbeitslager 2/312 bei dem Dorfe Dalum am Rande des Moors.

Urlandschaft — wie vor Jahrtausenden

Bevor mich die erste Einsamkeit dieses Lagers aufnimmt, habe ich noch Gelegenheit, das schöne Emsland kennenzulernen. Die Ems selbst mit ihrem Kringelkauf, mit ihren abbröckelnden Ufern bietet den Anblick einer großartigen Urlandschaft. So wird es hier auch vor Jahrtausenden ausgesehen haben. Beim Dörfchen Wachendorf führte mich der Oberfeldmeister in einen Wacholderhain. Ein Wunderreich tut sich auf, ein Märchenwald von unvorstellbarer Schönheit. In großen Mauern wächst hier der Wacholder — über doppelmannshoch. Eine heilige Stille breitet sich aus. Nur ab und zu läßt ein Waldvogel verloren seinen Ruf erklingen. Es ist heller Tag. Aber auch am Tag ist diese Stätte verzaubert. Die Wacholder haben einen kreisrunden Platz freigelassen. Sie stehen um den runden Platz mit ernsten Gesichtern herum, als erwarteten sie jeden Augenblick den Beginn des Elfentanzes. Bei Mondlicht muß es hier elfel Zauberei sein.

Wenig später nimmt mich die Wirklichkeit des Lagerlebens gefangen. Man weist mir in einer Baracke einen Raum an. Feldbett, ein Schrank, Tisch und Waschtisch, dazu ein Stuhl und ein Schemel — das ist die Einrichtung. Ueber das Moor fegt der Wind. Die Arbeitsmänner sind an ihren Baustellen. Ich habe viel Zeit, mich in meiner neuen Umgebung umzuschauen.

Weißmoor — Schwarzmoor

In den nächsten Tagen werde ich dann langsam zum Moorfachmann heranegebildet. Ich weiß nun, was Weißmoor und was Schwarzmoor ist, daß aus dem Schwarzmoor der Torf gewonnen wird, daß das Weißmoor gut für die Landdüngung ist und auch nach Amerika exportiert wird. In dieser Gegend freilich gibt es kaum noch Weißmoor. Es wurde durch die sogenannte Brandkultur vernichtet. Unsere Vorfahren liebten nämlich ein sehr summarisches Verfahren. Sie brannten die Weißmoore einfach ab und säten in die noch warme Asche Buchweizen. Das gab prächtige Ernten vier oder fünf Jahre lang. Dann war es aus mit der Herrlichkeit. Heute nennt man das Raubbau. Die Brandkultur ist streng verboten. Alles dieses erzählte man mir und noch viel, viel mehr. Inzdessen verschlechtert sich das Wetter. Das weite tote Moor verfinkt in wogendem Grau. Ich gehe zurück in meine Baracke. Auf das Dach trommelt der Regen. Es wird empfindlich kalt mitten im Hochsommer. Mit der ganzen Wissenschaft vom Moor, so interessant sie ist, werde ich nicht erjagen, um was es hier geht, was hier in Wahrheit geleistet wird. Dieses Lager, in dem ich lebe, ist so winzig klein, gemessen an dem unendlichen Moor vor seinen Toren. Fast erscheint dieser Angriff als ein hoffnungsloses Unterfangen angesichts dieser Flächen. Ich versuche mich in die Seele derer zu versetzen, die in dieser Arbeit stehen — nicht nur in die der Arbeitsmänner, die hier ihr halbes Jahr Dienst tun, sondern vor allem auch in die der Arbeitsdienstführer. Hier steht das Führerkorps jahraus, jahrein mitten im Kampf. Von seiner Haltung hängt der Erfolg ab. Das Moor ist ein Feind, der nicht unterschätzt werden darf. Noch immer zog das Moor die Menschen in seinen Bann, machte sie mürde und stumpf, unfrob und eng. Mit schönen Worten ist ihm nicht beizukommen, mit fahem Elan läßt es sich nicht in blühende Fluren verwandeln. Es weicht allein der systematischen Arbeit, die ihre Zeit braucht, die hart ist und Glauben und vollen Einsatz fordert.

Von der Haltung hängt alles ab

Es war vielleicht der stärkste Eindruck dieser Fahrt, zu erleben, in welchem Geist dieser Kampf um Neuland geführt wird. Diesen Männern blüht kein anderer Lohn als der, der in der Arbeit selbst liegt. Das Land, daß sie erschließen, wird nicht ihnen gehören, sondern den kommenden Siedlern. Sie sind nur der erste Vortrupp, die Pioniere. Sie treiben Bresche in das Moor, die ihre Kinder nicht gehen werden. Sie verwandeln Moor in Ackerland, von dem andere ernten werden. Sie leben weder in Vergangenheit noch Zukunft, sie sind ganz der gegenwärtigen Aufgabe hingegeben.

Diese Männer zwischen dreißig und vierzig Jahren sind meist verheiratet, haben Kinder. In Führerbaracken wohnen sie mit ihren Familien. Ihre Frauen haben keine Abwechslung. Nichts als den häuslichen Pflichtenkreis. Ihnen stehen keine Bäder zu bequemem Einkauf zur Verfügung. Das nächste Dorf ist kilometerweit entfernt. Durch schlechte Wege oft unerreichbar. Und wäre es auch nah, so bedeutete es nichts. Denn diese Dörfer sind noch tot, geben nicht Anregung, kaum einmal eine Filmvorstellung, keine Einkaufsmöglichkeiten. Hier wird das Wort Opfer nicht ausgesprochen, aber es wird täglich geopfert. Es muß auf vieles verzichtet werden. Das wird nicht verschwiegen. Und doch wird nicht geklagt. Die Aufgabe ist gestellt, das Ziel muß erreicht werden. Das ist selbstverständliche Haltung eines Mannestums, das hier erneut seine Probe besteht. Das zu erleben, macht das Herz weit und vermag wohl, schwankenden Glauben aufzurichten.

Elektrizitätswerk frißt Torf

Am anderen Tag wandere ich zum Torfwerk Groß-Hesepe, das dem Moor auf seine Weise zu Leibe geht. Vier Riesenbagger holen hier das Schwarzmoor aus der Tiefe, schaufeln es in den Bauch des Baggers und stoßen die klitschige Masse auf ein langes Band. Ist das Band vollgelaufen, kippt es um und legt die Torferde ab. Diese Bandwürmer sehen aus wie Lakritzstangen. Hunderte solcher Stangen liegen dicht nebeneinander. Sie haben anfangs fast 90 Prozent Wasser im Leib. Allmählich trocknen sie dann und werden, wenn sie genug Wasser ausgeschwitzt haben, zu Torfhaufen zusammengesetzt. Einmal trockener Torf hat die freundliche Eigenschaft, kein Wasser wieder anzunehmen. Ohne diese Eigenschaft ließe sich mit dem ganzen Torf schwer etwas anfangen. Vom Torfwerk wandert dann der fertige Torf in das Elektrizitätswerk Groß-Hesepe. Dieses Werk frißt nur Torf — täglich 200 Tonnen. Hier werden im Jahre 36—40 Millionen Kilowatt geliefert, aus leichtem Torf 100 000 Volt Spannungen erzeugt. Berge von Torf liegen vor dem Werk und warten darauf, von den riesigen Oefen gefressen zu werden. Gleich waggonweise werden sie in den Ofenschlund gekippt. Und der Besitzer dieses Werkes besitzt allein noch Torf genug, um die gleiche Menge Elektrizität 80 Jahre hindurch zu liefern!

Verschlossenes Treibhausparadies

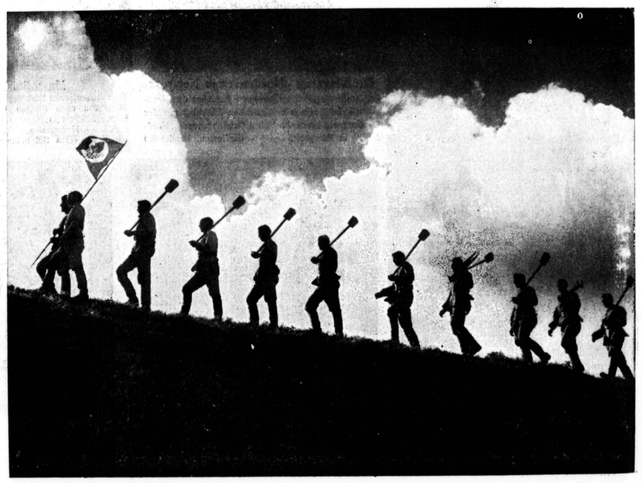
Es gibt noch ein anderes Elektrizitätswerk in dieser Gegend, oben im Hochmoor östlich von Aurich. Man hatte mir Wunderdinge von Wiesmoor erzählt. Dort werden nämlich die überschüssigen Wärmemengen, die bei der Herstellung des Stromes entstehen, nicht in die Luft gepufft, sondern in Treibhäuser geleitet. Ich scheute nicht die Mühe, die hundert Kilometer nordwärts zu fahren. Aber es gelang mir nicht, Zutritt in diesem Treibhausparadies zu erhalten, in dem die Gurken an einem Tag um sechs Zentimeter wachsen sollen. Ich hatte versäumt, mich vorher anzumelden. Meine schönsten Ausweise nützen gar nichts. Da stand ich nun und schaute in das verschlossene Paradies — ein wahres Meer von riesigen Treibhäusern — und stellte nachdenkliche Ueberlegungen über den Sinn einer Voranmeldung an. Dann fuhr ich zurück in „mein Moor". Es kam mir richtig heimatlich vor.

Wieder stand ich an seinem Rand. Eine Schafherde weidete auf der kümmerlichen Heide. Welch freundliches Getier, das es versteht, bei dieser kargen Nahrung noch fett zu werden und Wolle anzusetzen. Dann wird es Zeit schlafen zu gehen. Die Dichtmaschine, die elektrischen Strom spendet, ist schon ausgeschaltet. Ich zünde die Petroleumlampe an und schnüffle genießerisch den Geruch ein, den sie von sich gibt. Das sind Kindheitserinnerungen. Wer noch mit der Petroleumlampe groß geworden ist, wird nicht verstehen. Die Petroleumlampe ist unentbehrlich.

Am nächsten Tag fahnde ich nach dem Engerling, der die häßliche Eigenschaft haben soll, die Gräser frisch angesäter Wiesen in die Erde zu fressen und dort zu verzehren. Es gibt eine kleine Entdeckung, eine Larve, die hier in Massen auftritt, beginnt sich damit, die zarten Wurzeln abzufressen. So gehen die Gräser ein. Diese Larve hört auf den Namen tipula. Schuld an ihrer Existenz ist die Wiesenschnake, gemeinhin bekannt unter der Bezeichnung Schneider. Gegen die Larve gibt es nur ein Gegenmittel — das ist der Star. Nun wurde mir auch klar, warum bei den Lagern überall Starenkästen zu finden waren.

Eine Rundfahrt durch das große Kultivierungsgebiet des Emslandes beschließt diesen Reiseabschnitt. Ich sehe neue Lager, Baracken, die noch nicht gestrichen sind, umgeben von mittelalterlichen Wällen — zum Schutz gegen den Sandsturm. Wieder spüre ich die zähe Entschlossenheit, mit der dieses Werk gewonnen wird und sehe einen wohlüberlegten Plan Gestalt gewinnen. Männer, Taten — ein Werk. Das Emsland wird mir unvergessen bleiben.

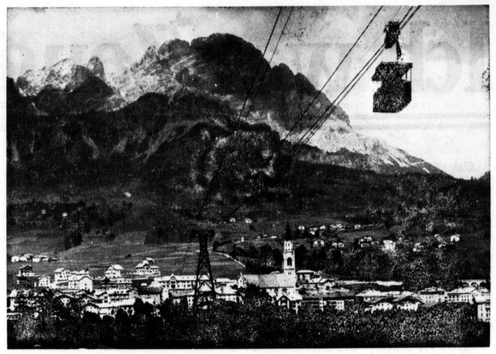
Gert von Klaß.



Das Heer der friedlichen Eroberung

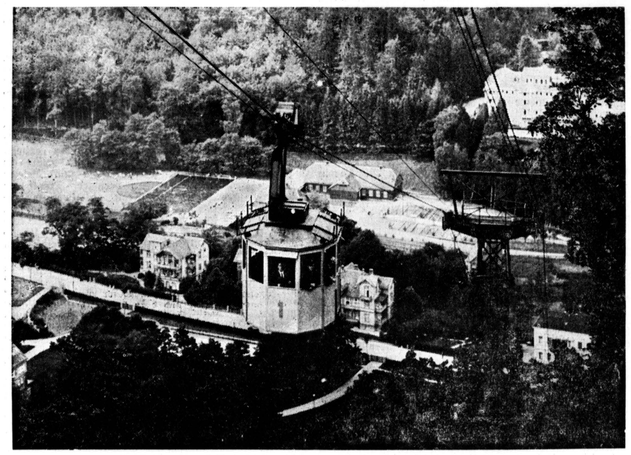
(Photo: Fritz Carl)

Seilbahnen tragen dich auf alle Gipfel



Bergbahn von Vorlina d'Ampezzo nach Cristallo

Es wird ja nicht wenige geben, die alle jene über die Achsel ansehen, die mit einer Bergbahn in die Schönheit der Gebirgswelt emporsteigen. Das sind die leidenschaftlichen Kletterer, die „Bergfexen" und Fußwanderer, die sich die Herrlichkeit der Täler und Höhen verdienen und erarbeiten wollen. Aber die große Mehrzahl wird zumindest eine Fahrt mit einer Bergbahn nicht verachten. Und wer sie einmal erlebte, wird immer um die Erkenntnis reicher sein, daß man auf diese Fortbewegungsweise zu Genüssen gelangt, die auch dem tüchtigsten Bergsteiger, von der Bequemlichkeit ganz abgesehen, versagt bleiben müssen.

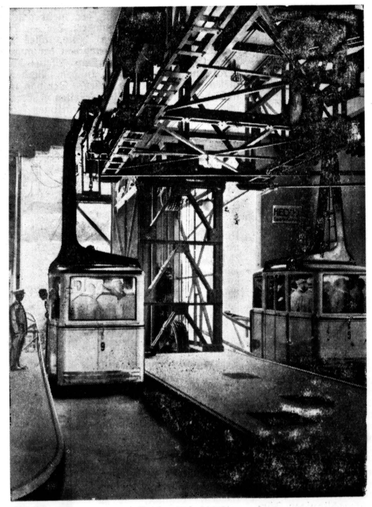


Alle Reize einer Seilbahnfahrt erlebt man auf der Schwebebahn in Bad Harzburg.

Für den gewöhnlichen Sterblichen bedeutet jedenfalls eine solche Fahrt die Krönung seiner Ferien- und Urlaubsreise, von ihr träumt er schon lange vorher und an sie denkt er noch bis zur nächsten Fahrt. Wie viele, die erstmalig zur Sommerszeit das unerschöpfliche Wandelpanorama einer Auf- und Abfahrt erlebten, nahmen schon im folgenden Winter eine sich bietende Gelegenheit wahr, um gleichzeitig mit dem ersehnten Skisport auch das nun gänzlich veränderte Naturbild, schwebend über Tälern und Berghängen, zu genießen.

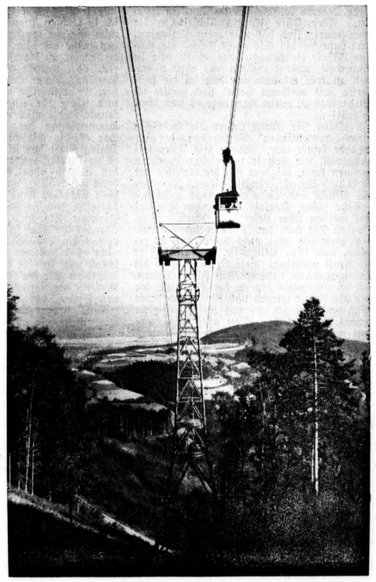
Wenn schon Brocken- oder die Seilschwebebahn von Oberwiesenthal im Fichtelgebirge, die Schauinslandbahn bei Freiburg im Breisgau oder die Bergbahn Wildbad noch keinen enttäuscht haben, dann wird sich jeder ohne weiteres mit einiger Phantasie ausmalen, was für einmalige Naturgenüsse Fahrten mit den Zugspitzbahnen, der Nebelhornbahn (Oberstdorf) oder der Predigtstuhlbahn (Reichenhall), um nur die auf deutschen Gebieten liegenden zu nennen, bieten.

Erfüllt schon den gewöhnlichen Eisenbahnreisenden Stolz angesichts der heute möglichen schnellen Ueberwindung großer Entfernungen und der damit verbundenen Gelegenheit, in Naturgenüssen und Erinnerungen zu schwelgen, wie steigern sich erst Stimmung und Bewunderung, wenn das unerschöpfliche Auge über Grate und Gipfel, Almen und Gletscher schweift und nicht mehr weiß, wohin es zuerst blicken soll.



Fertig zur Abfahrt
So sieht's in einem Seilbahn-Bahnhof aus

Bild rechts:
Beinah bis in den Himmel . . .
Fahrt auf der „Schauinslandbahn" bei Freiburg i. Br.



Wir würden aber den Wert der Bergbahnen schmälern, wollten wir in ihnen nur die Mittel zu unseren eigenen Genüssen sehen und sie nicht auch als das betrachten, was sie in Wirklichkeit und in erster Linie sind: technische Wunder. Es ist ja noch garnicht solange her, daß wir sie überhaupt kennen. Sieht man von der ältesten Zahnradbahn auf dem Mount Washington (1868) ab, so war die erste in Europa die 1869 begonnene und 1872 eröffnete Rigibahn, der dann sehr rasch hintereinander weitere in allen Ländern folgten.

Man unterscheidet Reibungsbahnen (bei geringen Steigungen), Zahnrad- und Drahtseilbahnen (bei größeren Steigungen). Seit 1912 baut man fast nur noch Seilschwebebahnen wegen ihrer größeren Wirtschaftlichkeit. Sie können beliebig steil und geradlinig emporgeführt werden, verursachen geringe Streckenbauten und brauchen nur wenige Stützen und keine Einschnitte oder Tunnels.

Dem einzigartigen Ingenieurwerk der bayerischen Zugspitzbahn, die bei einer Gesamtlänge von 19 000 Meter bis zu einer Höhe von 2650 Meter steigt, steht die österreichische gegenüber, die als gewaltigste Seilschwebebahn gleichfalls Weltruf genießt und den Berg in einer Höhe von 2805 Meter erreicht. In Bayern wären noch die Wankbahn und die Kreuzeckbahn zu erwähnen.

Wohl über die meisten Bergbahnen verfügt die Schweiz, von denen die Pilatusbahn, die Jungfraubahn, die Niesenbahn und die Säntisbahn die schönsten und wichtigsten wären.

Auch Italien besitzt eine ganze Reihe bekannter und vielbenutzter Bahnen, die Mehrzahl in Südtirol.

Den höchsten Punkt über den Meeresspiegel erklimmt die auf den Pikes Peak in Colorado führende Bahn, nämlich 4328 Meter, in Europa die Jungfraubahn (3457 Meter).

In solchen Höhen die köstliche staubfreie Luft zu atmen und mit ihr die vom Staub der Städte verschmutzten Lungen vollzupumpen, von solchen Höhen das märchenhafte Bild der Gebirgswelt zu genießen, macht das Leben lebenswert und den Menschen tatenfroh. Ein solcher Höhenflug mit diesen wahren Kunstwerken der Technik bringt auch den Abgestumpftesten in helle Begeisterung und stimmt den Nüchternsten poetisch. Ein Anschauungsunterricht, wie man ihn von den Fenstern der kleinen, behaglichen Wägelchen erhält, die das Gesetz der Schwere überwunden zu haben scheinen, wiegt langjähriges Studium auf. Ob im Sommer oder im Winter, das bleibt sich gleich!

Dr. Leo Koszella.

(Photos (4) Dr. Koszella)

(Schluß)

Ich war Zeuge als sie ...

Kriminal-Roman von Bert George

„Lieben?" wiederholte sie mit einem schmerzlichen Ausdruck, der mir plötzlich mehr enthüllte, als ich hätte ahnen können. „Ich habe Ljundborg verloren — damals —." Sie brach ab, die Worte kamen leise von ihren Lippen, aber ich hatte sie dennoch verstanden.

„Leben Sie wohl, Gräfin, es ist am besten, Sie verlassen so rasch wie möglich Nizza, ich rate Ihnen dringend dazu." Damit küßte ich ihre Hand und ging. An der Tür holte sie mich ein. Hastig, Tränen in den Augen, fragte sie:

„Haben Sie wegen des Kindes nachgeforscht? Ich leide unsäglich unter den Zweifeln!"

„Wegen des Kindes? Sie glauben immer noch —? Sie täuschen sich, Gräfin. Sie täuschen sich bestimmt!" Ich drückte ihr nochmals die Hand, dann ging ich zu Herrn Nieße, der mich im Korridor erwartete.

Noch nachts holten die Polizisten ohne jedes Aufsehen die drei Gefangenen und brachten sie ins Gerichtsgebäude. Niemand in dem großen Hotel ahnte etwas von der Tragödie, die sich abgespielt hatte . . .

*

Das Ergebnis der monatelangen Untersuchung, die nunmehr gegen alle Beschuldigten entrollte und durch die der rätselhafte Zusammenhang eines der merkwürdigsten Verbrechen erst klar wurde, erhellt am besten aus dem Schreiben, das der Graf nach seiner Verurteilung an mich richtete. Es lautete:

„Herr Rittmeister!

Sie werden aus den Eröffnungen, welche dieser Brief enthält, einen spannenden Zeitungsartikel machen; es ist ja Ihr Metier. Man wird ihn lesen und Sie loben, wie klug Sie über den Missetäter urteilen, wie logisch Ihre Folgerungen sind, und der Leser wird Ihren sensationellen Bericht mit den Worten beseitelegen: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie dieser!" Vergessen Sie jedoch nicht, daß es sehr leicht ist, nachträglich eine Sache zu kritisieren, nachträglich gute Ratschläge zu erteilen an jemand, der sich in ein unheilvolles Netz verstrickte und im Betrieben, sich aus der Verschlingung zu befreien, sich immer mehr verwirrt, bis er erliegt.

Was hat Sie veranlaßt, mich zu verfolgen? Was tat ich Ihnen? Ich habe unter Ihren dilettantischen und darum doppelt fürchterlichen Maßnahmen Unbeschreibliches gelitten. Sie haben mich zur Strecke gebracht! Aber nicht durch Ihre Geschicklichkeit, sondern durch Ihr Ungeschick. Wären Sie systematisch und zielbewußt den normalen Weg gegangen, so hätte ich rechtzeitig der Gefahr aus dem Wege gehen können. Ich hätte fliehen können und alles mit mir nehmen, was mir teuer ist — noch zu einer Zeit, als Sie und Herr Severin vollkommen im Dunkeln tappten. Aber Ihre Ungeschicklichkeit machte mich sicher! Und das war mein Verderben. Und dann — als Sie eines Tages die richtige Fährte einschlugen, war ich zu sehr in Sicherheit gewiegt worden und ohne Argwohn. Erst zu spät erkannte ich, daß ich die kostbarste Zeit verträumt hatte; noch wollte ich retten, was zu retten war, aber es war schon zu spät!

Erzählen Sie Ihren Lesern die Geschichte eines „romantischen" Verbrechers, der im Grunde keiner war. Sagen Sie ihnen salbungsvoll, wie weit es mit einem Menschen kommen kann, bei dem sich die Gefühle für Recht und Unrecht, Wirklichkeit und Träumerei, Pflicht und Liebe verwirrend mischen.

Sehr schöne Worte! Verwenden Sie sie! Sie werden Ihre Leser befriedigen. Aber, glauben Sie mir, das Schicksal jedes einzelnen Menschen liegt nicht darin, daß er erkennt, was seine Pflicht ist, sondern, daß er die Kraft aufbringt, diese Erkenntnis in die Tat umzusetzen. Sagen Sie Ihren Lesern, daß ich unschuldig bin an der Schwäche, die mir die Natur mitgab und für die ich heute büße, und daß ich nur aus dieser Schwäche heraus gefehlt habe. Man wird mich trotzdem verurteilen.

Und jetzt seien Sie mir dankbar, Herr Journalist, für den kostbaren Stoff, den ich Ihnen hiermit übergebe und mit dem Sie die Serie Ihrer Berichte über das rätselhafte Verbrechen in Nizza abschließen werden können.

Als man mich in meinem 23. Lebensjahre entmündigte, geschah es wegen zahlreicher Schulden, die ich jedoch aus purer Gutmütigkeit begangen hatte. Ich könnte nie die Liste der Menschen aufzählen, die ich mit Wohltaten überhäufte und denen ich Summen lieh, um derentwillen man mich entmündigte. Auch die Frauen, die darunter sind, lernte ich nicht von der besten Seite kennen. Ich sehnte mich stets nach Liebe, aber ich suchte Einfachheit, Natürlichkeit, Volkstümlichkeit.

Eines Tages lernte ich die Frau kennen, die ich noch heute liebe, die der Quell meines Glücks und Unglücks ist, — jene Frau Claudia Morelli, die Sie in Berlin sahen. Seit ich sie kenne, liebe ich sie und bin allein von ihr erfüllt. Sie war Sängerin, an eine Ehe war nicht zu denken; ich war entmündigt, abhängig von meinem sehr standesgemäßen Onkel, und ich hätte sie ins Unglück gezogen. Freiheit und Unabhängigkeit winkten mir nur, wenn ich mich entschloß, eine erzwungene Ehe nach dem Sinn des alten Fürsten einzugehen.

So beugte ich mich vor der eisernen Notwendigkeit; vielleicht in der unbestimmten Hoffnung, eines Tages tun und lassen zu können, was ich wollte. Man hob meine Entmündigung auf, und ich heiratete jene ungeliebte Frau, die mir mein Onkel zur Gattin bestimmte, ohne jedoch mit Claudia zu brechen. Wir sahen uns noch wie vor, wir liebten uns. Ich respektierte meine rechtmäßige Gattin, war gart und entgegenkommend, und niemals ließ ich sie fühlen, daß sie mir in meinem innersten Herzen mehr als gleichgültig war.

Nun kommt das Verhängnis! Claudia und meine Frau wurden Mutter!

Beider Kinder sind meine Söhne. Aber meine ganze Freude und Glückseligkeit wandte sich dem Kinde der von mir über alles geliebten Claudia zu. Ich war durch meine Heirat und die Großmut meines Onkels zu Geld gekommen. Claudia besaß eine schöne Wohnung im Grunewald, ich besuchte sie häufig und hieß dort Herr Morelli. Das Kind meiner legitimen Frau bedeutete mir weniger. Ich sah in ihm ein Band, das mich an ein Weib knüpfte, mit dem ich keine innere Beziehung hatte.

Eine ungeheure Versuchung — eine phantastische Idee nimmt mich eines Tages gefangen: Der Fürst setzte in überaus eilender Form seinen legitimen Sohn zum Universalerben ein, seine Tage sind gezählt und die Erbschaft ist dem Kinde sicher. Wäre das Kind meiner Claudia an der Stelle desjenigen, das mir meine rechtmäßige Frau geschenkt — ich könnte an meinem Kinde gutmachen, was ich an Claudia verbrochen! Die Idee faßt Wurzel. Die Umstände sind günstig die Kinder ähneln einander zum Verwechseln. Ich entwerfe einen Plan, der, wie ich mir einbildete, die Bürgschaft vollkommenster Sicherheit besaß, und — ich beschloß, die Kinder zu vertauschen.

Ich kannte die freundschaftlichen Beziehungen meiner Frau zu Herrn Ljundborg, und darauf baute ich meine Maßnahmen. Als wir von Berlin nach Nizza reisten, wußte ich, daß er in der Nähe wohnen würde, ohne mir davon Kenntnis zu geben; das konnte er nicht tun, denn ich hatte seinerzeit schon in Berlin seine Besuche abgelehnt. Ich versicherte mich vor allem des Sekretärs Dr. Höffner, den ich reichlich unterstützte und der mir treu ergeben wurde; ihn allein weihte ich in meinen Plan ein, und er hat sich für mich wie ein treuer, ehrlicher Vasall geschlagen, ohne an seine Person zu denken, ohne zu fragen, ob die Sache, für die er kämpfte, recht oder unrecht sei. Er kannte die Frau Vogelhut, die er Lambert taufte, vor Jahren her. Er gewann sie mit einer großen Summe und tischte ihr ein Märchen auf; auch sie kannte weder mich noch die eigentlichen Zusammenhänge der Entführung. Aber sie war es, die mit Hilfe einer Schauspielerin Malva Horst das Kind aus Nizza holte und es zu Claudia brachte. Der Tausch des Kindes geschah ohne Kenntnis der Vogelhut, denn wir wollten sie nicht einweihen; sie erhielt Claudias Kind in der Meinung, es sei das ihre, das sie aus Nizza gebracht hatte. Glauben Sie nicht, Herr Journalist, daß Claudia ihr Kind so leicht gegen ein anderes vertauschte. Gehen Sie in Ihrem Artikel nicht ohne weiteres über den schweren Entschluß weg, den sie blutenden Herzens faßte. Schildern Sie die Gewissensbisse der armen Mutter, die sich endlich, bestürmt von meinen Bitten, um der Zukunft ihres Kindes willen, unter Schmerzen entschließt, ihr Kind gegen ein anderes zu vertauschen.

Aber welche Schwierigkeiten waren vorher zu überwinden, um das Kind meiner rechtmäßigen Frau in Nizza zu entführen! Vor allem mußte die Gelegenheit genau ausgekundschaftet werden, eine Gelegenheit, die nur außerhalb des Hotels möglich war. So ergab sich als günstigste Zeit die Teestunde des alten Fürsten. Um diese Zeit war er gewöhnlich allein mit der Wärterin und dem Kind in einer Laube des Hotelgartens. Meine Frau besuchte ihn wohl ab und zu, ich war fast stets abwesend. Nur meine Frau konnte handelnd auftreten, also mußte jemand in der Maske meiner Frau die Laube betreten, um den alten, schwachsinnigen Fürsten zu täuschen, während die Wärterin vorher entfernt worden war. Ich kannte die Gewohnheiten meines Onkels und hatte seine Brille rechtzeitig aus dem Futteral genommen: ich wußte, der Fürst las stets sein Tee seine Zeitung, er würde die Brille vermissen und die Wärterin wegschicken, sie zu suchen.

Vielleicht wäre ich nicht auf die Idee dieser Maskerade gekommen, denn ich beriet mit Dr. Höffner sehr viele Pläne; aber als er mir eines Tages erzählte, er kenne in Berlin eine Filmschauspielerin, welche als blonde Schwester meiner brünetten Frau gelten könne, da erwogen wir diesen Weg. Dr. Höffner weihte die Schauspielerin so weit ein, als wir es brauchten; er überwachte ihre Maske, die endlich täuschend ähnlich wurde, und gab ihr eine ganz gleiche kleine Goldbose, wie sie der alte Fürst besaß. Dann bändigte er ihr ein älteres Veronal-Rezept meiner Frau ein, mit dem Auftrag, das Veronal in Berlin zu besorgen und in die Goldbose zu tun, nicht ohne es vorher in kleinste Stücke zu zerkleinen. Die unglückselige Schauspielerin vergaß jedoch damals, das Veronal in Berlin zu kaufen, und ging mit dem Rezept in zwei Nizzaer Apotheken. Gleich hier mögen Sie erfahren, und ich bitte Sie, betonen Sie es ausdrücklich vor ihren Lesern: niemals war eine Ermordung des alten Fürsten geplant! Die falsche Gräfin sollte in die Laube treten, in den Tee des Fürsten das Veronal werfen, den Augenblick des Einschlafens abwarten und sich dann mit dem Kinde entfernen. Es blieb ihr überlassen, die Goldbose eventuell zu vertauschen, der alte Herr sollte nur eine bestimmte Quantität bekommen, die ihn rasch zum Einnicken brachte. Aber das Herz des Achtzigjährigen hatte wahrscheinlich nicht die Kraft, den Medikament zu widerstehen, es verlagte, und der fürstherrliche Zufall eines, wenn auch unbeabsichtigten Mordes trat ein. Daß Sie, Herr Zeitungsreporter, nachher die echte Gräfin nicht von der falschen unterschieden konnten, war ein Beweis, mit welcher Genauigkeit wir vorgingen. Das Kind meiner rechtmäßigen Frau wurde auf diese Weise entführt.

Sie fragen natürlich, woher ich die Gewißheit hatte, daß nicht gleichzeitig mit der falschen Gräfin auch die echte den Schauplatz betrat? Das war allerdings der Komplizierteste Teil meines Planes, aber meine Kalkulation war richtig. Ich wartete auf den mit Sicherheit vorauszusehenden Besuch des Schweden bei meiner Frau, der nur nachmittags während meines gewohnten Ausritts, zur Teestunde, möglich war. Als ich von Kenntnis erhielt, immer durch meinen mir ergebenen Dr. Höffner, daß Herr Ljundborg aus Monte Carlo herüberkommen würde, um sich im Hotel Francais mit meiner Frau zu treffen, setzte ich den Besuch des Fräulein Goerk in der Laube und die Entführung des Kindes präzise zu dieser Zeit fest.

Und nun tritt das Verhängnis des unvorhergesehenen Zufalls ein, der mein ganzes kunstvolles Werk zertrümmert: Sie — Sie, den der Zufall geheißen hatte, alles zu beobachten, Sie waren Zeuge von der angeblichen Ermordung des Fürsten. Meine Frau gerät durch ihre Aufsage in den Verdacht, diesen Mord verübt zu haben. Der von mir nicht beabsichtigte Tod des Fürsten erschreckte auch die Gräfin, meine legitimen Frau machten mich nervös und ängstlich, und jetzt begann ich, in ausgeklügelter Weise alle Spuren und jeden auftretenden Verdacht zu verwischen. Ich unterhalten absichtlich das Wagnis, Sie mit Geld bestechen zu wollen, Ihre Aussagen gegen meine Frau zu beeinflussen, nur um bei Ihnen und Herrn Severin die Ueberzeugung meiner völligen Schuldlosigkeit zu erwecken, was mir auch gelang. Ich setzte eine hohe Belohnung für die Ergreifung der Täter aus.

Dr. Höffner hatte von mir Auftrag, in seinem ausführlichen Verhör den Verdacht Severins geschickt auf den Schweden zu lenken, dies alles, um jeden Argwohn gegen mich im Keime zu ersticken. Leider aber wurde inzwischen die Situation für meine Frau immer gefahrvoller, und ich mußte alles versuchen, um sie zu befreien. Von Gewissensqualen getrieben, bemühte, sie zu retten, schlug ich folgenden Weg ein:

Es war klar, daß nur ein Alibi meine Frau retten konnte; aber meine Frau schreckte davor zurück, die Wahrheit zu gestehen. Sie mußte der Schwede herbeigeschafft werden, mußte aus Berlin, wohin er abgereist, nach Nizza gebracht und in den Prozeß verwickelt werden. Ich mußte ihn der Polizei in die Hände spielen. Da hatte mein treuer Dr. Höffner den glänzenden Einfall, Claudias Kind durch Herrn Ljundborg nach Nizza bringen zu lassen und die Polizei auf ihn aufmerksam zu machen. Dr. Höffner fuhr nach Berlin und bediente sich der alten Vogelhut, die den Namen Lambert annehmen und sich geschickt dem Schweden nähern mußte. Es gab übrigens niemand, der sich besser dazu geeignet hätte Claudias Kind, für das die Vogelhut eine Amme engagierte, nach Nizza zu bringen, als Ljundborg. Er hatte kein Geld, war also gefügig und für den Plan zu gewinnen. Jeder Betrag war ihm willkommen. Er kannte Nizza, das Hotel Francais, er konnte uns persönlich, er war also der ideale Bote. Als er hörte, daß es sich angeblich darum handelte, das entführte Kind der Gräfin von Sch. wieder nach Nizza zu bringen, und daß er dabei anonym im Hintergrund bleiben könne, war er sofort einverstanden. Nun mußte ich Sorge tragen, daß er sofort nach seiner Ankunft verhaftet wurde. Einmal in Gewahrsam, angeklagt wegen Kindesraub, würde er nicht zögern, sein Alibi bekanntzugeben um sich zu befreien. Damit aber war die Befreiung und Rettung meiner Frau verknüpft.

Man gab ihm also in Berlin einen falschen Paß auf den Namen Ernesti, die sogenannte Madame Lambert, von Höffner genau instruiert, arrangierte die Reise so, wie wir es wünschten. Inzwischen gelangte an mich jener anonyme Brief in welchem mir die Rückgabe meines entführten Kindes angezeigt wurde. Den Brief schrieb Dr. Höffner, ich zeigte Ihnen das Schreiben, da ich annahm, Sie würden damit sogleich zu Severin eilen. Das haben Sie prompt getan. Die Polizei kam in das Hotel de Rome, und Ljundborg wurde, wie ich richtig ahnte, sogleich verhaftet. Ebenso richtig war meine Annahme bezüglich seines Verhörs. In die Enge getrieben und angesichts der verzweifelten Situation meiner Frau, gestand er den Besuch bei meiner Frau um dieselbe Stunde, als der Fürst verschied. Damit war seine und meiner Frau Schuldlosigkeit bewiesen. Die Gräfin war gerettet und frei, und ich hatte in meiner Wohnung als köstlichen Hort das Kind Claudias! Ljundborg, dem ich in meiner Freude durch den Kommissar einige tausend Francs zukommen ließ, verspielte alles und erschoß sich in Monte Carlo. Die Suche nach den angeblichen „Mördern" des Fürsten schien ergebnislos und einzuschlafen, das Kind war zurückgebracht worden, alle Nachforschungen waren eingestellt, kurz mein kunstvoll angelegter Plan schien nunmehr restlos gelungen!

Das Verhängnis begann als meine Frau, ohne mir ein Wort davon zu sagen, zum Kommissar Severin ging, um ihren Verdacht bezüglich der Echtheit des zurückgebrachten Kindes auszusprechen. Hätte ich geahnt, daß sie bei Severin war! Aber ich war zu sehr in Sicherheit gewiegt, ich dachte, alles sei beendet.

Sie führten die Nachforschungen weiter. Und von dem Augenblick an, wo Sie selbständig vorgingen, waren Sie ein anderer! Sie haben jeden Berufsdetektiv übertrumpft — ich mache Ihnen ein Kompliment. Zu spät wurde ich über Ihre erfolgreichen Schritte orientiert, zu spät erfuhr ich, daß sich in Berlin unter Ihrer Führung eine Kapo vorbereitete, die, ohne daß Sie es ahnten, gegen meine Person gerichtet war! Ich schrieb und telegraphierte sieberhaft an Claudia, um sofort wie möglich zu verlassen — umsonst! Das Kind, welches sie

(Fortsetzung und Schluß nächste Seite)

Der Rattenfänger (Quick, M.)

Stanley KLÄRT DEN FALL

Kriminalroman von Hanns Stehle

Der römische Schaffner verbeugte sich etwas unbeholfen, als er die Tür des reservierten Erster-Klasse-Abteils auftrug und die Damen einsteigen ließ.

„Es ist noch genug Zeit — ganze fünf Minuten", sagte er, betrübt, besonders höflich zu sein. Die zuerst Eingestiegene wandte auf diese Bemerkung hin den Kopf und warf durch ihren dünnen schwarzen Schleier einen Blick auf den Schaffner.

„Sagen Sie: wie lange müssen wir fahren?" erkundigte sie sich. Sie hatte eine wohlklingende, etwas tiefe Stimme.

„Genau vierundzwanzig Stunden, Frau Marchesa."

„Schrecklich", sagte sie und verschwand nun endgültig im Wagen. Dagmar Wendland, die sie vor vier Wochen als Gesellschafterin engagiert hatte, folgte ihr. Zwei Handkoffer wurden von einem Diener hereingeschleppt und vom Schaffner selbst ins Netz gelegt.

„Woher mag dieser Mensch mich eigentlich kennen?" fragte ein Weilchen später die Marchesa, die durch das breite Coupéfenster sah.

„Frau Marchesa sind in Rom eine bekannte Erscheinung." Die Gesellschafterin lächelte dabei und half ihr aus dem Mantel.

Die Marchesa sah gut aus: schlank, ziemlich groß, hatte tiefschwarze, glänzende Haare, die die zerblasse Haut ihres schmalen Gesichts hervorhoben. Sie trug ein ausgesuchtes, aber auffallend dunkles Kleid — ihr Gatte, der Marchese von Grimani, war vor knapp einem Jahr gestorben; sie war mit ihm — er zählte genau doppelt soviel Jahre wie sie selber — nur kurze Zeit verheiratet gewesen. Erst vor wenigen Tagen hatte sie ihren fünfundzwanzigsten Geburtstag gefeiert.

Dagmar Wendland hatte das Glück gehabt, aus einer übergroßen Anzahl von Bewerberinnen — viele Damen aus allen Gegenden Europas hatten sich gemeldet — von der Marchesa als Gesellschafterin verpflichtet zu werden. Neben großen Sprachkenntnissen verfügte sie über eine gute Allgemeinbildung. Zudem war die Marchesa der Ansicht, daß Aeußere in dieser Hinsicht etwas voraus hätten. Kam hinzu, daß Dagmar durch ein angenehmes, bescheidenes, aber durchaus nicht untertäniges, vielmehr frisches Wesen bestach und auch äußerlich Vorzüge aufwies: mittelgroß, zart, schmales Gesicht, sanfte Augen und blondes, gewelltes Haar. Diese blonden Haare mochten bei der Entscheidung zu einem gewissen Teil mit ausschlaggebend gewesen sein. Die Marchesa fand nämlich, daß in der Gesellschaft einer Blondine ihre eigene rassige Schwärze betont würde.

Die große Bahnhofsuhr zeigte 7 Uhr 48. Es blieben noch zwei Minuten bis zur Abfahrt des Zuges, als die Marchesa plötzlich zusammenzuckte und nervös fragte: „Wo bleibt nur Ciapelletto?"

Dagmar öffnete sofort das Fenster und hielt Umschau, konnte den Gesuchten aber nicht entdecken.

„Ein entsetzlicher Mensch — er weiß doch, daß er pünktlich sein soll. Ich kann unmöglich auf ihn warten . . ." Sie machte Miene, wieder aussteigen; Dagmar hielt sie zurück und sagte:

„Unmöglich, Frau Marchesa! Bedenken Sie doch, daß dieser Zug der einzige und beste nach Budapest ist, und wir sind doch bereits gemeldet. Eine Aenderung ist wirklich nicht mehr gut möglich . . ."

In diesem Augenblick wurden die Türen des Expreßzuges, der nur Wagen erster und zweiter Klasse führte, zugeschlagen. Der Zeiger der Bahnhofsuhr glitt auf 50. Der Beamte wollte gerade das Zeichen zur Abfahrt geben, als an der Sperre Bewegung entstand: In langen Sprüngen rannte ein Passagier, der sich verspätet hatte, über den Bahnsteig. Ein hoch aufgeschlossener Mensch in Paletot und Melone näherte sich keuchend und mit fahrigen Bewegungen, in der Hand ein schwarzes Köfferchen, gab den Damen am Fenster ein Zeichen und deutete dem Schaffner an, daß er noch in dieses Abteil zu kommen wünsche. Der Beamte riß dann auch eilig die Tür auf und schob den Mann mit einem Ruck hinein. Während er die Tür zuwarf, gab er das Fertig-Signal. Gleich darauf setzte sich der Expreß sanft in Bewegung.

Unwillig empfing die Marchesa den Eintretenden.

„Wo bleiben Sie denn so lange?"

Ciapelletto aber war eine Zeitlang völlig unfähig, ein Wort hervorzubringen, schnappte nach Luft und wischte sich schwer atmend den Schweiß von der Stirn. Dazu preßte er die Hand gegen sein Herz und gab seinem Gesicht einen gequälten und ängstlichen Ausdruck, der etwas komisch wirkte. Endlich raffte er sich auf, entledigte sich seines Paletots, verbeugte sich, küßte der Marchesa die Fingerspitzen und flüsterte:

„Verzeihen Sie ganz über mich!"

„Was war denn los?" wollte sie, immer noch ungnädig, wissen. „Hat sie jemand aufgehalten?"

„Allerdings. Tatsächlich. Ich bin aufgehalten worden. Frau Marchesa wollen tausendmal verzeihen — man sprach mich an, man trat mir in den Weg . . ."

„Wer denn?"

„Ein Pressemann, ein Herr von Ruf, den ich nicht einfach abfertigen wollte, der wußte, welche wichtige und vornehme Tätigkeit bei der geschätzten Marchesa auszuüben ich die Ehre habe . . ."

„Natürlich. Sie konnten die Gelegenheit, sich aufzuspielen, nicht an sich vorübergehen lassen. Und haben natürlich meine Reise nach Budapest an die große Glocke gehängt, so daß irgendein Schmierblatt . . ."

„Schmierblatt?" Der Sprecher hob beschwörend die Hände. „Wo denken Sie hin, Frau Marchesa! Ich unterhalte keine dunklen Beziehungen! Nein, nein — es handelt sich um eine der größten Zeitungen, und Sie kennen doch die Rubrik: Aus der Gesellschaft. Eine kleine Orientierung der Oeffentlichkeit ist die schönste Frau Roms ihrem Ruf und Ansehen wohl schuldig . . . wahrhaftig!"

„Ich kann mir das Gefasel, das Sie da verbrochen haben, schon vorstellen."

„Gefasel! Ich — Baldassare Ciapelletto, Haarkünstler der vornehmen Welt und Inhaber des renutiertesten Damensalons, der heute das Vergnügen hat, die Marchesa von Grimani im Expreßzug zu frisieren . . ."

„. . . weil er mich gestern im Stich ließ, jawohl. Aber beeilen Sie sich — Sie müssen bis zur nächsten Station fertig werden, ich nehme Sie nicht weiter mit. Schwätzen Sie also nicht lange . . ."

Gekränkt öffnete der Friseur sein Köfferchen, brachte blitzende Instrumente zum Vorschein, legte einen seidenen Friseurmantel um die Schultern der Dame und begann mit seinen langen weißen Händen ihr Haar zu lösen.

Sie blickte sich nach ihrer Gesellschafterin um. „Nun bin ich für die nächsten zwei Stunden verlorat! Sie können solange in ein Nebenabteil gehen und lesen, Fräulein Wendland, ich brauche Sie nicht. Ich kann Ihnen nicht zumuten, dieser langweiligen Zeremonie beizuwohnen." Und nickte freundlich verabschiedend.

*

Dagmar Wendland schlenderte ein wenig durch den Gang des D-Zug-Wagens, blieb dann vor einem der breiten Fenster stehen und schaute in die Landschaft nach dem Bergen, Wäldern, Flüssen und Dörfern, die in der Morgensonne schimmerten. Auf Dagmar schien das romantische Bild großen Eindruck zu machen: ein wenig träumerisch lehnte sie am Fenster, den Kopf der Weite zugewandt, ganz dem Schauen und ihren Gedanken hingegeben. Sie verfiel einige Zeit. Plötzlich aber war ihr, als empfinde sie eine Störung: sie wurde unruhig, wandte schließlich den Kopf — und blickte geradeswegs in das Gesicht eines Herrn, der einziger Insasse des Zweiter-Klasse-Abteils war. Sie stand direkt vor ihm. Er hatte sie offenbar eindringlich betrachtet. Jetzt aber, da sie ihn ansah, erhob er sich und sagte mit halblauter Stimme:

„Fräulein Wendland . . .?"

Dagmar, sehr erstaunt, reichte ihm die Hand. „Ich, Herr Doktor Zorn, wie kommen Sie denn hierher?"

„Ja . . .", er stockte, „das ist eine Sache für sich. Wollen Sie sich nicht zu mir setzen?"

Sie folgte seiner einladenden Handbewegung, ließ sich ihm gegenüber nieder und betrachtete ihn lächelnd: Er war der Typ des jungen Wissenschaftlers, aufgeschossen und schmal, achtundzwanzigjährig vielleicht. Vor klugen, hellen Augen trug er eine goldgefaßte Brille. Er strich sich leicht verlegen über das Haar und sagte dann:

„Naten Sie mal, warum ich hier bin?"

„Schwer zu sagen, Herr Doktor — dafür kennen wir uns zu kurz."

„Gestern, Erst seit letzten Mittwoch. Wissen Sie noch?"

„Natürlich, in der Gemäldegalerie."

„Na, hübsch war das."

„Sehr hübsch. Na, ich habe ja keine großen Kenntnisse bewiesen, aber ich tröstete mich, als ich erfuhr, daß Sie Dozent für Kunstgeschichte sind — da konnte ich mich ja ruhig belehren lassen. Und zudem freute ich mich einen Deutschen zu treffen."

„Ging mir genau so. Und es war wirklich nett von Ihnen, mit mir am selben Abend ins Theater zu gehen. Ich habe mich gefreut. Jetzt will ich Ihnen auch Aufschluß geben, warum ich hier bin." Seine Augen leuchteten. „Sie haben mir erzählt, daß Sie Ihre Marchesa nach Budapest begleiten müßten — und ich war sehr betrübt darüber. Aber dann, Fräulein Wendland, kam mir der Gedanke, meine Studienreise nach Budapest auszudehnen — Ungarn war sowieso einmal vorgesehen — und . . ."

„Aha!" Dagmar zwinkerte mit den Augen. „So ist das also! Studienreise ausdehnen . . . Na, hoffentlich werden Sie nicht enttäuscht. Es ist nämlich noch nicht so sicher, ob wir lange in Budapest bleiben."

„Ach?"

„Ja. Die Frau Marchesa ändert ihre Pläne oft von heute auf morgen."

„Aber Sie erzählten mir doch, daß Ihre Dame eine wichtige Sache zu erledigen habe . . . ."

„So hieß es. Aber Sie kennen sie nicht. Sie ist bisweilen unberechenbar."

„Fühlen Sie sich denn überhaupt bei ihr wohl?"

„Warum nicht? Die Stellung ist zum mindesten interessant, und ich bekomme etwas von der Welt zu sehen."

„Schön. Gewiß." Doktor Zorn schwieg eine Weile. Dann fing er wieder an: „Und womit beschäftigt sich Ihre Marchesa im Augenblick?"

„Lassen Sie mich ausreden, Verehrte! Wenn eine Dame sich einen Friseur erwählt hat, so kann man ihn sozusagen als ihren Typ bezeichnen. Und infolgedessen versteht er auch zu beurteilen . . . Nein, ich hätte da eine andere Dame für Sie in Aussicht gehabt, ich habe sie Ihnen wärmstens empfohlen, ein Ideal von Gesellschafterin. Hätten Sie auf mich gehört . . ."

„Ach, daher Ihre Abneigung gegen Fräulein Wendland! Sie wollten eine Freundin bei mir anbringen, und das mißlang — Sie sind ein schrecklicher Mensch, Baldassare."

„Mögen Sie Ihre Wahl nicht bereuen, Frau Marchesa", fuhr er feierlich fort und fügte ahnungsvoll hinzu: „Ich habe das Gefühl, es schwebt etwas in der Luft. Trauen Sie dem Fräulein nicht zu viel! Nur ein kleiner uneigennütziger Rat, nicht mehr — nehmen Sie es mir nicht übel."

„Unsinn, Baldassare, ich verbiete Ihnen, so zu sprechen. Fräulein Wendland ist mir lieb und recht. Verstehen Sie?"

In diesem Augenblick wurde die Tür des Abteils geöffnet. Ein Herr trat ein. Der Friseur stellte sich ihm aber sofort mit ausgebreiteten Armen, als ob er die Marchesa schützen wolle, entgegen und sagte kühl: „Das Abteil ist reserviert, mein Herr."

Der Angeredete — hochgewachsen und breitschultrig — Haltung und scharfe Gesichtszüge sowie das kleine Ordensband im Knopfloch verrieten sofort den alten Offizier — schob den Haarkünstler einfach beiseite, trat zu der Marchesa, verneigte sich, küßte ihr die Hand und sagte:

„Meine Aufwartung, Marchesa", und mit einem Blick auf den verdutzten Ciapelletto: „Wer ist denn dieser Mensch?"

Die Marchesa beruhigte den Empörten, indem sie lachend erwiderte:

„Mein Friseur, lieber Oberst, ein notwendiges Uebel, leider."

Tiefgekränkt packte Baldassare sein Köfferchen zusammen. Grollend erklärte er:

„Dann darf ich wohl bitten, Frau Marchesa, mich meiner Dienste zu entheben." Er machte Miene, sich zu entfernen.

„Seien Sie nicht so empfindlich!" beschwichtigte die Marchesa. „Sie wissen, daß ich Sie brauche. Dies sollte genügen. — Und nun zu Ihnen, Herr Oberst — wenn es Sie nicht stört, können Sie mir ja ein bißchen Gesellschaft leisten — wie gesagt, falls die Haarprozedur nicht Ihr Mißfallen erregt."

„Aber wo denken Sie hin!" Der Oberst — er hieß Alessandro Rosso und hatte schon vor einigen Jahren seinen Dienst quittiert — lächelte höflich und setzte sich auf das Polster der Marchesa gegenüber. Der Friseur hatte sein Werk bereits wieder in Angriff genommen, vermied es aber aufs peinlichste, den Obersten auch nur mit einem Blick zu würdigen.

„Darf ich mir eine Zigarette anzünden?" fragte Rosso. Die Marchesa nickte gewährend.

Nach den ersten paar Zügen begann Rosso wieder das Gespräch:

„Sie sehen, Marchesa, ich habe mein Versprechen wahr gemacht."

„Ich habe das nicht anders erwartet, lieber Oberst. Ich bin froh, daß Sie mich nicht allein lassen. In Budapest werde ich Ihre Hilfe gebrauchen können: sicher, es ist eine heikle Sache. Ich bin Ihnen sehr dankbar."

„Uebrigens sehen Sie heute wieder entzückend aus", sagte der Oberst jetzt unvermittelt und lächelte die Marchesa an, die immer noch im weißen Friseurmantel dalag und ihre Frisur durch den beleidigten Haarkünstler gestalten ließ.

„Schmeichler! Das sagen Sie so wie alle Männer. Eine Phrase!"

„Aber nein! Aber doch! Wenn ich mit Ihnen verheiratet wäre, würden Sie bald still werden — wissen Sie, ich habe Erfahrung."

„Es gibt gute und schlechte Erfahrungen, Marchesa. Ich würde mich gern bemühen, Ihre Erfahrungen zu verbessern."

„Aber, nein! Ich habe Angst. Und zudem liegt mir die ganze Budapester Ge-

Meeresstrand

Von Theodor Storm

Ans Haff nun fliegt die Möve,
Und Dämmerung bricht herein;
Ueber die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gärenden Schlammes
Geheimnisvollen Ton,
Einsames Vogelrufen —
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind . . .

Erntezeit - Arbeitszeit

(v. Perckhammer, Zander-M.)

schichte im Magen. Wenn die nur erst geordnet wäre! — Uebrigens wissen Sie genau, daß ich nicht mehr heiraten kann."

„Wegen . . ." Er stockte und warf einen Blick auf den Friseur, der tat, als verstünde er nichts von der Unterhaltung.

„Ja, deswegen. Aber reden wir von etwas anderem! Werden Sie mich zum Essen in den Speisewagen holen?"

„Natürlich. Ich bin immer für Sie da. Ich freue mich schon darauf. Man plaudert selten mit jemand so reizend wie mit Ihnen." „Sind Sie meiner Gesellschafterin schon begegnet?"

„Ich sah sie soeben. Sie sitzt in einem Abteil mit einem Herrn zusammen."

„Ah? So schnell Bekanntschaften? Das finde ich ja überraschend."

„Ich gar nicht", lag es dem Friseur auf der Zunge, aber er unterdrückte die Bemerkung und verzog nur geringschätzig die Mundwinkel.

„Eine angenehme Person, scheint mir", lobte der Oberst. „So oft ich sie in Ihrem Hause traf, gefiel sie mir."

„Verlieben Sie sich nicht!" Die Marchesa drohte mit dem Finger, aber Oberst Rosso erwiderte höflich: „Ich habe mein Herz bereits Ihnen zur Verfügung gestellt."

In diesem Augenblick sagte der Friseur mit kunter und rauher Stimme:

„Fertig." Ohne eine Antwort abzuwarten, packte er seine Instrumente zusammen.

„Schon fertig?" fragte die Marchesa erstaunt und besah sich im Spiegel.

„Gewiß, Außerdem naht die Station, und ich muß aussteigen."

„Wirklich wundervoll!" Der Oberst betrachtete eingehend das neue Werk, wandte sich dann an den Friseur und erklärte, um ihn wieder besser zu stimmen:

„Das haben Sie fein gemacht. Sehr hübsch, sehr elegant! Ich gratuliere. Ich werde Sie weiterempfehlen."

„Bitte sich nicht zu bemühen, mein Name ist hinreichend bekannt", erwiderte Baldassare Ciapelletto unversöhnlich und verließ nach einer tiefen Verbeugung vor der Marchesa das Abteil.

„Ein empfindlicher Mensch", meinte sie, „aber er wird sich wieder beruhigen." Und nach einer Weile: „Ich bin Ihnen so dankbar, daß Sie mich begleiten, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr. Die Aussprache mit der Verwandtschaft meines Mannes geht mir schon im voraus auf die Nerven — wie lange habe ich mich dagegen gewehrt, jetzt konnte man es nicht mehr verhindern — entweder ich muß zu ihnen, oder sie kommen zu mir. Das letzte wäre mir sehr unangenehm gewesen und so . . ."

„. . . wurde Budapest gewählt."

„Ja, die Leute leben so alle da unten im Balkan, ganz versteht. Ich kenne sie nicht einmal."

„Welcher Termin ist eigentlich für die Zusammenkunft festgesetzt?"

„Noch kein ganz bestimmter — ich schrieb ihnen, daß ich dann von Budapest aus Nachricht geben würde. Ich muß mich erst einmal eine Weile allein umsehen. Ich weiße zwar nicht, daß die Auseinandersetzung zu meinen Gunsten ausgeht. Aber Testamentsangelegenheiten sind immer peinlich und unangenehm . . ."

„Sie können ganz auf mich zählen, Marchesa — Sie wissen, ich bin Ihr Freund. Und war es immer schon."

„Ja, Sie haben recht — ich hätte es . . . damals besser überlegen sollen." Ihre Stimme zitterte ein wenig, gewann aber sofort wieder ihre Sicherheit, als sie fortfuhr: „Mein Mann und ich wir haben uns ziemlich schlecht verstanden — unsere Charaktere waren zu verschieden."

„Nun, Sie können ja wieder heiraten. Sie sind doch frei . . ." Oberst Rosso suchte ihre Hand, aber sie entzog sie ihm und gab fast schroff zurück:

„Frei? Das scheint nur so. Mein Mann hat in seinem Testament Vorsorge getroffen: Wenn ich wieder heirate, verliere ich das gesamte Vermögen. Das ist nicht mehr zu ändern. Ich muß die Konsequenzen tragen. Nun, ich werde eben unvermählt bleiben."

*

Zwischen Florenz und Bologna saß die Marchesa mit Oberst Rosso zusammen, so daß Dagmar entlastet war und an Dr. Zorns Tisch Platz nehmen konnte; vorher stellte sie ihn der Marchesa vor, die den Doktor erst von oben herab, dann aber, als sie hörte, daß er Wissenschaftler und gar Dozent sei, mit respektvoller Achtung behandelte.

Um 17,20 Uhr erreichte der Expreß Venedig, wo einige Reisende einstiegen und auch der Schlafwagen angehängt wurde. Der Oberst ging sofort daran, der Marchesa und sich Plätze zu sichern, und suchte den Schlafwagenschaffner auf. „Wenig, Sie können alle Abteile noch aussuchen. Bis jetzt sind nur zwei besetzt, Nummer 101 und 102."

„Also für zwei Personen", verlangte der Oberst. „Für Marchesa Francesca von Grimani und für mich, Oberst Rosso."

„Jawohl, Herr Oberst. Ich reservriere also vorläufig für Sie die Nummer 103 und für die Dame 104. Ist es Ihnen so recht?"

„Schön, schön! Ich danke Ihnen." Rosso ließ das Gepäck noch herbeischaffen und ging dann wieder zu der Marchesa.

Beim Abendessen saß Dagmar wieder mit Dr. Zorn zusammen. Sie freute sich über seine Gesellschaft, lachte, unterhielt sich lebhaft, während der junge Wissenschaftler eifrig dem Wein zusprach und in gehobene Stimmung geriet. Plötzlich kam ein Herr in hellgrauem Anzug an den Tisch, sagte:

„Ist hier noch frei? Gestatten Sie!" Obwohl Dr. Zorn seinem Gesicht sofort einen ablehnenden und kühlen Ausdruck gab, beachtete der Störenfried dies nicht, sondern setzte sich zu ihnen und versuchte abendrein, ein Gespräch anzuknüpfen, indem er sich vorstellte:

„Stanley, William Stanley." Er sprach mit sonorer Stimme und unverkennbar amerikanischem Akzent.

Dr. Zorn murmelte etwas Unverständliches, während Dagmar befangen nickte.

„Sie kennen mich wohl nicht?" fragte der Amerikaner und setzte, da er keine Antwort erhielt, hinzu: „Aber Sie kennen sicherlich die New York Times? Ja? Sehen Sie, das gehört mir, dazu noch ein halbes Dutzend anderer Blätter. Ich bin Verleger."

„Ah, wie interessant!" entfuhr es Dagmar, und Dr. Zorn feinerseits konnte seine Bewachtung einem so bekannten Zeitungsverleger, um nicht zu sagen Zeitungskönig, kaum noch verfagen. Rasch sahen sie und amerikanisch sah dieser Mr. Stanley übrigens aus — große Figur in grauem Flanellanzug, weiches farbiges Hemd und gleicher Kragen, das Gesicht leicht gerötet und glattrasiert, lustige graue Augen und an den Schläfen ergraute Haare. Er kniff die Augen zusammen und sagte:

„Ja, das bin ich, und Sie beide sind, wie ich schätze, ein Liebespaar." Eine Bemerkung die Dr. Zorn die Röte ins Gesicht trieb, ihn aber doch veranlaßte, Dagmar vorzustellen und seinen eigenen Namen zu nennen.

„Dozent für Kunstgeschichte", setzte er hinzu.

„Ich freue mich", gab der Amerikaner in deutscher Sprache zurück. „Uebrigens Kunst: unter uns gesagt, eine überflüssige Angelegenheit."

Dagmar lachte und verschluckte sich am Wein, so sehr vergnügte sie die zunehmende Erregung Dr. Zorns, der bemerkte:

„Eine sonderbare Einstellung, Mr. Stanley. Gerade Sie als Zeitungsmann . . ."

„Gerade ich muß wissen, was das Publikum will, also Kunst schon mal gar nicht."

„Was dann?"

„Interessante Neuigkeiten, Kriminalfälle, Sensationen und was es auf dieser Linie sonst noch alles gibt. Und vor allem: „Liebe, viel Liebe. Ich trinke auf Ihr Wohl, meine Herrschaften."

„Sie reisen auch nach Budapest?" wollte Dagmar wissen.

„Ja. Ich befinde mich auf einer Inspektionsreise meiner europäischen Agenturen. Wissen Sie, man muß von Zeit zu Zeit nachsehen, damit Tempo in die Geschichte kommt. Und Budapest liegt mir besonders am Herzen. Ich bin nämlich auch Besitzer der „Neuen Pester Chronik". — Was ich sagen wollte: Kennen Sie die Dame dort?" Der Amerikaner deutete auf die Marchesa, die mit dem Obersten zusammensaß und in ihren langen schwarzen Atlaskleid festlich aussah.

Dagmar gab Auskunft, und der Amerikaner sagte:

„So sehen bei uns Bardamen aus."

Dagmar und Zorn erschraken über diese Bemerkung, mit der es ihm offenbar nicht ganz ernst war; denn er betrachtete die Italienerin mit unverhohlenem Interesse. „Und wie wurden Sie mit der Dame bekannt, Fräulein Wendland?"

„Ich bin ihre Gesellschafterin."

„Die Antwort verschlägt bei dem Amerikaner nicht die geringste Verlegenheit. Unbeirrt fuhr er zu fragen fort: „Die Dame scheint reich zu sein?"

„Sicherlich."

„Und der Herr an ihrem Tisch?"

„Oberst Alessandro Rosso — er ist mit ihr befreundet."

„Ah, so ist das. Eigentlich habe ich nicht gewußt, daß man im Speisewagen Gesellschaftstoilette trägt. Bei uns ist das nicht Sitte." Er wandte sich gleich darauf einem anderen Thema zu und sprach über Erlebnisse und Beobachtungen in Venedig, für die Dagmar nur wenig Interesse zeigte. Denn unwillkürlich wurde ihre Aufmerkfamkeit auf einen Tisch — nächst dem der Marchesa — abgelenkt, genauer gesagt: auf einen Herrn, der dort mit einem Japaner zusammen speiste. Es war ein schwarz gekleideter Mann, der sonderbar exotisch aussah; gelblichfahle Gesichtsfarbe, dünnlippiger Mund, hohe, zurückfliehende Stirn und dunkles Haar. Sein Alter ließ sich schwer bestimmen. Am bemerkenswertesten waren die Augen — zwei stechend blickende kohlschwarze, geradezu unheimliche Augen. So wenigstens kam es Dagmar vor. Und so sehr sie sich auch zwang, ihren Blick nicht mehr dorthin zu richten: immer wieder begegnete sie diesen Augen, die unablässig herüberstarrten. Sie vermochte sich das nicht zu erklären, ärgerte sich, daß sie über den Fremden Vermutungen anstellte — wer und was er sei und weshalb er wohl so offensichtlich und starr zu ihr herüberblickte.

„Warum sind Sie denn so abwesend, Fräulein Wendland?" Diese Bemerkung Dr. Zorns rief sie zurück. Verwirrt gab sie irgendeine unklare Auskunft und suchte sich nun mit auffallendem Interesse an der Unterhaltung zu beteiligen, geriet aber nach wenigen Minuten erneut ins Sinnieren.

Fortsetzung folgt.

Schluß des Romans: **„Ich war Zeuge, als sie . . ."**

für das unsere in Tausch genommen, war erkrankt, sie konnte sich nicht entschließen, abzureisen, weil der Arzt darauf bestand, das Kind im Krankenhause zu behandeln. Die Zeit drängte. Ich fühlte, wie von Ihnen in Berlin die Schlingen gelegt wurden, in denen wir alle uns fangen mußten, wir brannte in Nizza der Boden unter den Füßen, ich wollte wenigstens Claudia retten, indem ich sie zur Abreise zwang. Wäre es mir gelungen, sie mit dem Kinde aus Berlin zu entfernen, vielleicht wäre manches nicht ans Licht gekommen . . . Sie sollte fort, kostete es, was immer! Ich mußte also selbst nach Berlin, gleichzeitig aber wollte ich mir ein Alibi schaffen, daß ich Nizza nicht verlassen habe; man durfte mich in Berlin nicht gesehen haben, sonst konnte mein Kartenhaus einstürzen. Schon hatten Sie die Frau Vogelhut und die Schauspielerin Horst verhaftet! Ich zitterte, trotzdem mich die beiden Frauen nicht verraten konnten, denn sie hatten von meiner Existenz keine Ahnung. In allen Dingen war immer Dr. Höffner der Handelnde und der Auftraggeber, den jedoch auch die Frau Vogelhut nicht unter seinem wahren Namen kannte. Und Malga Horst hätte ihren Verlobten um keinen Preis angegeben. Aber Sie — Sie deckten mit unheimlicher Sicherheit Tatsache um Tatsache auf, trotzdem ich hoffte, in Berlin noch alles ordnen zu können, dann nach Nizza zurückzukehren und im Ausland zu bleiben. Man konnte mich keines Verbrechens bezichtigen, um dessentwillen mich die französische Behörde ausgeliefert hätte. Plötzlich höre ich, daß auch der Kommissar Severin nach Berlin reist! Jetzt war es höchste Zeit, daß ich Claudia und das Kind aus Berlin entfernte. Ich täusche in Nizza einen Sturz vom Pferde vor, ich bewege im Verein mit Dr. Höffner den Sanitätsrat zu einer Komödie, deren Sinn er nicht ahnte. Er hat sich dann, um mich zu retten, einer falschen Aussage schuldig gemacht er möge mir verzeihen. Von der Aerztekammer wird er nichts zu fürchten haben, denn er ist so wenig Arzt, wie Fräulein Horst Gräfin ist. Die beiden sind Kollegen, denen ich rechtzeitig meinen entsprechenden Dank ausdrücken konnte . . . Um mein Krankenzimmer ungestört und in Verkleidung verlassen und wieder betreten zu können, schickte ich meine Frau mit Kind und Amme nach Cap Martin; dann fuhr ich, von Dr. Höffner begleitet, mit dem Expreßzug nach Berlin, in welchem sich gleichzeitig der Kommissar Severin befand, der uns nicht entdeckte.

Wir kommen nach Berlin. Wir ahnen, daß Frau Morellis Haus überwacht wird, daß Frau Vogelhut schon mit der Polizei in Berührung gekommen ist. Zufällig kann Dr. Höffner die Vogelhut am Tage ihrer Freilassung noch kurz telefonisch sprechen; er hört, sie will fliehen, er schickt ihr einen ausführlichen Brief in die Pension und bittet sie, ihn zu Frau Morelli zu tragen. Denn weder ich noch Höffner wagten es, bei Claudia anzurufen, geschweige tagsüber zu ihr zu gehen. Frau Vogelhut überbringt den Brief an Claudia, die endlich am selben Abend zur Abreise bereit ist, verrät aber unglücklicherweise Ihren Polizisten, die sich am Tor zu schaffen machten, die Stunde, zu der ich Claudia abholen wollte.

Ich erscheine um elf Uhr nachts, um sie selbst aus der Wohnung zu holen. Ich trete ein, aber ihr rechtzeitiger Aufschrei warnt mich und sollte mich retten. Ich rase die Treppe hinunter, höre hinter mir Schritte poltern, jemand kommt näher, holt mich ein, hält mich fest — es ist der Kommissar Severin, der mich erkennt und nicht losläßt. Verzweiflung, Scham, Angst und Entsetzen verleihen mir Riesenkraft. Mit ungeheurer Wucht lasse ich meine Faust auf seine Stirn niedersausen, ein Schlag, der den kleinen Mann taumeln macht — er stürzt beim Ringen über die Treppe. Ohne mich umzuwenden, eile ich aus dem Haus, durch den Garten in mein Auto und glaube mich gerettet!

Sie — Sie allein haben mich vernichtet! Sie dürfen sich dessen rühmen! Ich bewundere Ihren Spürsinn. Mich selbst haben Strafe, Reue und Einsamkeit gelehrt, daß niemand die gottgewollte menschliche Ordnung zerbrechen darf, ohne von der Wucht des Gesetzes zermalmt zu werden.

Ihr

Franz Graf von Sch.

E n d e.

2. Fortsetzung

Attentat auf den Expreß Nr. 59

Ein Kapitalverbrechen und eine Justizkomödie

Ein Tatsachenbericht von Hanns Holz

Sheriff Romfa war jetzt bedeutend weniger erfreut als vorhin. Andererseits hatte es keinen Zweck, mit der Weisheit hinter dem Berge zu halten.

„Wir haben eine bestimmte Spur", gab Sheriff Romfa darum auch zu, „in der Nähe des Tatortes ist ein Mann gesehen worden, dessen Beschreibung genau auf Tom Vernon paßt, der Ihnen ja wohl nicht unbekannt ist, Herr Kollege . . ."

Statt einer Antwort zog Higgins die Photographie aus der Tasche und reichte sie dem Sheriff.

„Der ist es, nicht wahr?"

„Jawohl", nickte der Sheriff, „wir erfuhren, daß der Mann, bevor er sich in die Nähe des Tatortes begab, in Denver aufgehalten haben muß. Denn dort ist er gesehen worden . . ."

„Dann suchen wir also beide denselben Mann", ergänzte Higgins, „denn die beiden Damen hier haben ebenfalls Tom Vernon in der Nähe des Ortes, an dem das Attentat auf den Expreßzug Nr. 59 erfolgte, gesehen. Wir haben weiter erfahren, daß sich Tom Vernon dann von Los Angeles nach Denver begeben hat. Von Denver aus muß er allerdings weiter gezogen sein. Denn das Attentat auf den Portland Flyer ereignete sich, soweit ich weiß, genau in der entgegengesetzten Ecke des Staates Wyoming . . ."

„Ueberlassen Sie mir den Verbrecher . . ."

Beide schwiegen eine Zeitlang und hingen ihren Gedanken nach. Schließlich griff Higgins das Gespräch wieder auf.

„Wir werden uns also beide bemühen, in Denver eine neue Spur von Tom Vernon zu finden . . ."

„Und wenn wir ihn gefunden haben?" fragte der Sheriff.

„Dann werden wir verhaften", sagte der Inspektor.

Der Sheriff verfiel in tiefes Nachsinnen. Nach einiger Zeit meinte er überlegend: „Es ist ja unwahrscheinlich, daß wir beide zur selben Zeit auf Tom Vernon stoßen. Irgendeiner von uns wird wohl zuerst zur Stelle sein. Falls Sie der Glückliche sein sollten, richte ich schon jetzt eine Bitte an Sie, Herr Kollege . . ."

„Welche Bitte?" fragte der Inspektor.

„Die Bitte, mir den Mann zu überlassen", sagte der Sheriff Romfa.

Inspektor Higgins blickte überrascht auf.

„Diese Bitte ist ungewöhnlich", sagte er dann, „und ich nehme an, daß Sie ganz bestimmte Gründe dafür haben . . ."

„Gewiß", bestätigte der Sheriff, „ich will Sie Ihnen auch gern nennen. Sehen Sie, wenn ich den Mann verhafte, kommt er vor ein Gericht des Staates Wyoming. Verhaften jedoch Sie ihn, dann wird er von einem kalifornischen Gericht verurteilt . . . Das ist der Grund . . ."

„Ich verstehe trotzdem noch nicht", sagte Higgins kopfschüttelnd, „es kann doch gleichgültig sein, ob der Mann zuerst von einem Gericht des Staates Wyoming oder von einem kalifornischen Gericht verurteilt wird . . ."

„Eben nicht", fiel ihm der Sheriff ins Wort, „denn in Wyoming kommen Eisenbahnattentäter an den Strang, in Kalifornien aber steckt man sie nur ins Gefängnis . . ."

Inspektor Higgins blickte dem andern gerade in die Augen.

„Glauben Sie mir, Sheriff", sagte er dann, „daß ich dem Kerl wahrhaftig den Strang gönne. Wenn es nach mir ginge, würde ich Ihnen den erbetenen Gefallen bestimmt erweisen — schon um den Kerl hängen zu sehen. Aber ich darf es nicht tun. Meine Pflicht schreibt mir vor, den Verbrecher vor ein kalifornisches Gericht zu bringen. Denn ich bin ein Beamter des Staates Kalifornien . . ."

Der Sheriff nickte.

„Ich dachte es mir, daß Sie so antworten würden", sagte er, „nun — dann werde ich mich eben bemühen, der erste zu sein . . ."

Zufall — der grosse Detektiv

Gleich nach der Ankunft in Denver nahm Higgins seine Nachforschungen auf. Zunächst wandte er sich an die örtlichen Polizeibehörden, die ihm jedoch nur bestätigen konnten, was er bereits von Sheriff Romfa erfahren hatte: daß nämlich Tom Vernon in Denver gesehen worden sei. Aber die Polizei hatte nicht feststellen können, wohin er sich von hier aus gewandt hatte.

Darauf machte sich Higgins wieder daran, die Speiselokale von Denver der Reihe nach aufzusuchen, um festzustellen, ob hier der Mann mit dem herabhängenden Augenlid gesehen worden sei. Nein, man konnte ihm keinerlei Hinweise geben.

Ein Bild flatterte zu Boden

Joan Potter und Mary Pardue vertrieben sich die Zeit, so gut es ging. Am fünften Tage ihres Aufenthaltes in Denver wurde ihnen die Sache zu langweilig. Sie beschlossen, den Inspektor in seiner Pension aufzusuchen und ihm mitzuteilen, daß er von heute an ohne ihre Mitwirkung die Suche nach Tom Vernon vornehmen müsse. Die Pensionsinhaberin setzte ein etwas indigniertes Gesicht auf, als ihr die beiden Damen erklärten, daß sie den Herrn von Zimmer Nr. 9 sprechen wollten. Erst als Joan und Mary diesen Befehl als wirklich dringend bezeichneten, ließ sie sich herbei, die Damen auf Higins Zimmer zu geleiten.

Sie blieb jedoch in der Tür stehen, um sich davon zu überzeugen, daß es sich um einen wirklich harmlosen Besuch handelte.

Als Joan und Mary ihre Mitteilung gemacht hatten, stand Higgins wütend auf und schleuderte seine Brieftasche auf den Tisch.

„Gut", sagte er, „gehen Sie also, ich kann Sie nicht halten".

Er bückte sich nach dem Bilde Tom Vernons, daß ihm bei der heftigen Bewegung auf die Erde gefallen war. Aber die Wirtin war ihm schon zuvorgekommen und reichte ihm das Bild zurück. Im letzten Augenblick allerdings zuckte ihre Hand etwas, und staunend sah sie auf die Photographie.

„Nein, so etwas!" sagte sie ganz verblüfft. Der Inspektor sah sie überrascht an.

„Kennen Sie etwa diesen Mann?" fragte er.

„Aber gewiß", erklärte die Pensionsinhaberin sofort, „er hat doch ein paar Tage bei mir gewohnt. Sogar in diesem Zimmer! Ist das nicht merkwürdig?"

„Merkwürdig ist gar kein Ausdruck dafür", rief Higgins zur Antwort und tanzte vor Freude hin und her. „Der Herr ist nämlich, wie Sie sich sicherlich schon gedacht haben, ein naher Verwandter von mir. Ich hätte ihn gern einmal gesprochen . . ."

Auf nach Oklahama!

„Leider ist er schon weggefahren. Am — am vierten Sie mal, es war an dem Tage, bevor das Attentat auf den Portland Flyer erfolgte."

„Was Sie nicht sagen!" frohlockte Higgins, „und wohin ist der Herr gereist? Wissen Sie es vielleicht?"

„Gewiß, mein Herr, nach Oklahama. Er hat mir sogar seine Adresse hier gelassen, damit ich ihm die Post nachsenden kann . . ."

Sie schlürfte in die Küche hinaus, um nach der Adresse zu suchen.

„So ein Dusel", jubelte Higgins und umarmte vor Freude die beiden lmerten Girls. „habe ich es nicht immer gesagt, daß der Zufall der beste Detektiv ist . . .? Muß der Kerl ausgerechnet hier gewohnt haben!"

„Aber, mein Herr", erklang die Stimme der Pensionswirtin verweisend.

„Ach so". Inspektor Higgins ließ Joan und Mary wieder los und machte einen schuldbewußten Eindruck.

Die Pensionswirtin reichte ihm die Adresse.

„Hier . . ."

„Danke", erwiderte Higgins mit höflicher Verbeugung, „und dann darf ich wohl höflichst um meine Rechnung bitten . . ."

„O. Sie verreisen?" fragte die Wirtin enttäuscht.

„Gewiß, nach Oklahama".

In diesem Augenblick kam es eine Pensionswirtin, die aufs tiefste bedauerte, einem ihrer Mieter gefällig gewesen zu sein.

Flucht vor Sheriff Romsa

Gerade als Higgins das Haus verließ und sich mit seinen kleinen Köfferchen unter dem Arm zu dem Hotel begeben wollte, in dem Joan und Mary abgestiegen waren, lief ihm Sheriff Romfa über den Weg.

„Sie reisen ab?" fragte er erstaunt und mit einem Blick auf den Koffer.

„Ja", nickte Higgins, „ich fahre wieder nach Hause. Ich gebe die Jagd auf Tom Vernon einstweilen auf . . ."

„Gut", sagte er, „gehen Sie also, ich kann Sie nicht halten".

Er blick

Welt ohne Sonne

Ferien ohne Reise / Von Maria Kirchgeßner

Wenn man kein Geld hat, muß man eben zu Hause bleiben. Das ist traurig, und doch werden sich auch in diesem Sommer viele Familien mit dem Gedanken vertraut gemacht haben, zum Sommeraufenthalt mit den Kindern nicht verreisen zu können, weil der Geldbeutel zu leer ist.

Aber soll man deshalb ganz resignieren und die schönen Sommertage samt den kleinen trübseligen hinter den sicher auch trübselig dreinschauenden vier Wänden verbringen? Das darf nun gerade nicht sein, und die Mutter muß sehen, die Ferien sich und den Kindern eben zu Hause eben so schön und erholsam wie möglich zu machen. Daß der Vater mittut, ist selbstverständlich. Väter haben sowieso meist noch mehr Unternehmungsgeist als die geplagte Hausfrau; aber es kommt nun gerade mal darauf an, daß sie selbst mittut, daß sie sich ein wenig frei macht von der täglichen Arbeit und versucht, mit den Jungen zusammen wieder jung zu sein. Es ist nämlich niemals zu spät. Und: den Kindern dürfen die Ferien nicht verdorben werden! Sie müssen Luft haben und Bewegung, denn die Schule stellt nachher wieder ihre Anforderungen.

Als man in der Sommerfrische war, hatte man es sehr bequem. Da lag man im Liegestuhl oder im Gras den ganzen Tag, und die Kinder konnten ohne Gefahr die ländliche Freiheit genießen. In der Stadt geht das nicht so einfach: da muß man selber dabei sein. Also Ausgang mit den Kindern zum nächsten Schwimmbad, zum See oder zum Fluß! Wenn sie nicht schwimmen können, lehre es sie! Was, du kannst selbst nicht schwimmen, vielgeplagte Hausfrau? Du hattest nie Gelegenheit, und jetzt bist du zu alt? Sieh, jetzt hast du Gelegenheit, und zu alt ist man nie! Also lerne schwimmen, und deine Kinder werden sich darüber freuen.

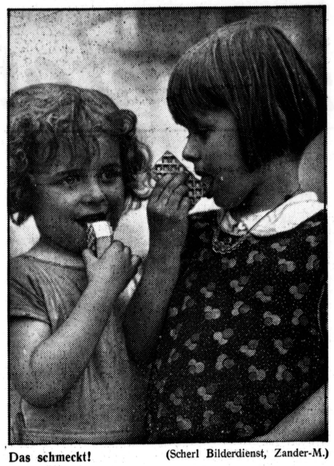
Nach dem Bade gibt es ein Spiel mit dem Ball; es macht ja nichts, wenn die Mutter anfangs etwas ungeschickt dabei ist, sie lernt es schon mit der Zeit. Und dann noch ein wenig Gymnastik. Ja, die Knochen sind steif geworden. Aber das auf- in zwei Wochen machst du die „Kerze"! Wie das die Linie verbessert!

Nachher schadet es gar nichts, wenn du dich behaglich im Schatten lagerst und dir von deinen Kindern das Mahl servieren läßt. Sie tun es sehr sicher gerne und sind stolz auf dich. Natürlich soll die Mahlzeit nicht viel Vorbereitungsarbeit machen. Es geht auch mal ohne warmes Mittagessen. Tomaten- und Gurkenscheiben oder Rettiche aufs Butterbrot und nachher etwas Obst sind erfrischend und gesund. Daraufhin kannst du dir sogar ein Schläfchen leisten.

Der Heimweg wird wenigstens teilweise zu Fuß gemacht. Vielleicht merkst du dann erst, wie hübsch es ist, mit den Kindern mal wochenlang zu laufen, nicht nur an Sonntagen, wo alles voll Menschen ist und ohne Rube. Jetzt ist es schön behaglich, und du hast das angenehme Gefühl, daß es gar keine Eile hat, und daß morgen ausgeschlafen werden darf. Denn es sind ja Ferien. Der Abend sieht dann ein wenig müde aber fröhliche und befriedigte Gesichter. Und die Kinder werden nicht mehr traurig sein, daß sie in diesem Jahr nicht verreisen durften.

Nun ist auch oft ein Garten da — und wenn es nur das kleinste Stückchen Land ist —, der für Mutter und Kind Raum genug gibt zu Luft- und Sonnenbad und zu einem kleinen Spiel. Den Kleinsten macht schon ein Wassereschaff zum Plantschen helles Vergnügen. Du kannst weiter die „Kerze" üben und dich an sonstigen gymnastischen Kunststückchen versuchen. Du wirst braun und geschmeidig werden. Du wirst dich freuen und deine Kinder noch mehr. Vom Vater ganz zu schweigen.

Bedenke: es ist nie zu spät!



Das schmeckt! (Scherl Bilderdienst, Zander-M.)

Fünf Minuten für die Gesundheit

„Flink wie Fische —"

Von unseren Vorfahren wird gewissenhaft berichtet, daß Männer und Frauen, alte und junge, so „flink wie Fische" gewesen seien. Sie waren imstande, stundenlang in eine einfache und natürliche Hygiene. Sie liebten den Schwimmsport. — Und das tat ihnen gut. Denn der Mensch lebt nicht nur auf dem Land oder in der Luft — er braucht als Lebenselement das Wasser. Und er soll sich in ihm tummeln so oft und so gut er kann. Es ist das ein sehr natürlicher, belebender und erfrischender Sport — das Schwimmen, an dem alle einen angeborenen Trieb haben. Wie bei jedem anderen Sport wird auch beim Schwimmen die Ausübung durch jung und alt verschieden sein. Die Jungen sind ehrgeizig, streben nach Rekord und machen den Sport zu einer Schule des Charakters. Das braucht der Alte nicht mehr nachzuahmen. Er ist schon ein wenig steif. Er will sich erfrischen, seine Durchblutung anregen, ohne sich übermäßig anzustrengen. Es ist nicht nötig, daß er noch Beweise von Mut und Ausdauer ablegen muß. Er will sich nur gesund erhalten durchs Schwimmen. Und das tut er. Der Körper in Ganzen wird höchst zweckmäßig belästigt, durchblutet und abgehärtet. Die Lunge wird gepflegt. Sie ist ja eines unserer wichtigsten Organe. Wir atmen durch sie. Das aber geht weniger gut, wenn die Poren durch Staub oder Schweiß verstopft sind. Deshalb soll der Mensch schwimmen „flink wie der Fisch". Die Forderung, überall Schwimmbäder einzurichten, ist genau so wichtig wie die, daß überall genügend frische Luft, Sonne und gesunde Nahrung sei.

„— etwas ins Auge gefallen —"

Das kann passieren, ohne daß man daran denkt. Ein Staubteilchen, ein Insekt. Sie fliegen herum und können nichts dafür, wenn sie gerade ins Auge geraten. Aber — wir sollen es nun nicht schlimmer machen. Nicht viel reiben, nicht sofort nachsehen wollen, was es nun für ein Fremdkörper ist. Die Natur hilft sich selbst. Die Tränendrüsen fangen an zu arbeiten. Das Teilchen, das nicht ins Auge gehört, wird fortgespült nach außen oder durch den Tränenkanal entfernt. Es sucht auch meistens noch, wenn es schon längst heraus ist. Ist aber nun der Reizzustand sehr stark, ist es ernsthaft noch und ist kein Arzt zur Stelle, dann kann man sich selber helfen. Das untere Lid wird stark nach unten gezogen, das obere noch oben. — Und —, wenn man das kann, klappe man das obere um und entferne mit einem nassen tuch möglichst feinen Tuch den Eindringling. Aber dort nichts verloren hat. Gelingt es nicht, dann einen feuchten Umschlag aufs Auge und zum Arzt.

Durch Fremdkörper, die eine Giftwirkung haben, können leicht schwere Augenentzündungen entstehen. Auch durch Licht, durch ultraviolette Strahlen, durch Höhensonne, Sauerstoffgebläse können Entzündungen veranlaßt werden. Da ist es schon besser, gleich zum Arzt zu gehen.

„Haben Sie gut geschlafen —?"

Schließlich ist doch der Schlaf das halbe Leben. Für die Gesundheit ist es von größter Wichtigkeit, daß genügend geschlafen werde. Wer das nicht kann, gefährdet sich. Schlaf ist Muskelspannung für den ganzen Körper, Erholung für Nerven und Sinne. Zeit des Wiederaufbaus. Der Schlaf vor Mitternacht ist der beste. Kinder sollen zumindest 10 Stunden, Erwachene 6 bis 8 Stunden schlafen. Der Schlaf soll möglichst ruhig und tief sein. Deshalb nicht zu dicht vor dem Schlafengehen das Abendessen einnehmen, nicht zu schwer und zu fett essen. Die völlige Entspannung wird am besten erreicht, wenn man möglichst flach liegt, ohne Kopfkissen, mit einem kleinen Kopfkissen. Man soll so nicht sitzen, kann sie auch sehr abwechslungsreich zubereiten. man nicht verschwenderisch sein. Am besten ist, sie als Unterlage auch im Winter zu vermeiden. Sie sitzen zu sehr. Gut ist eine warme Waschung, als Zudeck Wolldecken. Sehr wichtig, daß ein Fenster offen und immer frische Luft im Schlafzimmer ist. Aber keine Zugluft. Bei sehr feuchtem Wetter oder bei Nordostwind Vorsicht mit dem offenen Fenster.

Wer nun an Schlaflosigkeit oder schlechtem Einschlafen leidet, der kontrolliere sich, ob die Füße warm sind. Dann soll er ein heißes Fußbad nehmen. Vielleicht liegt es auch am zu schweren Essen. Alle, die nicht gut einschlafen, sollen vor dem Schlafen ein wenig spazieren laufen. Das tut gut. Waschen kalt ab und lege dich ohne abzutrocknen ins Bett. Es muß einem dabei aber ganz warm sein. Oder man lege einen Wadenwickel an. Ein Handtuch wird zu einem Dreifel naß gemacht und gut ausgewrungen, dann seit um die Wade gelegt, daß die trockene Hälfte die feuchte vollkommen bedeckt. Dann geht es gut mit dem Schlafen, es drückt kein Alp, und kein Traum wird schrecken! — Hilft aber all das nicht, dann ist irgend etwas nicht in Ordnung, dann soll man sich mit einem Arzt unterhalten. H. S.

Bilderbogen zur Ausgestaltung der Wohnung

In diesem Möbel glauben wir die alte Form der Sofas unserer Großmütter wiedererstanden zu sehen. Das soll kein Tadel sein, gewiß nicht! Biedermeieranklänge verbürgen meistens

Ein Sofa-Entwurf der Heimgestalter Berlin (Deike M.)

ruhige und natürlich-einfache Formen. Ueber den Umweg der verwegenen und launisch waltenden Couch haben wir zur „unmodernen" Form des Sofas zurückgefunden, die nicht veralten kann, da sie zweckmäßig und also gut ist. Die Rückenkissen des abgebildeten Sofas sind lose, deshalb bequem zu klopfen oder abzusaugen, der Stoff ein haltbarer leiner Rips, die Musterung ein feinliniertes unregelmäßiges Karo. Die Holzteile — im vorliegenden Falle ein rötliches Kirschbaumholz — wird jeder entsprechend der vorherrschenden Holzart seiner Wohnung wählen, aus Nußbaum, Rüster, Ahorn, Birnbaum. Welch ein Trost ist es außerdem für den Kaufenden, daß er mit dem Gütezeichen für Polstermöbel eine Gewähr erhält, daß nicht nur das gut und qualitativ ist, was er mit eigenen Augen sieht, sondern auch inwendig sein teuer erstandenes Sofa anständige anerkannte Handwerksarbeit ist.

Diese kleine Anrichte könnte in der Küche eines ländlichen Haushaltes stehen; für städtische Bedürfnisse ist sie zu derb und urwüchsig. Sie ist in naturfarbenem Holz ausgeführt, das heißt also, man hat dem Holz den Ton gelassen, den es besaß als der Baum gefällt, die Rinde entfernt und die einzelnen Bretter geschnitten waren. Naturfarbenes Holz kann in der Färbung mit den Jahren nur immer schöner werden, während gebeizte Möbel mitunter mißfarbene Tönungen annehmen. Die Anrichte ist rein handwerkliche Arbeit. Im Gegensatz zum modernen niedrigen Büfett, das man als schön anzusehen gewohnt ist,

Bäuerliche Anrichte (Deike M.)

setzt sich hier wieder die hohe Büfettform durch, die durchaus ihre praktischen Vorzüge hat. Handgedrehte und bemalte Krüge und Schüsseln fügen sich stilgerecht in den Rahmen des Ganzen.

Weidenkorb für Obst (Deike M.)

Nachdem lange Zeit Körbe nur für untergeordneten Hausrat gebraucht wurden, macht sich jetzt eine Korb-Begeisterung bemerkbar, die, vielleicht vom Kunsthandwerk ausgehend, allmählich auch die Käufer erfaßt hat. Nachdem sie sich von den unsinnigen geschmacklosen Dekorationen — aufgemalten Blumen, verbogenen Formen — freigemacht haben, kann man sie auch wirklich als schöne Gegenstände achten und pflegen. Aus unendlich fein gespaltener und gebleichter Weide werden die kunstvollsten Gebäck- und Brotkörbe hergestellt, gerade Gebackenes wird man mit Vorliebe ihnen anvertrauen, weil sie so appetitlich sind, ebenso wie man rein gefühlsmäßig Früchte, Feigen, Datteln, Aprikosen in Spanschachteln bettet. Aber auch die handfesteren Körbe können uns durch ihren Anblick erfreuen, wenn sie so gearbeitet sind, wie der Zweck es vorschreibt: mit festem Henkel, der nicht so bald ausreißt; in ausladender Breite wie dieser Obstpflückkorb, der viel Früchte umschließt und sich gut tragen läßt.

Abwechslung bei Grünen Bohnen

Schon wieder Bohnen?" sagt mißbilligend der liebe Gatte, wenn es wieder Tage gibt. Grüne Bohnen gegeben hat. Da sie jetzt billig und reichlich zu haben sind, wird sie die Hausfrau gern auf den Tisch bringen. Sie kann sie auch sehr abwechslungsreich zubereiten. Am besten schmecken natürlich frisch gepflückte Bohnen.

Bei der Zubereitung ist zu beachten: Die Bohnen dürfen nicht zu lange im Wasser liegen, sonst werden sie hart. Sie dürfen auch nicht überbrüht (blanchiert) werden, sonst gehen die wichtigen Vitamine verloren. Bei feiner Zubereitungsart sollte Bohnen- oder Pfefferkraut fehlen.

Einfache Bohnengerichte: Die geschnittenen gebrochenen oder auch ganzen Bohnen werden mit Butter, Gemüsebrühe und Bohnenkraut gedämpft. Zum Schluß wird ein Stückchen Butter, das mit möglichst viel Mehl verknetet ist, hineingerührt.

Nach englischer Art werden die Grünen Bohnen mit Bohnenkraut in Salzwasser gekocht, abgetropft und sofort serviert. Dabei werden einige kalte Butterstückchen dazugelegt und Petersilie darübergestreut. Man kann auch die abgetropften Bohnen mit brauner Butter übergießen oder damit durchschwenken.

Die geschnibelten Bohnen werden mit Zwiebeln und Petersilie in Butter gedämpft. Man streut etwas Mehl darüber und läßt sie mit Wurzelwerke und Bohnenkraut weichkochen.

Man läßt die Bohnen in Salzwasser mit Bohnenkraut halbweichkochen und dann in Zwiebel, Petersilie und Mehl in Butter dämpfen. Mit dem Kochwasser der Bohnen löschen und die Bohnen darin vollends weichkochen lassen. In Norddeutschland kocht man die halbweichen Bohnen in einer dünnen Tunke von Buttermilch und Mehl gar. In Mecklenburg schmeckt man das Bohnengericht mit Zucker und Muskatblüte ab.

Eintopfgerichte mit Bohnen:

Hammelfleisch mit Grünen Bohnen und Kartoffeln. Westfälisches Blindhuhn (als Hamburger Spezialität Hammelfleisch mit Bohnen und Birnen).

Bohnen mit Speck und Kartoffeln. In einem Löffel Fett dämpft man eine fein geschnittene Zwiebel, gibt 1 Kilogramm geschnittene oder ganze Bohnen dazu. Wasser, Salz und beliebig viel oder wenig Magerspeck. Wenn alles halbweich ist, streut man wenig Mehl darüber, legt kleine rohe Kartoffeln obenauf und läßt alles langsam weichdämpfen.

Grüne Bohnen mit säuerlichen kleingeviertelten Aepfeln werden mit einem Stück Butter, etwas Zucker und Salz und wenig Wasser aufgestellt und weichgekocht. Die Aepfel müssen ganz zerfallen. Zum Schluß wird gewiegtes Bohnenkraut darangerührt.

Bohnensalat mit gerösteten Kartoffeln oder Bohnenaemüse mit neuen Kartoffeln kann ebenfalls Fleischlos gereicht werden, oder man tüut dem Bohnengemüse kleingeschnittene Wurst bei. Zu Bohnensalat als Abendgericht paßt fast jede Beilage von Wurst oder kaltem Braten oder statt dessen Nudeln oder mit Ei geröstete Makkaroni

Für den Wintervorrat hat man früher die Bohnen in Flaschen eingesalzen. Beim Auslangen des überflüssigen Salzes gingen aber dann die meisten Nährwerte verloren. Besser ist das Dörren der Grünen Bohnen oder das Eindünsten. Erhitzungsdauer 90 Minuten bei 100 Grad. Da auch hierbei Vitamine verlorengehen, muß die Bohnenmahlzeit im Winter durch andere Beigaben ergänzt werden.

Haus, Hof und Garten

Das Wichtigste über die Behandlung von Obst- und Beerenweinen

Das nach Vorschrift fertiggestellte Gärgut wird in Korbflaschen, die nur zu acht Zehntel gefüllt sein dürfen, mit einem frischmost gärenden Reinhefeansatz versetzt (laut Gebrauchsanweisung der Reinhefezuchtanstalt). Oben auf die Flasche kommt ein mit Wasser gefüllter Gäraufsatz, um den schädlichen Einfluß der Luft auszuschließen. Die günstigste Gärtemperatur ist 18 bis 20 Grad Celsius. Zugluft und Hinausstellen in die Sonne ist zu vermeiden. — Nach Beendigung der stürmischen Gärung sind die Flaschen sofort bis knapp unter den Gäraufsatz vollzufüllen. Aus diesem Grunde müssen schon vorher die nötigen Mengen Füllwein in kleineren Flaschen angesetzt werden. (Der Füllwein ist übrigens genau so zu behandeln, wie die Hauptmenge.) Bei Trinkweinen, also solchen, die völlig durchgären müssen, ist zum erstenmal von der Hefe abzuziehen, sobald einigermaßen von oben herunter Klärung eingetreten ist, meist also nach 14 Tagen bis fünf Wochen. Bei Likörweinen, falls dies in der Vorschrift vorgesehen ist, ist nach Abklauen der ersten Gärung alsbald nachzufüllen und der erste Abstich etwas länger hinauszuziehen bis zur Nachgärung, worauf dann in der Nachfüßung wird die Hefe zweckmäßig öfters aufgewirbelt, um den Endvergärungszustand eher zu erreichen. Bei Likörweinen, die zu Nachgärungen neigen, kann der Nutzzustand, wenn der Wein zum Eigenverbrauch bestimmt ist, durch Zusatz von 10 ccm reinem 96prozentigem Alkohol auf ein Liter erzwungen werden. Selbstverständlich darf dies erst geschehen, wenn der Endgärungszustand nahezu erreicht ist, also schon genügend Alkohol gebildet wurde.

Der von der abgesetzten Hefe nun zu erstenmal abgezogene Wein muß, damit er luftbeständig wird, in der neuen Korbflasche sofort geschwefelt werden, am besten durch Ausbrennen und Verreiben der nötigen Menge Kaliumpyrosulfit, das man in Drogerien in Tabletten zu je 10 g bekommt. Zuckerfreie Likörweine bekommen eine Tablette auf 100 Liter, süße Likörweine 15- bis 20 Tabletten. Die Tablette müssen werden am besten zwecks Vermeidung der Bildung von Krahmhefe auf der Oberfläche mit einer 1 cm dicken Olivenschicht versehen. Korke eignen sich wenig, Gummistopfen besser; allerdings dürfen sie nicht ganz auf der Weinoberfläche aufliegen, damit sie keinen Geschmack annehmen.

Der zweite Abzug von der Hefe erfolgt, sobald sich der Wein geklärt hat, meist also ein bis zwei Monate nach dem ersten Abzug. Zäpfeln an den Korbflaschen ist peinlichst zu vermeiden. Wer sich nicht sicher traut, kann Faßweine, soweit sie noch Kalk, Lehmbaufchutt, Holzasche, Ofenruß, Straßenkehricht, Teichschlamm, abgestochene Rasenkanten, kurz alles, was der Garten an verfaul- und verfaulbaren tierischen und pflanzlichen Ueberresten bietet. Der Zersetzungsprozeß des Kompostshaufens wird beschleunigt, wenn man beim Aufschichten des Haufens des öfteren eine Portion gelöschten Kalkpulvers über die Oberfläche des Haufens streut.

Sehr wertvoll für die Topfpflanzen ist die Lauberde. Diese braucht in der Regel nicht künstlich verarbeitet zu werden, denn unsere Laubwälder haben ganze Schichten alter Erde aufzuweisen. Jedes Jahr kommt neues Laub dazu. Diese Erde ist nun, entsprechend gemischt, fast zu allen unseren Topfgewächsen zu verwenden. Eine leider nur schwer zu beschaffende Erde ist die Rasenerde, die für viele Pflanzenkulturen ungemein wertvoll ist. Zu ihrer Herstellung werden bei guten Weideplätzen flache Rasenstücke abgeschält und zum Verwelken in Haufen gesetzt. Aus dieser schweren Erde werden vielfach lehmhaltige Erdarten benützt. Die beste Lehmerde wird von der Oberkrume lehmigen Ackerbodens oder einer lehmigen Wiese gewonnen. Sehr empfehlenswert ist alter Gebäudeschutt, namentlich wenn derselbe noch mit Baukalk vermischt ist. Besonders bei Umbauten, Bränden und Abbrüchen kann hier sehr wertvolles Material für die Erdmischung gewonnen werden.

Noch vor wenigen Jahren wurde die Heiderde für jeden Blumenfreund als Hauptbestandteil fallen gefeilen sich noch Kalk, Lehmbaufchutt, Holzasche, Ofenruß, Straßenkehricht, Teichschlamm, abgestochene Rasenkanten, kurz alles, was der Garten an verfaul- und verfaulbaren tierischen und pflanzlichen Ueberresten bietet. Der Zersetzungsprozeß des Kompostshaufens wird beschleunigt, wenn man beim Aufschichten des Haufens des öfteren eine Portion gelöschten Kalkpulvers über die Oberfläche des Haufens streut.

Sehr wertvoll für die Topfpflanzen ist die Lauberde. Diese braucht in der Regel nicht künstlich verarbeitet zu werden, denn unsere Laubwälder haben ganze Schichten alter Erde aufzuweisen. Jedes Jahr kommt neues Laub dazu. Diese Erde ist nun, entsprechend gemischt, fast zu allen unseren Topfgewächsen zu verwenden. Eine leider nur schwer zu beschaffende Erde ist die Rasenerde, die für viele Pflanzenkulturen ungemein wertvoll ist. Zu ihrer Herstellung werden bei guten Weideplätzen flache Rasenstücke abgeschält und zum Verwelken in Haufen gesetzt. Aus dieser schweren Erde werden vielfach lehmhaltige Erdarten benützt. Die beste Lehmerde wird von der Oberkrume lehmigen Ackerbodens oder einer lehmigen Wiese gewonnen. Sehr empfehlenswert ist alter Gebäudeschutt, namentlich wenn derselbe noch mit Baukalk vermischt ist. Besonders bei Umbauten, Bränden und Abbrüchen kann hier sehr wertvolles Material für die Erdmischung gewonnen werden.

Noch vor wenigen Jahren wurde die Heiderde für jeden Blumenfreund als Hauptbestandteil

Was der Topfpflanzengärtner von der Erdmischung wissen muß

Häufig kommt es vor, daß unsere Topfgewächse nicht recht gedeihen wollen, trotzdem wir scheinbar alles tun, um das Wachstum, das Gedeihen derselben zu gewährleisten. Wir gießen sie rechtzeitig, das heißt, wenn es trocken im Boden geworden ist, wir düngen sie auch ab und zu mal und trotzdem, wir sehen, daß sich die Pflanze nicht wohl befindet. Wo fehlt es nun? Diese Frage ist häufig dahin zu beantworten: „Es fehlt an der richtigen Zusammensetzung der Erde!" Wir benötigen verschiedene Erdarten, die richtig gemischt auch für die verschiedensten Gewächse in Frage kommen. Da ist es zunächst die Mistbeeterde, die aus den Mistbeeten der Gärtnereien, auch aus dem kleinen Mistbeet des Gartenfreundes gewonnen wird, und zwar aus Pferde- und Kuhdünger, der im gänzlich verrotteten Zustand einen unserer besten Böden für unsere Topfgewächse bildet. Es dauert zwei bis drei Jahre, bis der Dünger soweit verrottet ist, daß man von einer brauchbaren Erde sprechen kann. Wichtig aber ist für den Zimmergärtner die Komposterde, die eigentlich jeder Kleingärtner selber bereiten sollte. Wer im Besitze eines solchen kleinen Gartens ist, der hat auch dauernd Abfälle, die sich für die Anlage eines Komposthaufens eignen. In derselben Abfällen fallen gefeilen sich noch Kalk, Lehmbaufchutt, Holzasche, Ofenruß, Straßenkehricht, Teichschlamm, abgestochene Rasenkanten, kurz alles, was der Garten an verfaul- und verfaulbaren tierischen und pflanzlichen Ueberresten bietet. Der Zersetzungsprozeß des Kompostshaufens wird beschleunigt, wenn man beim Aufschichten des Haufens des öfteren eine Portion gelöschten Kalkpulvers über die Oberfläche des Haufens streut.

Sehr wertvoll für die Topfpflanzen ist die Lauberde. Diese braucht in der Regel nicht künstlich verarbeitet zu werden, denn unsere Laubwälder haben ganze Schichten alter Erde aufzuweisen. Jedes Jahr kommt neues Laub dazu. Diese Erde ist nun, entsprechend gemischt, fast zu allen unseren Topfgewächsen zu verwenden. Eine leider nur schwer zu beschaffende Erde ist die Rasenerde, die für viele Pflanzenkulturen ungemein wertvoll ist. Zu ihrer Herstellung werden bei guten Weideplätzen flache Rasenstücke abgeschält und zum Verwelken in Haufen gesetzt. Aus dieser schweren Erde werden vielfach lehmhaltige Erdarten benützt. Die beste Lehmerde wird von der Oberkrume lehmigen Ackerbodens oder einer lehmigen Wiese gewonnen. Sehr empfehlenswert ist alter Gebäudeschutt, namentlich wenn derselbe noch mit Baukalk vermischt ist. Besonders bei Umbauten, Bränden und Abbrüchen kann hier sehr wertvolles Material für die Erdmischung gewonnen werden.

Noch vor wenigen Jahren wurde die Heiderde für jeden Blumenfreund als Hauptbestandteil

Sommerreise

Dem bekannten Schriftsteller W. passierte es, daß er im Eisenbahnabteil mit zwei sehr redseligen Damen zusammentraf. Da sie ihn nach Photos erkannt hatten, fielen sie sofort über ihn her und priesen seine Bücher in solchem Maße, daß es ihm zuviel wurde. Der Zug rollte in einen Tunnel ein, alles um sie her wurde stockfinster. Da führte der Schriftsteller seine eigene Hand an die Lippen und küßte sie geräuschvoll. Bald wurde es wieder hell, und der Schriftsteller sah, daß sich die beiden Literaturfreundinnen mit eisigem Schweigen betrachteten. In lehrhaftem Unterhaltungston sagte er darauf: „Ich meine Damen, es wird der Schmerz meines Lebens sein, daß ich nicht weiß, w e r von Ihnen beiden mich geküßt hat!" — Jetzt konnte er seine Fahrt in Ungestörtheit fortsetzen. (Over 8 Dag)

Das Schlimmste

„Na, Minna, gefällt es Ihnen in Ihrer neuen Stellung?"

„Ueberhaupt nicht! Wenn die Schwiegermutter schlechter Laune ist, dann ist die junge Frau nicht zu genießen, und wenn die junge Frau schlechte Laune hat, dann ist die Köchin nicht zu genießen, und wenn die Köchin nicht zu genießen ist, dann ist überhaupt nichts zu genießen!" (Dagens Nyheter)

Der Schwiegersohn

„Hast du dem jungen Schumann gesagt", fragte der Arzt seine Tochter, „daß ich nicht finde, daß er sich zu meinem Schwiegersohn eignet?"

„Ja", sagte das junge Ding, „aber er hat sich nichts daraus gemacht. Er sagte, es wäre nicht die erste falsche Diagnose, die du gestellt hast!" (Magasinet)

Leopold will ausgehen

„Jetzt habe ich eine halbe Stunde nach meinem Hut gesucht, und nun liegt er im Kleiderschrank! Ich bin wirklich gespannt, an welcher blödsinnigen Stelle ich ihn das nächste Mal finden werde!"

„Wahrscheinlich auf deinem Kopf, lieber Leopold!"

Anders gemeint

Herr und Frau H. standen in dem kleinen Zimmer des alten Schlosses und legten die Köpfe ganz weit zurück, um die wundervolle Deckenmalerei zu betrachten.

Entzückt fragte Frau H.: „Was fühlst du?"

Und der Gemahl antwortete: „Meinen Kragenknopf!" (Hjemmet.)

Dann geht es

Heini wollte baden gehen, die Mutter schüttelte den Kopf: „Wie oft soll ich dir sagen, daß du nicht ins Wasser gehen darfst, wenn du eben gegessen hast!"

„Ja aber, Mutti", meinte Heini darauf, „wir hatten doch Fische zum Mittag!" (Oslo Illustrierte.)

Der Treffpunkt

Lehrer: „Kurt, dein Vater geht von Berlin zu Fuß nach Potsdam und legt in der Stunde vier Kilometer zurück, und dein Onkel geht um eine Stunde später fort, legt aber in der Stunde sieben Kilometer zurück, wo treffen sich dann die beiden?"

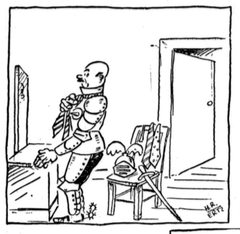
Kurt: „Im ersten Wirtshaus, Herr Lehrer!" (Allg. Wegweiser.)

*

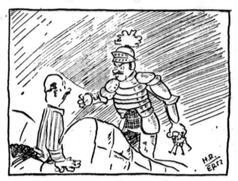
An einem Hause ist ein Schild angebracht: „Klavier billigst zu verkaufen. Näheres dritter Stock links."

Am nächsten Tage klebte darunter noch ein Zettel: „Gott sei Dank! Vierter Stock." (Die Woche.)

Maskerade



„Das verstehe ich nicht, keine Krawatte will recht passen!"



Der Einbrecher: „Ruhe, Mann, es ist ein Traum. Ich bin nur ein alter Raubritter."

„Soeben hören Sie einen Kamplausschnitt aus dem Dreißigjährigen Kriege!"

„Liebling! Ich bin nur ein Edelknabe!"
„Ich glaube dir nicht, du hast mich immer belogen!"

„Glauben Sie mir, Herr Wachtmeister, ich bin nicht Napoleon, ich bin Hans Plumeyer!"

Rückfrage

„Würdest du einen Verschwender heiraten, Ilse?"

„Wieviel hat er denn noch zu verschwenden?" (Pearsons Weekly.)

Gerecht

„Kannst du mir nicht zwanzig Mark leihen?"

„Ja, bitte — hier sind zehn Emm."

„Ja, — aber ich bat doch um zwanzig!"

„Gewiß. So ist es aber gerechter verteilt: du verlierst zehn Mark — und ich auch . . ."

Andere Ansprüche

„Denke dir nur", erzählt Mia ihrer Freundin, „Udo hat heute um meine Hand angehalten. Er kam mit funkelndem Zylinder und duftete, wie immer, nach Lavendel."

„Na, und —?" fragt die Freundin. „Was hast du ihm geantwortet?"

„Ich habe ihm gesagt, mein Zukünftiger müsse mit funkelndem Achtzylinder kommen und nach Benzin riechen."

Aha!

„Geht dein Mann weit, wenn er im Schlaf wandelt?"

„Nein — das Pilsener steht in der Küche!" (For Alle.)

*

„Wie sind Sie mit Ihrem neuen Bürogehilfen zufrieden, Herr Müller?"

„Das ist ein Mann mit täglich vier Seligkeiten."

„Wieso denn?"

„Vor Dienstbeginn trübselig, im Dienst saumselig, nach Dienstschluß glückselig und etwas später weinselig."

*

Mama kommt ins Kinderzimmer und sieht die kleine Olli sitzen und sich den blutigen Daumen mit einem Leinenlappen verbinden.

„Was hast du denn gemacht?"

„Ich schlug mich mit dem Hammer auf den Daumen."

„Aber ich hörte dich doch gar nicht schreien."

„Ich habe ja nicht gewußt, daß jemand zu Hause war." (Wart Hem.)

*

Beim Lebensmittelhändler erscheint die kleine Elli und begehrt für 10 Pfennig Senf. Der Lehrjunge erfüllt dienstbeflissen den Auftrag, und als die kleine Kundin ohne Bezahlung zur Ladentür geht, fragt der Lehrling: „Und wo ist das Geld?"

Darauf antwortet die kleine mit weinerlicher Stimme: „In der Tasse."

Film

Die große Diva brach in Tränen aus.

„Das Publikum ist unersättlich — eben erst haben wir für den Tonfilm sprechen lernen müssen — und jetzt verlangt man von uns, zu erröten und zu erblassen für ihre neuen Farbenfilme."

Richtig beurteilt

„Rechne mal aus, Karl", sagte die Lehrerin. „Sieben Buben wollen in einem Kahn fahren, aber drei haben dazu nicht die Erlaubnis von ihren Eltern bekommen. Wieviel Buben fahren nun in dem Kahn?"

Antwort: „Sieben."

*

Die begeisterte Mutter: „Mein Sohn hat viele originelle Ideen, nicht wahr?"

Der Lehrer: „Ja, besonders in der Orthographie."

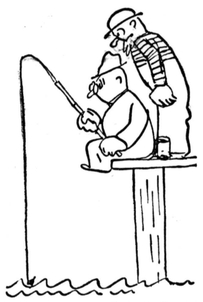
*

Chef: „Du kommst mir so bekannt vor! Warst du nicht schon vor einer Woche hier und meldetest dich als Laufbursche?"

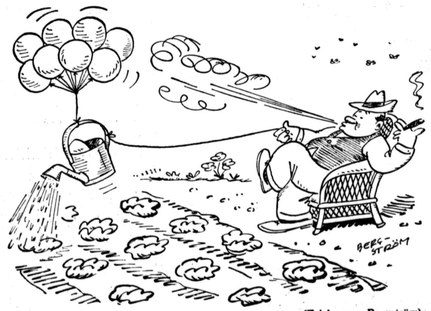
Junge: „Ja, das stimmt!"

Chef: „Aber ich sagte dir doch, der Junge, den ich suchte, müßte älter sein!"

Junge: „Das bin ich ja jetzt!"



„Was? Du angelst am Freitag? Das ist doch ein Unglückstag!"
„Ja — für die Fische!"



Für ganz bequeme Leute (Zeichnung: Bergström)

Selbsterkenntnis

„Sage mal, Stanislaus, sind in deiner Klasse auch ungehorsame und unartige Jungen?"

„Ja, Onkel, wir sind unserer drei!" (Wedde na dachu.)

*

Dem Bauer Hirnetaler wird die Kuh krank. Der Tierarzt ist nicht da, und nun muß der Hufschmied herhalten, der sich mit Tieren auskennt. Der sagt sofort: „Woaßt, stell di an Kopp, sperr dös Maul von der Kuh auf und schau eini!" Der Hufschmied selber stellt sich aus andere Ende und fragt: „Kannst mi jetzt seh'n?" — Bauer: „Na!" — Schmied: „Dann ist's a Darmverschlingung!" (Koralle.)

Bestätigt

Bruno Böller, der bekannte Rezitator, hatte den ersten Teil des „Faust" geschmettert — im „Verein für bildende Unterhaltung" zu Mießhagen an der Miese. Er war etwas erschöpft, als er sich dann von dem Vorstand des Vereins verabschiedete. „Meine Kleinigkeit!" erklärte er. „Eine ganz ungeheure Anstrengung ist das!"

„Na freilich! Manche haben's ja gar nicht ausgehalten und sind schon nach der Hälfte 'raus." (Fliegende Blätter.)

Wer Anzeigen liest, ist über den Fortschritt unterrichtet!

OHR-SCHUTZ ist WOHLTAT durch schalldurchl. Ohrpfropfe „AKUSTIKA" bei Zugluft, Krankheit, beim BADEN, i. Beruf! In Apoth. / Drog. 30 u. 90 Pfg.

Damenbart Radikal beseitigung läßt. Haare durch die weltberühmte Kosmetik. Institut Dr. Lux. Kostenl. Aufklärungsschrift. Diskret. Versand. Dr. Lux & Co., Berlin-Charlottenburg 9, Kaiserdamm 114.

Schlank Fabrikat der Elektro-Apparate-Fabrik Prem. m. gold. Medaille Broschüre kostenlos Elektro-Nordmann, Berlin-Charlottenburg 2, Fach 76.

Bis 2400.- RM jährl. Einnahme auch mehr d. Champignon-Pilzzucht in Keller, Stall, Schuppen, Garten usw. Ich kaufe Pilzerute u. ert. Ausk. M. Benecke, Hamburg, Heitmannstr. 12

Inserieren bringt Gewinn

Herdfeger immer gleich gut

Nähmaschinen? Bei **Ritter** anfragen! **Paderborn** Dom gegenüber

Katholische Eheanbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. älteste, erfolgreichste, größte, kirchlich gebilligte Vereinigung. In 16 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Anerk. vornehm. Einrichtg. und Arbeitsweise. **Neuland-Verlag K.** Herme i.W. Mühlenstraße 7

Warum nicht in diesem Sommer ein neues Fahrrad? Wir machen Ihnen bestimmt ein gutes Angebot. **E. & P. Stricker** Fahrradfabrik Brackwede-Bielefeld 585

Anzeigenpreise

Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile, 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl Volksblatt G. m. b. H., Paderborn Telegramm-Adresse: Volksblatt, Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl Volksbl., Paderborn. Hannover 3504

75 Billig u. praktisch ist dieser Textilschuh aus Segeltuch mit gutem Flechtsohle Rankohle. Noch viele günstige Angebote finden Sie in unserer Sommer-Bilderliste. Für die ganze Familie können Sie daraus preiswert einkaufen. Sie kommt kostenlos zu Ihnen. Postk. genügt **Freier Überlanddienst** Frankfurt (Main) MK 48

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": 2. Vj. 37: 29 953. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.

6. Jahrg. – Nr. 35 Einzelnummer 15 Pf. Sonntag, 29. August 1937
Verlagspostanstalt Paderborn
Postbezugspreis 66 Pf. (einschl. 6 Pfennig Postgebühren)

Der 7. Tag

Sonntagszeitung für Stadt und Land

Rast und Ruhe

Von Felix Riemkasten

In den Alpenländern grüßen sich die Leute mit dem Zuruf: „Zeit lassen!" Der Berliner würde sagen „Nicht so hastig!" Gemeint ist in Bayern wie in Berlin, daß es nicht auf die halsabstürzende Geschwindigkeit ankommt, sondern auf die richtige planvolle Anlage des Ganzen, auf das gute Ende am Ende. Wer zum erstenmal in die Alpen gerät, sein fernes Ziel freudig und entzückt ins Auge geklemmt hat, der wetzt drauflos in einem so feurigen Tempo, daß die Einheimischen nur den Kopf schütteln. Diese Anfangsgeschwindigkeit hält nicht lange an. Der Weg ist nicht eben, und bald hämmert das Herz und empört sich. Dann verliert der Eilige das Mehrfache der gewonnenen Zeit, indem er niedersitzt und fertig ist, die Ruhigen pilgern an ihm vorüber und haben die Kraft noch in sich.

Solche schönen Erfahrungen darf sich der Kurgast gratis mit nach Hause nehmen. Er erkennt bald auch daheim rings um sich die vielen Unermüdlichen, die Zielbewußten, die straks draufgehen wie Blücher. Sie müssen alles hastig machen, sie machen es „mit der Forsche". Laßt sie machen! Besonders der Mensch der Großstadt sündigt hier in einem Maße, das schon viel zu lächerlich ist, um noch ernst genommen zu werden. Keine Bahn kann halten, ohne daß drei Mann schon auf den Moment warten, wo sie abspringen können. Sie sparen damit beinahe zwei Sekunden. Und was machen sie mit dieser wertvollen Zeit? Sie vertrödeln sie gleich darauf völlig zwecklos. Daß diese Zeit aber tatsächlich wertvoll ist — nun, das werden wir sehen. Oder muß es nicht, ohne jede Begründung, eine überaus wertvolle Zeit sein, wenn die Menschen Hals und Bein riskieren, um die zwei wertvollen Sekunden zu gewinnen? Und wenn sie dann, was ja vorkommen soll, wochenlang im Krankenhaus liegen, dann ist ohne Zweifel die gewonnene Zeit (oder ist es jetzt die verlorene?), diese Zeit also ungeheuer wertvoll gewesen. Sie kann Stellung, Glück und Gesundheit gekostet haben, und das sind Werte.

Dann gibt es jene anderen, die kaum gehört haben, so stürzen sie bereits hin auf den Beginn. Man sagt: „Du könntest da mal hingehen, da . . ." Schon hauen sie ab, ohne zu wissen, was sie da sollen, wenn sie da angelangt sind. Sie wollen schon schreiben, bevor der Bleistift noch eine Spitze hat. Und diese Leute rühmen sich noch. Sie sagen, sie seien die Betriebsamen, die Geweckten, die ganz Hellen, sie besorgen den Fortschritt und die neue Zeit. Ich sage dagegen: Sie sind es, die uns die Unruhe, das Tempo mit dem Null-Ergebnis bringen! Erst soll man zielen, dann erst abdrücken; knallen allein beweist gar nichts, es kostet nur Pulver.

Wenn man diese Leute recht ärgern will, muß man ihnen solche Wörter sagen wie diese: „Rast und Ruhe!" Das klingt für die wie „Hölle und Teufel!" Und nun, da man ein jeder gern vorbildlich wirken will, so steigern sie von da an ihre Unvernunft, ihr Tempo, ihr wahnsinniges Drauflos bis ins Allerhöchste, um die übrige Bevölkerung durch ihr Beispiel mitzureißen. Fragt man sie aber nach dem Sinn und Zweck des Betriebes, so halten sie an wie ein Auto, bei dem alle vier Schläuche gleichzeitig geplatzt sind. Dann wissen sie es nicht. Aber sie schütteln den Bann einer solchen Frage auch gleich wieder von sich und machen weiter. — Zuweilen, wenn ich sonst nichts zu tun habe, denke ich beim Pfeiferauchen an die ungeheueren Möglichkeiten, die noch bevorstehen. Hätten die Menschen sechs Augen, so würden sie dreimal soviel lesen, hätten sie motorisierte Füße, so würden sie noch geschwinder draufzuhasten, und sicher schafften sie sich dann auch eine „Ruhe" an, die sozusagen gepreßt ist, kondensiert, zusammengeballt, so daß dann fünf Minuten Ruhe mehr ausmachen als heute eine Viertelstunde.

Wenn du nun, lieber Leser, schöne Leserin, auch einmal nichts vorhast, so trage einmal — ich bitte dich — deine Nerven nicht ins Gehaste, wo sie zermartert werden, stelle den Lautsprecher ab, bleibe allein mit dir und denke nach. Diese Tätigkeit ist ungewohnt, aber sie ist ergiebig. Und vielleicht findest du dann, auf wieviels Menschen deiner Umgebung alle diese Anwürfe passen. Und dann mach dich lustig über sie. Danach aber rücke mit deinem Nachdenken bis zu dir selber vor, betrachte auch dich und deine eigene Eile, und dann frage dich einmal ein bißchen ernsthaft nach Sinn, Wert und Zweck deiner Tage.

Das magst du nicht? Und da haben wir es schon. Wir rasten und ruhen nicht, sondern rennen und eisen und sind unermüdlich, um uns so müde zu machen, daß wir nachts schlafen können und über Tage nicht ins Denken kommen. Im Schlafe wissen wir von nichts, und beim Erwachen umbraust uns sofort der große Betrieb, der uns andauernd beschäftigen muß, immer mit anderen Dingen, so daß wir nie zu uns selber zu kommen brauchen.

*

Neid und Staunen liegen in dem Blick, mit dem wir Leute angucken, die mitten unter uns wandeln, Zeit haben, Ruhe haben, freundlich sein können, ohne eilig zu sein, anscheinend straßbar langsam sind sie, und dennoch — wie machen die das? — dennoch kommen sie allemal gut an und haben außerdem die wenigsten Irrtümer und durchgegangenen Nerven zu buchen.

Ja, wie machen die das? Sie machen es — köstliches Rezept — immer mit der Ruhe. Nicht in jedem Falle ist ihnen diese große Ruhe angeboren, meist ist sie erworben, und diese Glücklichen sind darum die Beneidenten. Sie schaffen sich Ruhe, sie setzen mitten in jedes Getümmel, wenn es gar zu bunt und toll werden will, einen energischen Punkt, den Ruhepunkt. Auf ihn stellen oder setzen sie sich, machen für zehn Sekunden nicht mehr mit, weder im Schreiben noch im Aerger noch im blinden Wünschen und Verwünschen, und danach kommt ihnen die Sache überraschend neu und anders vor. Dann finden sie unerwartet Lösungen und neue Ausblicke, und ringsum staunt alles Volk sie an als die großen Meister, und das mit Recht, denn sie haben wieder einmal eine nervöse, verfixte, unlustig gewordene Sache gemeistert, sie scheinen gut zu sein, kaltblütig und warmherzig zugleich, auf alle Fälle aber überlegen. Eine Säule sind sie, und wenn irgend jemand gebrt wird, dann der, der sich selbst in der Gewalt hat.

Die Frau, die den Todesschlitten fährt

In einem neuen Zirkus-Großfilm spielt Anneliese Uhlig eine der Hauptrollen. Wir berichten über diesen Fim ausführlich im Innern des Blattes (Photo: Tobis)

Ein neuer Artistenfilm wird gedreht:

Todesschlitten rast durch die Manege

Eine Zirkusvorstellung, die echt sein könnte — Tollkühne Szenen zwischen Trick und Wirklichkeit

Im großen Kuppelbau des Zirkus Krone in München wurden soeben die aufregenden Szenen für den neuen Artistenfilm „Manege" der Tobis-Magna gedreht: Unser Titelbild zeigt Anniese Uhlig, die eine Hauptrolle dieses Films innehat.

„Aber leib's doch vernünftig, Leut'!" rufen die Polizeibeamten, die für Ordnung sorgen sollen, aber den Ansturm der Massen ist nicht mehr aufzuhalten. Unaufhörlich strömt die Menge durch das Tor des großen Kuppelbaues auf dem Münchener Marsplatz, jedermann will einen möglichst guten Platz ergattern, denn Zirkus im Sommer, das ist man in München nicht gewohnt. Carl Krone, dessen Winter-Stammquartier man eben betritt, mag ½ genzwo in der Welt mit seiner Truppe gastieren, kann er ruhig, sagen die Leute, denn heute wird hier sicher etwas ganz Besonderes geboten, haben doch auf den Plakaten die Fachleute Artistik und die Fachschaft Film zusammen mit der NSV. zu einer großen „Wohltätigkeits-Galavorstellung" eingeladen. Wahrhaftig, man sollte nicht enttäuscht werden!

Aber auch Regisseur Gallone von der Tobis-Magna reibt sich vergnügt die Hände, denn das Haus ist ausverkauft, die Tribünen sind derart überfüllt, daß sich die Bänke biegen. Kann man sich für Massenaufnahmen etwas Schöneres wünschen? Dabei wissen die Tausende nicht einmal, daß sie Mitwirkende des Artistenfilms „Manege" sind, Statisten ohne Gage, ja, Statisten, die sogar ihren Obulus entrichten mußten, damit sie spielen durften. Das Eintrittsgeld ist restlos für einen guten Zweck bestimmt.

„Das Unglück war nur Schein!"

Tusch der Musik. Grelle Zupiterlampen leuchten auf, Dutzende von Scheinwerfern tasten durch den riesigen Hallenbau, schon kommen die Clowns hereingepurzelt, Akrobaten schlagen ihre Kapriolen, Pferde jagen schnaubend die Barriere entlang, angefeuert von den kurzgeschürzten Reiterinnen, die auf den Rücken der Tiere die waghalsigsten Kunststücke vollführen. Nun spielen Seelöwen Fangball, Raubtiere brüllen und tauchen hinter den eisernen Stangen des drei Meter hohen Gitters. Ein „Uh" und „Ah" geht durch die Menge, als die „3 Cherlos" auf schwindelnd hohem Trapez sich in einem unerhörten Luftakt produzieren.

Die Zuschauer recken sich fast die Hälse aus, ihre Mienen sind aufs höchste gespannt, manche halten sich vor Erregung die Hände vor die Augen oder wenden sich ab — packende Bilder für die Kameraleute, die sich unter das Publikum verteilt haben und nun ihre Handapparate um die Wette surren lassen, während die Scheinwerfer ihre gleißenden Lichter über die schwarze Menschenmauer ergießen. Nun, der Spielleiter hat wirklich keine Mühe, bei solch aufregenden Szenen den Beifall der Masse zu lenken, ihre Begeisterung könnte nicht echter sein und das Entsetzen nicht naturgetreuer, als plötzlich ein Körper in die Tiefe saust und ein bewußtloses, totenbleiches Mädchen von den grinsenden Clowns vom Boden aufgehoben und aus der Manege getragen wird.

„Bitte, beruhigen Sie sich doch, meine Herrschaften," ertönt es gleich darauf durch den Lautsprecher — die Kinoapparate ruhen jetzt und die Mikrophone sind abgestellt —, „das ganze Unglück war nur Schein, Sie sahen lediglich eine Puppe fliegen!" Nun geht ein Ausruf des Erstaunens durch die Reihen, verwundert schüttelt man sich die Köpfe, denn kaum jemand hat den Trick gemerkt, ohne den man eben bei Sensationsaufnahmen nicht auskommt.

Die Zuschauer wußten freilich nicht, daß diese improvisierte und doch so echte Zirkusvorstellung für den Tobisfilm „Manege" nur noch langen und schwierigen Vorbereitungen von Stapel gelassen werden konnte. Was kostete es z. B. der hübschen Schauspielerin Fita Benthoff Mühe, bis endlich der Seelöwe „Neptun" zu ihr Vertrauen fand und sich endlich bequemte, mit einer Schreibtischlampe auf der Schnauze eine kleine Treppe hinauf zu waschseln. Attila Hörbiger und Albert Matterstock — im Film heißen sie die „Arlen Brothers" — hatten immerhin zu üben, mit sicheren Bewegungen auf das schwindelnd hohe Trapez zu klettern und auf der dünnen, schwankenden Stange ein so furchtloses Gesicht zu zeigen, als wären sie wirklich vom „Fach" — ihre atemberaubende Duftnummer vollführten dann schon wirkliche Trapezkünstler.

„Looping the Loop"

Die größte Sensation des Films freilich mußte einige Tage später unter Ausschluß des Publikums stattfinden, man konnte ja nicht wissen, ob alles so klappen würde, wie es die — Mathematiker berechnet hatten. Was, so fragt man sich, haben Theoretiker in einem Artistenfilm zu tun? Mit Verlaub — sehr viel! Denn von ihren genauesten Berechnungen hing die größte Sensation des Films „Manege" ab. Man hat für die tollste Szene des gewiß an Spannung und aufregenden Erlebnissen so reichen Stückes einen sog. „Todesschlitten" konstruiert, dessen zu beschreibende Bahn zuvor nicht nur genau ausgetüftelt, sondern auch wochenlang ausprobiert werden mußte. Es handelt sich hier um ein kleines Auto mit vier Gummirädern, das auf einem hohen, achterbahnähnlichen Gerüst, das bis zur Zirkuskuppel reicht, eine tolle Fahrt vollführt.

Hoch oben am Dach befleigt jetzt Anneliese Uhlig den Höllengefährt, unter der Todesstille des Hauses ertönt das langerwartete „Los!", und schon saust der Wagen auf schmaler Bahn steil in die Tiefe, fast wieder hoch und wird dann am Tiefpunkt einer Kurve von einem schaufelartigen Gestell zweimal im „Looping the Loop" herumgewirbelt und dann ins Uferlose hinausgeschleudert — der Schlitten schlägt einen Salto mortale und jetzt dann auf den Boden auf. Tag und Nacht übte man diese halsbrecherische Szene, unaufhörlich ertönten die Kommandos im Kuppelbau des Zirkus Krone, bis man sich endlich an die Aufnahmen wagen konnte. Die Darstellerin der todesmutigen Artistin klettert — wie oft schon? — in die Höhe, schnallt sich in den Wagen, um Sekunden später neben dem zerschmetterten Wagen als „lebloser Körper" aufgelesen zu werden. Denn nach dem Drehbuch von Kurt A. Braun hat der Todesschlitten auf seiner gefährlichsten Strecke zu verunglücken. Bis das Unglück endlich klappte — reden wir lieber nicht davon.

Hier wird Heiterkeit exportiert:

Mit der Achterbahn um die Welt

Er heißt Haase und ist doch ein gern gesehener Gast — Im Hauptquartier des Vergnügens

Kirmeszeit — herrliche Zeit! Nach sauren Wochen, Tage der sorglosen Heiterkeit. Wieder umgeben uns auf den Volksfestplätzen alte und neue Attraktionen, die unser Herz erfreuen; den Mittelpunkt aller Vergnügungen aber bilden die modernen Unternehmungen, mit denen Jahr für Jahr Hugo Haase die Festplätze beschickt, ein Name, der auf den Vergnügungsstätten der Welt längst zum Begriff geworden ist.

Nun ist wieder die Zeit der Volksfeste, Messen und Kirmesfeiern gekommen. In zahlreichen deutschen Städten und Dörfern turen die Orgeln, plagen die Lurballons, krachen am Schützenstand die Gewehre, drehen sich die Karussells im Kreise und schwingen die Schiffschaukeln ihre fröhliche Last in die Höhe. Nach fauren Wochen frohe Feste! Lange zuvor schon, bevor sich die Wiese oder der große Platz in der Stadt mit den bunten Wundern und Illusionen füllt, zerbrechen sich die Jungen den Kopf, was wohl das Fest für neue Attraktionen bringen wird, und immer wieder hört man aus ihren Gesprächen einen Namen, den die Kinder in London, Neuyork, Rio de Janeiro, Sydney und Schanghai genau so gut kennen und mit gespannter Erwartung aussprechen wie der kecke, kleine Berliner, den die Mutter mit in den Treptower Park, nach Schönholz oder zum Stralauer Fischzug führt, oder der kleine Münchener, der sich ach so tiefig auf das Oktoberfest freut wie der Pfälzer Knirps auf den Dürkheimer Wurstmarkt. Hugo Haase, dieser geniale Schöpfer des modernen Vergnügungsparks in allen fünf Erdteilen weiß seit drei Jahren nicht mehr unter den Lebenden. Sein Riesenbetrieb aber wird nach den alten Traditionen weitergeführt, umbraust von dem Jauchzen der Kinder und dem Lachen einer ganzen Welt.

England wünscht sich Geisterbahnen

In Hannover befindet sich das Zentralbüro der Haaseschen Unternehmungen, deren Organisation einem großen Schaltwerk gleicht, von dem aus die Wellen der Heiterkeit auf der Theresienwiese in München ebenso wie am Rio de la Plata in Südamerika, auf Nordamerikas größtem Rummelplatz Conen Island, im Stadion Stockholms, auf den Vergnügungsplätzen von Wien, Paris, Kairo, Kalkutta oder Colombo dirigiert werden. Die Weltfirma des Vergnügens heißt zwar Haase, aber sie weiß genau, daß man in Skandinavien gerne auf Bahnen fährt, in Süddeutschland und im Rheinland sich viel lieber schaukeln läßt, daß Amerika tolle Dinge liebt, in Neapel eine Achterbahn sich nicht lohnt, während England wieder für Geisterbahnen großes Interesse zeigt.

Männer in weißen Kitteln sitzen über Zeichentische, rechnen und legen die sonderbarsten Winkel an — sie konstruieren das Vergnügen! Eine neue Attraktion entsteht vorerst auf dem Papier. In einem anderen Zimmer wieder werden Anregungen und Vorschläge, die aus allen Teilen der Welt hier einlaufen, auf ihre Verwertbarkeit hin geprüft. Dieses „Was bringt Hugo Haase Neues?" beschäftigt den Techniker wie den Kaufmann von früh bis spät ins Hornt aller Kräfte in diesem Hause an, in dem sich alles um die Lebensfreude dreht.

Mit einem Karussell begann Hugo Haase seinen Aufstieg zu einem Weltunternehmen, einem Karussell, das er als Wißbriger Leiter einer Maschinenfabrik in seinen Freizeitstunden bastelte und das vor der Jahrhundertwende großes Aufsehen auf den Rummelplätzen erregte, brauchten doch die hölzernen Pferde nicht mehr wie sonst von kräftigen Händen geschoben zu werden, sondern wurden von einer Dampfmaschine um den Kreis getrieben. In dicken Mappen liegen all die Pläne, die die Geschichte der Vergnügungsplätze schreiben. Hugo Haase hatte die Möglichkeiten der Technik früh genug für seine Attraktionen ausgenützt und so braucht es nicht Wunder nehmen, daß seine Unternehmungen bald in allen Teilen der Welt populär wurden.

Was war doch das für eine Sensation, als zu einer Zeit, da noch die erste elektrische Versuchsbahn von Frankfurt nach Offenbach bimmelte, Haases „Ueberkarussell" erschien, das sich im Glanz seiner 3000 Glühbirnen drehte und von einem Elektromotor betrieben wurde. Aber wenige Jahre später hatte sich das Publikum auch schon an dieser Neuerung satt gesehen. Neues mußte auf den Rummelplätzen der Welt geboten werden. Hannover brachte die Ungetüme der Berg- und Talbahnen, die Grottenbahnen, die Gebirgs- und Achterbahnen, die Wasserrutschbahnen. Fast jedes Jahr kommt Hugo Haase mit einer neuen Konstruktion heraus, denn das Volk will auf den Vergnügungsplätzen immer wieder Neues und Merkwürdiges erleben.

Der ewige Rummelplatz

„Was bringen Sie Neues?" platzen auch wir mit der Frage heraus. Statt jeder Antwort heißt es: „Kommen Sie mit nach Roßla!" In diesem hübschen Städtchen im Harz scheint das ganze Jahr hindurch Jahrmarktsbetrieb zu sein. Rummel ohne zahlendes Publikum! Denn hier befindet sich die Versuchsstätte der Haaseschen Unternehmungen, hier wird das mannigfaltige Vergnügen auf seine Wirkung hin erprobt. Alle Konstruktionen, die aus den Werkstatthallen kommen, werden hier zuerst aufgebaut, bevor sie ihre Reise durch Deutschland und die Welt antreten. Hier kann man umsonst Achterbahn fahren und sich im Zaubertunnel erschrecken lassen. Hier jagen Monteure und Arbeiter durch die Steilkurven der hohen Holzgerüste. „Bitte, einsteigen in unseren neuen Stromlinienzug, Sie werden im 150 Kilometer-Tempo durch die Landschaft getragen!" hören wir. Und schon sitzen wir auf der bequemen Polsterbank — ein Pfiff, und der „Fliegende Hamburger" ratterl davon. Das heißt, er bleibt eigentlich stehen und nur die gemalte Landschaft, die Telegrafenstangen, die Bäume, Berge und Seen flitzen an den Fenstern vorbei, man wird dabei gehörig durchgeschüttelt und gewiegt, als ginge es wirklich im Höllentempo durch die deutschen Lande. Die „Micky-Maus-Stromlinienbahn" hat ihre Probe bestanden, ganz Roßla ist mit ihr gefahren und wünscht der neuen Attraktion eine gute Zukunft.

Wer bekommt die siebente?

Ernst Legal, Alfred Abel, Lilian Harvey u. Willy Fritsch in einer Szene des Ufa-Tonfilms „Sieben Ohrfeigen" (Foto: Ufa-Schulz)

Dies nebenbei

Bei den Gartenanlagen des Reichssportfeldes hatte man im vorigen Jahr Gelegenheit, die fortgeschrittene Kunst der Gärtner in der Verpflanzung alter Bäume zu bewundern; man sah z. B. Gruppen von 20 Meter hohen Pappeln, die von anderer Stelle her verpflanzt worden waren, ohne daß sie im Wachstum irgendwie gelitten hatten, sie prangten vielmehr in vollem Laubschmuck. Diese neue Errungenschaft will man nun in Amerika in größtem Maßstabe verwerten, um für die Weltausstellung, die in New York City im Jahre 1939 eröffnet werden soll, einen fertigen Wald von alten Bäumen zu schaffen. Es wird die umfassendste Verpflanzungsarbeit sein, die jemals unternommen worden ist. Tausend: von ausgewachsenen Bäumen aus allen Teilen der Vereinigten Staaten werden auf Lastkraftwagen, flachen Güterwagen der Eisenbahn und auf seetüchtigen Lastkähnen herangeschafft werden. Man hat durch das ganze Land Sachverständige geschickt, die vollendet gewachsene Bäume aussuchen sollen. Es handelt sich da um Pflanzen, die bis zu 20 m hoch sind und 25 t wiegen. Mit größter Sorgfalt werden sie mit einem großen Wurzelballen aus der Erde genommen, wobei die Wurzeln mit grober Sackleinwand in ihrem bis zu 3 m messenden Ballen umwickelt werden, und nachdem der Transport, der zur Nachtzeit durchgeführt wird, um in den Städten den Verkehr nicht zu stören, glücklich vonstatten gegangen ist, werden die Bäume mit mächtigen Winden in die vorbereiteten Pflanzlöcher eingesetzt. Mit Drähten werden sie zunächst in der richtigen Haltung befestigt und große Wasserlöcher werden um ihren Stamm offen gehalten, um die Wässerung gründlich vornehmen zu können. Es werden etwa im Ganzen 10 000 Bäume sein, die Ende 1938 einen neuen Wald bilden werden der sich in der Hauptsache aus Eichen, Ulmen, Ahornen, Sykomoren und verschiedenen Immergrünen zusammensetzt.

*

In Amassia in Kleinasien wusch eine Frau Kleidungsstücke in einem Fluß, als plötzlich ein Adler herabstieß, ihr Kind aus dem in der Nähe stehenden Kinderwagen packte und mit ihm aufflog. Er hielt das Kind in seinen Klauen und kam mit seiner Last bis zu einem benachbarten Hügel. Das Hilfegeschrei der Mutter zog mehrere Männer herbei, die auf den Hügel stürzten. Hier fanden sie das Kind unversehrt vor. Die Mutter hatte ein Stück Fleisch in die Tücher gelegt, mit denen sie das Kind bedeckt hatte, damit es nicht von Hunden gestohlen würde. Der Adler hatte dieses mitgegriffen und war mit ihm davongeflogen, ohne dem Kind ein Leid anzutun.

*

James Shamrock Morrissey, ein Eisenbahnarbeiter, der in Elkhorn im Staate Wisconsin tätig war, hatte eine Abneigung gegen Zahnärzte. So erfand er sich seine eigene, freilich etwas ungewöhnliche Methode, um einen schmerzenden Zahn loszuwerden. Er nahm ein Stück Faden, das er um den kranken Zahn band, und befestigte es an dem letzten Wagen eines abfahrenden Güterzuges. Sicherlich hätte dieses „Patent den gewünschten Erfolg gehabt, wenn es nicht Mr. Morrissey in letzter Minute mit der Angst zu tun bekommen hätte. Statt bei der Abfahrt des Zuges stehen zu bleiben, fing er wie ein Verrückter zu laufen an und rannte hinter dem anfahrende Zuge her, um den Augenblick des „Zahnziehens" noch hinauszuschieben. Bei dieser Gelegenheit stolperte er schließlich über eine Schwelle und kam zu Fall, wobei er zwar mit einem schnellen Ruck seinen Zahn los wurde, sich aber auch zugleich den Fuß brach. Mr. Morrissey hat geschworen, in zukünftigen Fällen doch lieber wieder den Zahnarzt aufzusuchen.

*

Kapitän Simon Lake, der einst das erste amerikanische Unterseeboot konstruiert hat, hat sein ganzes Vermögen geopfert, um zu dem Wrack der britischen Fregatte „Hussar", die vor 150 Jahren im East River-Fluß bei Rhode Island unterging, vorzudringen. Dieses Schiff, das während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges sank, soll eine Ladung von Gold im Werte von sechs Millionen Dollar an Bord gehabt haben. Dem 70jährigen Kapitän gelang es, nach unsäglichen Mühen mit Hilfe der bekanntesten Fachleute die versunkene Fregatte aus ihrem fünfzehn Meter tiefen Wellenprab zu heben. Aber wie groß war die Enttäuschung der Schatzgräber, als sich im „Hussar" auch nicht eine Spur von irgendwelchen Schätzen oder Goldbarren vorfand. Die einzige Beute waren ein paar Goldmünzen, die noch nicht einmal fünfzig Mark wert sind. Entweder hat die Fregatte niemals Gold mit sich geführt, oder die Beute ist schon von Schatzgräbern früherer Zeiten geborgen worden.

*

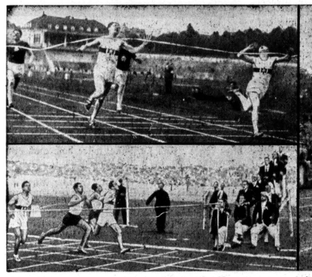
Die United Airlines haben vor kurzem versuchsweise auf der Strecke Newyork—Chikago Flugzeuge in den Dienst gestellt, die, wie die Eisenbahn, zwei verschiedene Klassen haben. Damit tritt zum erstenmal das Zweiklassensystem im Flugwesen in Erscheinung. Man will mit dieser Neueinrichtung auch den weniger bemittelten Kreisen die Möglichkeit geben, sich des Flugzeuges als Verkehrsmittel zu bedienen. Der Dienst wird durch Flugzeuge ausgeführt, die vierzehn Passagiere erster Klasse und einundzwanzig zweiter Klasse befördern können. Da die Preise für die zweite Klasse bedeutend ermäßigt sind, erwartet man eine erhebliche Steigerung des Verkehrs.

Die Reichsregierung begrüßt die ausländischen Aerzte

Anläßlich des Internationalen Aerzte-Kongresses in Berlin fand im Weißen Saal des Schlosses ein Empfang der Reichsregierung statt: Reichsinnenminister Dr. Frick bei der Begrüßung der ausländischen Teilnehmer. (Pressephoto, Zander-K.)

Die deutschen Stämme huldigen der Reichshauptstadt

Den Abschluß der Berliner 700-Jahr-Feier bildete die Huldigung der deutschen Stämme in die Reichshauptstadt. — Stadtpräsident und Oberbürgermeister Dr. Lippert spricht zu den Landsmannschaften.



An sechs Fronten — sechs Siege

Die deutschen Leichtathleten bestanden diese größte und wohl einzigartige Probe, sechs Ländérkämpfe zu gleicher Zeit, mit einem gewaltigen Erfolg. Links oben: Deutsch-belgischer Ländérkampf in Wuppertal: Zielbild vom 100-Meter-Lauf, den der Kölner Vogelsang (rechts) vor Konze-Wuppertal (links) gewann. Dahinter die Belgier Guthy und Dauby. — Links unten: Deutsch-polnischer Länderkampf in Warschau: Gillmeister (rechts) gewann den 100-Meter-Lauf vor dem Polen Zaslona (zweiter von links). Ganz links der Berliner Fischer. — Rechts: Ländérkampf Deutschland—Tschechoslowakei im Dresdener Ostra-Gehege: Ausschnitt aus dem 800-Meter-Lauf. Der spätere Sieger Harbig-Dresden liegt bereits an erster Stelle. (Weltbild 2, Schirner, Zander-K.)

Bulgarische Polizei vereidigt

Auf Grund eines neuen Gesetzes wurden die bulgarischen Polizisten auf König und Vaterland vereidigt. Der Innenminister nahm den Chefs der zivilen und uniformierten Polizei und ihren Mitarbeitern persönlich den Eid ab. — Im Vordergrund links: der Chef der bulgarischen Polizei, Gollubolf; und rechts Georgieff, der Chef der uniformierten Polizei. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Vom Kriegsschauplatz im Fernen Osten

Bild oben rechts: **General Tschiankaischek verläßt seinen Sommeraufenthaltsort Kuling,** um den Oberbefehl der chinesischen Streitkräfte zu übernehmen. (Pressephoto, Zander-K.) — Bild links: **Japans Premier vor dem Parlament.** Der japanische Premierminister Prinz Konce sprach im Parlament über die Ereignisse der letzten Zeit und gab bei dieser Gelegenheit den Standpunkt der Regierung bekannt. Die Abgeordneten hörten seinen grundlegenden Ausführungen mit größter Gespanntheit zu. (Zander-K.) — **Eine große chinesische Getreidemühle** in der Nähe von Tientsin, die von japanischen Flugzeugen in Brand geschossen wurde. (Associated Preß, Zander-K.)

Bergarbeiter Mussolini

Im Verlauf seiner Inspektionsreise durch Sizilien besichtigte der Duce auch die Schwefelbergwerke von Grottacalda, die größten Siziliens. In der Arbeitskleidung eines Bergmanns fuhr Mussolini in das Bergwerk. (Hoffmann, Zander-K.)

Der Vormarsch der nationalen Truppen auf Santander

Reinosa, ein strategisch wichtiger Platz, südlich von Santander, ist von den unerhört schnell vorstoßenden Truppen General Francos eingenommen worden. — Die von der Bevölkerung umjubelten Befreier der Stadt ziehen in Reinosa ein. (Scherl Bilderdienst, Zander-K.)

Granate traf ein britisches Warenhaus in Schanghai

Eine Granate unbekannter Herkunft schlug am Montagmorgen in ein großes Warenhaus in der Hauptgeschäftsstraße, der Nanking-Road (unser Bild) ein. Dabei wurden etwa 200 Personen getötet und viele verletzt.

Der alte Garten

Erzählung
von Heinrich Eckmann

Hans Voß hatte das Jawort von Timm Söhren in der Tasche und Hanna, seine Braut, im Arm. Heute morgen war der Hof auf seinen Namen überschrieben worden. Und Pfingsten sollte Hochzeit sein, eine Hochzeit, wie sie das Dorf noch nicht erlebt hatte. Bis dahin sollte der ganze Hof durchgeharkt werden. Der junge Bauer wollte den Leuten gleich zeigen, daß er nicht daran dachte, auf den Alten stehen zu bleiben. Vor der Hochzeit noch wollte er eine Eßstube an das vielgeräumige Haus bauen lassen, und über der Haustür sollte ein Balkon das stille Gesicht des alten, schönen Bauernhauses verändern, wie die junge Braut es sich so sehnlich wünschte. Und der Garten — ob der Gärtner in der Stadt hatte einen Garten mit kugelrunden Bäumen und schnurgeraden Wegen und Figuren und Springbrunnen.

„Immer finnig, Hans, nichts holterkatholter. Sinnig, finnig."

„Das mußt du aber doch selber zugeben, Vater: In dem ganzen Jahr, wo wir auf der Ackerbauschule Betriebslehre hatten, hieß es immer und immer wieder, daß der ganze Betrieb die Kraft und die Art des Bauern aus seinen Grundideen heraus — —"

„Ich weiß, was du sagen willst, Hans. Der Hof muß in Ordnung sein. Die ganze Art — wie soll ich es sagen? — der Charakter des Bauern muß im Hofe stecken. Und ich meine, Hans, wir sind zu einfach und gerade, an uns hält sich nicht viel Putzkram."

„Das ganze Buch sind wir durchgegangen, Vater —"

„Man hat immer Klug reden von Grundideen, Hans. Ich habe auch eine Grundidee: sinnig und innig. Sieh, dein Großvater hat den Hof gebaut und den Garten dazu. Es fragt sich nun: Ist er aufgebraucht? Verarmt er sich nicht mehr? Ich sage dir, er verarmt sich noch, Hans. Er ist auch auf Grundideen aufgebaut, auf gutem Boden und aus gutem Material. Es ist so alles ganz gut und schön, was du vor hast, Hans. Mich freut, daß du nicht stehen bleiben willst. Aber als Bauer mußt du auf der richtigen Stelle arbeiten. Ich meine, zuerst mußt du mal für dich arbeiten, nachher kannst du dein Geld für andere Leute verdienen. Und dann — ich weiß nicht, ob du auch so an Vater und Mutter hängst wie wir Alten. Bei uns ist alles Heimat. Mit uns ist jeder Baum und jeder Stein verwachsen. Mal die Fenster neu und tapezier die Stuben aus und hart den Garten schön rein, Hans, dann ist alles glatt und schier, daß es eine Pracht ist. Laß es so gut sein, wenn ich dir einen Rat geben soll."

„Dann ist ja das ganze Geld für die Schule weggeschmissen, hat alles keinen Zweck gehabt", wehrte sich der junge Bauer.

Der Alte spuckte seinen schlechten Geschmack aus. „Meinst du das, Hans?"

„Ein Haus mit Balkon sieht aber immer schmuck aus", stärkte die Braut ihrem Verlobten den Rücken.

„Deern", fuhr der Alte zusammen, „das meinst du?" Er kämpfte um seine Heimat. „Ich will euch nichts in den Weg legen, Kinder. Aber leid sinnig, sage ich. Ein Baum ist leicht herausgeschmissen. Aber ein neuer trägt noch nicht gleich wieder. Leicht sind tausend Mark weggeworfen, wo du in Wirklichkeit tausend Mark verdient haben sollst. Sieh, so ist das. Tapezierst die Stuben neu, hattet den Garten rein und verdet euch einig mit Regen und Sonnenschein Und nachher ist es noch immer nicht zu spät."

„Der Garten beim Gärtner in der Stadt ist aber wunderhübsch", sagte die Braut. Aber der Alte hörte es nicht mehr. Er ging langsam seinen Weg.

„Alte Leute werden leicht ein bißchen wunderlich", sagte Hans Voß zu seiner Braut. „Und schließlich haben wir doch zu sagen."

Bei der alten Eiche auf dem Hofe war der Alte stehengeblieben, stand dort nun und sah sich um. Ueber seinen ernsten, blauen Augen buschten sich die grauen Brauen. Das sah aus wie Trotz, das sah nicht aus wie Wunderlichkeit.

*

Der alte Garten — — —

Die hohen Weißbuchenhecken haben hier und dort Fenster gelassen, und man sieht durch sie in den blühenden Sommer hinaus nach den Nachbardörfern und nach den Wäldern und über das Moor und in die Heide. Da ist nirgends ein Verschlag, nirgends eine Grenze. Der alte Garten blüht über die Hecken hinaus in die weiten Felder hinein und vollblüht sich so erst ganz. An der Sonnenseite steht das Immenschurt. In einem Bauerngarten fehlt etwas, wenn das emsige Volk der Bienen den Frieden nicht belebt. Es singt und summt den ganzen Tag.

Der Obstgarten blüht und fruchtet in den Blumengarten hinüber. Vor den Fenstern der Bauernstube stehen die alten Kricchäume und schütteln im Frühling ihren Schnee über Tulpen und Schlüsselblumen. In der nächsten Nacht blühen die Kaiserkronen auf. Zu Ostern pflanzt Mutter Stiefmütterchen und Vergißmeinnicht auf die runden Beete. Zu jedem Jahre hängen die tränenden Herzen sich üppig über den Weg. Und durch die Hecke schlingen sich Winden und Feuerbohnen. Als Großmutter noch lebte, grub sie drüben in der Ecke einen Wampen Heide für Kränze ein. Als sie starb, ließ die neue Bäuerin ihn wachsen. Und nun wächst und blüht er sich immer breiter trotz der stolzen Sonnenblumen dahinter.

Klang für sich allein, zwischen Pechnelken und Schleierkraut, blüht ein einzelner Rosenstrauch mit großen, reinweißen Blumen. Sie stehen so unschuldig aus in dem bunten Durcheinander wie ein frommer Spruch unter bunten Bildern.

Es ist, als wenn ein Säemann in den Beutel gegriffen und all die bunten Farben verstreut hätte. Und doch wieder, als wenn eine Gärtnerhand den Samen auffing und auf den richtigen Platz warf. —

Da stehen wir denn nun mit dem alten Jörn Voß und feiern Abschied von dieser blühenden Welt. Und nun kommt auch noch die alte Mutter, nicht bekümmert ihrem Garten zu und harkt den Weg mit ihrem schweren Gang. Sie kennt den alten Garten am besten. Jede Blume hat ihre kleine Geschichte. Die tränenden Herzen sind ihre Lieblingsblumen, sie brachte sie damals mit aus dem Garten ihrer Eltern. Und die Heide und die Nelken und alles, was da ist — — —Und die kleine Schwesterrose, Jörn, hier die schneeweiße Schwesterrose zwischen all den andern Blumen — ob Hans die schon vergessen hat?"

*

Als die Gärtner den Garten aufwühlten, waren Jörn Voß und seine Frau bei Tante Knd in der Marsch zu Besuch. Ihr Sohn hatte sie zurückhalten wollen. „Was wollt ihr nun gegen Winter in der kahlen Marsch?" Aber die beiden Alten waren sich einig. Standen sie hier nicht mur im Wege?

Alte Sträucher und Knollen lagen hinter dem Hause. Das Land wurde rigolt. Den Winter über sollte der Boden durchfrieren. Im nächsten Frühling sollte der neue Plan verwirklicht werden.

Einmal stand der junge Bauer auch am Fenster seiner Bauernstube und starrte in den kahlen Herbst. Dann aber wurde die Tür aufgerissen, und die junge Braut flog ihm um den Hals. Da war wieder Frühling.

Als die beiden Alten von ihrer Reise zurückkehrten, lag der Garten im Schnee. So lange hatten sie gewartet. Still gingen sie in ihre Kate und lebten dort einsam, als wenn sie eingeschneit wären. Wenn der Sohn aber seine Braut bei ihnen einsahen, wurde kein Wort über den Garten verloren. Dem Alten ging es während dieser Zeit überhaupt nicht gut, er mochte nicht mehr, es steckte keine Lust mehr in ihm. Er fror immer so. Gleich nach Weihnachten sagte er sich zu Bett. Mitte Januar lag er schon unterm Schnee. Vor seinem offenen Grabe lief eine Träne über die Backen des jungen Bauern und versteckte sich schnell in seinem Barte. Und seine Mutter sah, daß er sich einmal in die Lippen biß. Aber er sagte nichts. Man sah ihn in Zukunft nur manchmal mit gesenktem Kopfe und allein einhergehen, aber das war wohl bei andern Bauern nicht viel anders. Die Tage sind alle verschieden. Warum sollte gerade Hans Voß, der Bauer auf dem besten Hofe im Dorfe, der zu Pfingsten seine Hochzeit feiern wollte, ein schwereres Leben haben?

Als im Frühling die Sonne durchbrach, kamen die Gärtner aus der Stadt. Bald waren die neuen Wege ausgesteckt und der Springbrunnen ausgeschachtet. Vor Ostern war die Arbeit beendet. Und Pfingsten führte er die junge Frau ins Haus.

An diesem Tage spielte das Wasser des Springbrunnens heiter in das Sonne. Aber der Wein floß nicht in so blutroten Strömen, wie es sich die Jugend erträumt hatte. Auch das Fremdenzimmer lag noch als Wan im Schutzlach des Baumeisters. Der Tod des alten Bauern hatte viel Wärm abgekehrt. Nur der neue Garten war da. Der alte Garten lag vertrocknet hinterm Immenschurt.

Es war, als wenn Hans Voß durch den Tod seines Vaters wirklich etwas sinniger geworden wäre, als wenn der Sinn des Lebens ihm nun erklärter erscheine. Er war ernster und schwerer geworden in der Joppe des Hofherrn, als wenn er aus dem Garten der Jugend in den Garten des Lebens hinübergegangen wäre. Er geht immer hinterm Pflug her. Hans Voß", sagten die Leute im Dorfe. Damit wollten sie wohl seinen schweren Gang andeuten.

Die Lore am Tore Reinhold Hensche

Hier wird das Korn gemahlen G. la Dous

Fast schien es, als wenn er den neuen Garten schon vergessen hätte, so wenig kümmerte er sich um ihn. Er war ihm wohl noch zu kahl und leer. Ein neuer Garten muß sich immer erst zurechtwachsen. Frühlinge und Sommer müssen in ihm arbeiten. Und für den Bauern ist immer genug Arbeit auf dem Acker.

„Hans", sagte eines Tages die junge Frau, „du paßt ganz und gar nicht zu unserm feinen Garten, immer bist du hinter der Arbeit her. Ja, wenn du ein gewöhnlicher Bauer wärest —"

„Was bin ich denn sonst?" fragte er und blickte sie mit großen Augen an. Er ließ sie einfach stehen und ging seinen Weg.

*

An einem Abend in diesem Sommer ging Hans Voß in die Kate zu seiner Mutter. Am Nachmittage war ein starkes Gewitter niedergegangen. Nun lag vor Sonnenuntergang das Land noch einmal matt überleuchtet: wie ein Kind, das geweint hat und nun wieder lächelt, die Tränen noch immer in den Augen. Während des Gewitters hatte das Dienstmädchen bei der alten Frau gewacht, weil der Bauer aber auf seinem Hofe bleiben wollte, die junge Frau aber bei solcher Gewalt in der abergläubischen Kate allein mit der alten Mutter bange war. Nun löste der Bauer das Mädchen ab. Er wußte, daß seine Mutter, die als Kind einmal während eines Gewitters aus einem brennenden Hause fliehen mußte, nach den harten Keulenschlägen von oben nicht leicht wieder zur Ruhe kommen konnte. Weil sie alt und hilflos war, litt der Bauer nicht, daß sie allein blieb. Man sah ihn überhaupt oft seine alte Mutter besuchen.

Stina Voß saß noch immer am Tisch hinter Bibel und Gesangbuch. Die Blumentöpfe hatte sie von der Fensterbank auf die Kommode gestellt.

Wenn man in die Stube trat, fiel der erste Blick auf das große Bild über dem Sofa. Ein Mädchenkopf war darauf, mit großen, unschuldigen Kinderaugen. Es war das Bild seiner Schwester, die mit zwölf Jahren starb, Tine hieß sie.

Der Sohn setzte sich zu seiner Mutter und erzählte ihr von seiner Arbeit und Mühe. Das Korn steht gut, die Wiesen sind saftig und ergiebig, die junge Frau will Mutter werden.

„Wann wir denn unsern Jungen zu dir in die Kate bringen, Mutter, und du ihm etwas vorsingst, wie du uns früher manchmal etwas vorsangst — sag mal, Mutter, du kannst doch noch singen?"

Die alte Frau schüttelte den Kopf. „Meine Mutter konnte noch mit zweiundachtzig Jahren singen, aber bei mir will es nicht mehr. Und wenn ich daran denke, als du ein Junge warst, wie konntest du singen."

Aus tiefem Grübeln fragte der Sohn: „Hab' ich mich eigentlich sehr verändert, Mutter? Ich meine, bin ich als Junge? Und wie bin ich nun?"

„Nein, Hans", sagte die alte Frau gütig, „so sehr hast du dich nicht verändert. Kein Tag ist sich gleich. Aber manchmal meine ich, wärest du noch genau derselbe Junge wie damals, nur größer. Was einmal da ist, bleibt wohl für immer da."

„Erzähle doch mal aus meinem Leben, wie ich als Kind war", bat der junge Bauer.

„Wie sollst du gewesen sein?" wehrte sie.

Aber er ließ ihr keine Ruhe. Da lächelte die alte Frau und legte ihre zitterigen Hände in den Schoß. „Das alles vergißt eine Mutter nicht, Hans. Weißt du, was morgen für ein Tag ist? Du wirst es nicht behalten haben, du hast sonst zu viel um die Ohren. Aber in mir sucht und sammelt sich alles wieder zusammen. Es war am achten August vor siebzehn Jahren, da kam Todesting von unserm Großvater. Da kamst ihr spätabends von der Heide nach Hause, du mit den andern Kindern aus dem Dorfe, unsere kleine Tine war auch mit dabei. Du warst'l neun Jahre alt, Tine elf. Ihr hattet Beerädnis gespielt in der Heide. Tine war viel stiller und ruhiger als du, Hans Himmelhoch. Vater sagte immer: Tine ist so leiselustig, aber du, du warst immer groß und unternehmungslustig. Und du warst ja auch mein Junge, Hans, mein lieber, einziger Junge."

Der junge Bauer senkte den Kopf. „Ja, Mutter", sagte er, „du hast immer viel von mir gehalten. Das hast du."

„Sieh", fuhr die Mutter fort, „da kam mir denn gleich mein wilder Junge um den Hals geflogen und rangelte sich fest und wollte mich so lieb haben wie sonst keiner."

„Ja, Mutter", sagte der Bauer, „ich besinne mich nun wieder darauf."

„So etwas vergißt man auch nicht, Hans. Sieh, und da habe ich denn meinen großen, wilden Jungen genommen und hab' ihn gestreichelt wie ein kleines Kind, das noch nicht allein gehen kann. Aber dann stand auf einmal unsere Deern vor uns, unsere kleine Tine, sie stand nur da und streichelte schüchtern meine Hand und sagte ganz leise: „Mutter, du mußt mich aber auch noch ein bißchen lieb haben."

Hans, ich weiß nicht — — mir ist in meinem Leben viel durchs Herz gegangen, viel, viel — — aber ein solches Wort von einem Kinde an seine Mutter, eine solche kindliche Bitte — — Anklage — — ich habe euch beide an mein Herz gerissen, als sollte ihr mir genommen werden. als stünde einer vor mir mit einem Beil — — ich hatte euch doch wohl in Wirklichkeit beide gleich lieb Hans — — —"

Die alte Mutter blickte durch die Perlgläser still in sich gewinnter Tränen ihren Sohn an. „Beide gleich, Hans, das kannst du mir glauben — —"

„Das hast du, Mutter, ich weiß es, das hast du."

Die alte Frau erzählte weiter: „Am andern Tag kam Tine an meinen Nähtisch.

Sie legte einen Arm um meine Schultern und sagte: „Du, Mutter, Hans ist ein guter Junge. Und dann erzählte sie mir, daß du sie gefragt hättest, ob sie wüßte, was die große weiße Rose in unserm Garten für eine Rose wäre. Aber sie hätte es nicht gewußt. Da hättest du ihr erklärt, daß ich Schneekönigin dazu sagte. Und sie, Tine, wäre doch auch eine Königin. Da hätte sie laut gelacht, denn sie wäre doch keine Königin, sie wäre doch Tine Voß. Das erzählte sie mir alles. Aber du hast dann diese Rose Schwesterrose genannt, und so hieß sie nachher bei uns allen. Und du hast Tine versprochen, daß diese Rose dort immer auf ihrem alten Platz stehen bleiben sollte — — ich sage es so, wie es wirklich war — — auch wenn du den Hof hättest. Und zu ihrer Hochzeit sollte sie einen Brautstrauß davon haben."

Der junge Bauer bog seinen Kopf zur Seite, als dürfe er seine Augen nicht zeigen. Es war etwas in ihm, das zuckte durch seinen Körper und wand sich vor Schmerz.

Einen Augenblick wartete die Mutter noch auf ihren großen Sohn, dann erzählte sie weiter: „Ich sage alles so, wie es wirklich war. Sieh, Hans, das war ein feiner Zug von dir. Du wolltest nicht, daß unsere Tine zurückstehen sollte vor dir. Das ist denn so eine Geschichte aus deiner Kindheit. Was hätte damals ge dacht, daß unsere Tine schon im nächsten Jahre unter die Erde mußte."

„Mutter", sagte der junge Bauer aus ernstem, schweren Grübeln und wandte den Blick nach draußen, „daß ich diese Geschichte vergessen konnte — — die Rose — — und unsere kleine Tine — —"

„Die Schwesterrose blüht nun in unserm Katengarten", sagte die Mutter. „Ich habe sie mir im vergangenen Herbst aus dem alten Garten herausgesucht. Vater war auch noch mit dabei. Wir wollten dir ja nicht im Wege stehen —"

Da sprang Hans Voß auf und eilte nach draußen in den Garten. Nun stand er schon vor seiner Schwesterrose. Sie kränkelte, sie hatte nur eine kleine Blume getrieben. Aber sie war noch da, und sie lebte noch. Sie stand dort genau so wie im alten Garten unter Pechnelken und Schleierkraut.

Die alte Mutter war ihrem Sohne gefolgt.

„Gib mir meine Rose wieder, Mutter", bat er sie. —

Am selben Abend noch trug er seine Schwesterrose mit der einen kümmerlichen Blüte hinüber in seinen Garten und pflanzte Pechnelken und Schleierkraut um sie herum.

Als im nächsten Frühling aber alle Sträucher am Todestag von unserm Großvater, da sannet ihr spätabends von der Heide nach Hause, du mit den andern Kindern aus dem Dorfe, unsere kleine Tine war auch mit dabei. Du warst'l neun Jahre alt, Tine elf. Ihr hattet Beerädnis gespielt in der Heide. Tine war viel stiller und ruhiger als du, Hans Himmelhoch. Vater sagte immer: Tine ist so leiselustig, aber du, du warst immer groß und unternehmungslustig. Und du warst ja auch mein Junge, Hans, mein lieber, einziger Junge."

Der junge Bauer senkte den Kopf. „Ja, Mutter", sagte er, „du hast immer viel von mir gehalten. Das hast du."

„Sieh", fuhr die Mutter fort, „da kam mir denn gleich mein wilder Junge um den Hals geflogen und rangelte sich fest und wollte mich so lieb haben wie sonst keiner."

„Ja, Mutter", sagte der Bauer, „ich besinne mich nun wieder darauf."

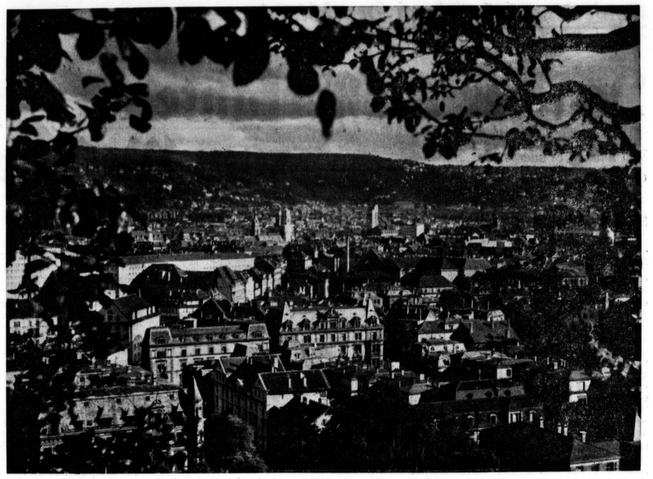
„So etwas vergißt man auch nicht, Hans. Sieh, und da habe ich denn meinen großen, wilden Jungen genommen und hab' ihn gestreichelt wie ein kleines Kind, das noch nicht allein gehen kann. Aber dann stand auf einmal unsere Deern vor uns, unsere kleine Tine, sie stand nur da und streichelte schüchtern meine Hand und sagte ganz leise: „Mutter, du mußt mich aber auch noch ein bißchen lieb haben."

Hans, ich weiß nicht — — mir ist in meinem Leben viel durchs Herz gegangen, viel, viel — — aber ein solches Wort von einem Kinde an seine Mutter, eine solche kindliche Bitte — — Anklage — — ich habe euch beide an mein Herz gerissen, als sollte ihr mir genommen werden. als stünde einer vor mir mit einem Beil — — ich hatte euch doch wohl in Wirklichkeit beide gleich lieb Hans — — —"

Die alte Mutter blickte durch die Perlgläser still in sich gewinnter Tränen ihren Sohn an. „Beide gleich, Hans, das kannst du mir glauben — —"

„Das hast du, Mutter, ich weiß es, das hast du."

Schwarzes Pferd auf goldenem Grund



Stuttgart, von Bergen und Wäldern umkränzt

Stuttgart

die Stadt des Auslandsdeutschtums

Am 28. August beginnt in der schwäbischen Hauptstadt Stuttgart die 5. Reichstagung der Auslandsdeutschen. Am Sonnabend aber wird in der „Stadt der Auslandsdeutschen" die Zwanzigjahrfeier des Deutschen Auslandsinstituts abgehalten.

Ueber den Dächern der alten Stadt

Das Wappen der Stadt Stuttgart stellt bekanntlich ein schwarzes steigendes Pferd auf goldenem Grunde dar. Dieses Zeichen steht in enger Beziehung zur Stadtgründung. Urkundlich erscheint Stuttgart 1229 als „Stutgarti", 1263 als „Stutegartun", was soviel wie Gestütsgarten bedeutet. Als geschichtliche Tatsache steht außerdem fest, daß am Annesenbach, der noch heute die Stadt durchfließt, in der Gegend der heutigen Stiftskirche schon im 11. Jahrhundert ein Stutengarten, auch Fohlenhof genannt, angelegt war. Nach einer anderen Urkunde wieder soll sich der Name Stuttgart jedoch nicht von einer Stute ableiten lassen, sondern von dem Wort Stocgarten, wobei man unter Stoc einen Weinstock versteht. Und in der Tat war Stuttgart bis ins 19. Jahrhundert hinein eine ausgesprochene Winzerstadt. Um 1594 besaß sie nicht weniger als 1800—1400 Hektar Weingärten, und noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts galt Stuttgart neben Würzburg und Wien als die Stadt des größten Weinverbrauches in deutschen Landen.

Die schwäbische Hauptstadt liegt zum größten Teil in einem engen, tiefeingeschnittenen Seitental des Neckars. Mit ihren 11 Vororten ruht sie auf einem Boden, den die Natur mit reichsten Gaben und mit einzigartiger Schönheit ausgestattet hat. Vor 2 Jahrtausenden hausten hier die Römer, wie das aus der Zeit des Kaisers Trajan stammende Kastell beweist, das man bei der Stuttgarter Schwesterstadt Kannstadt ausgehoben und der Vergessenheit entrissen hat.

Im Laufe der vergangenen Jahrhunderte hat sich nicht nur der Umfang der Stadt verdoppelt und ihre Einwohnerzahl fast das Zehnfache erreicht, auch ihr äußeres Bild hat sich vollständig verändert. Stuttgart ist eben nicht bloß eine äußerst schön gelegene, sondern auch eine in ihrem Innern äußerst reizvolle Stadt. Der alte Kern mit seinen engen Gassen und hochgiebligen Häusern ist teilweise erneuert worden. Mit den neuen Häusergruppen wurde ein Altstadtbild von eigenem Reiz geschaffen und mit dem Bestehenden harmonisch verschmolzen, so daß der Fremde auch im Neuen den Charakter des Alten wieder zu sehen bekommt. Stuttgart ist übrigens typische „Fremdenstadt des deutschen Südens", liegt im Schnittpunkt wichtiger Durchgangslinien des mitteleuropäischen Land- und Luftverkehrs, was seinem Wirtschaftsleben natürlich auftatten kommt. Von Hamburg, Berlin, Wien, Genua, Paris und Amsterdam ist es ungefähr gleichweit entfernt. Im West-Ostverkehr wird es von den Linien Paris—Wien und Paris—Nürnberg—Prag berührt, im Nordostverkehr von der Verbindung Paris—Nürnberg—Leipzig—Berlin, im Nordsüdverkehr von den Verbindungen Antwerpen—Köln—Mannheim—Zürich und Berlin—Mailand. Die schnellste und kürzeste Verbindung zwischen England und Süddeutschland und nach Rom führt über Stuttgart, das auch Station des Orientexpresses ist. Diese Verkehrsverhältnisse haben dazu beigetragen, daß Stuttgart zu einem bedeutenden wirtschaftlichen und kulturellen Mittelpunkt und zugleich zu einer beliebten Fremdenstadt geworden ist.

Im engen Zusammenhang damit steht auch die große Mission, die der Stadt durch den Führer übertragen wurde, als ihr die ehrenvolle Bezeichnung „Stadt der Auslandsdeutschen" verliehen wurde. Hier wurde 1917 das Deutsche Auslandsinstitut gegründet, das aus dem Württembergischen Verein für Handelsgeographie hervorging. Diese gemeinnützige Organisation des öffentlichen Rechtes hat es unternommen, die Beziehung zwischen Auslandsdeutschen und der Heimat und der Auslandsdeutschen untereinander zu stützen und zu pflegen. Eine große Bibliothek dient diesem Zweck, ferner eine Kartensammlung, die etwa 10 000 Karten enthält und vor allem ein Archiv, das alles Wichtige über die deutschen Volksgruppen im Ausland enthält.

Die Stadt Stuttgart selbst hat sich ebenfalls in den Dienst dieser Arbeit gestellt, um den ihr verliehenen Ehrentitel zu rechtfertigen. Alle ihre großen Unterrichtsanstalten sind in erster Linie für den Besuch der auslandsdeutschen Jugend eingerichtet. Die Technische Hochschule enthält seit einiger Zeit die „Deutsche Burse", d. h. die Gemeinschaft oder das Haus der gemeinsam lebenden Studenten. Im Deutschen Volksheim zu Stuttgart finden auslandsdeutsche Kaufleute und Handwerker, natürlich auch alle anderen Berufsarten aus dem Auslande, freundliche Aufnahme. Denselben Zweck dient ein Auslandsdeutsches Mädchenheim und ferner ein Frauenheim, das von der NS.-Frauenschaft verwaltet wird. Ferner gibt es seit kurzem in Stuttgart ein Heim für deutsche Rückwanderer, das in erster Linie jenen deutschen Volksgenossen dient, die den größten Teil ihres Lebens im Ausland zugebracht haben und nun in der Heimat wieder festen Fuß fassen wollen. Die bevorstehende 5. Reichstagung der Auslandsdeutschen bildet für Stuttgart wieder einen Höhepunkt in den Ereignissen des öffentlichen Lebens.

Das Geschick dieser Auslandsdeutschen ist mit der schwäbischen Hauptstadt aufs Engste verbunden. Als ein mehr zufälliges Symbol dieser Beziehungen mag hier noch der berühmte Schicksalsbrunnen an der Rückseite des Landestheaters, vom Stuttgarter „Freud und Leid" genannt, mit einer packenden Inschrift erwähnt werden:

„Aus des Schicksals dunkler Quelle
Rinnt das wechselvolle Los:
Heute steht's du fest und groß,
Morgen wankt du auf der Welle . . ."

Photos (3) Ausstellungs- und Fremdenverkehrsamt Stuttgart

Ehrenmal der deutschen Leistung im Ausland in Stuttgart

Entdeckungsfahrt durch Deutschland:

IV.

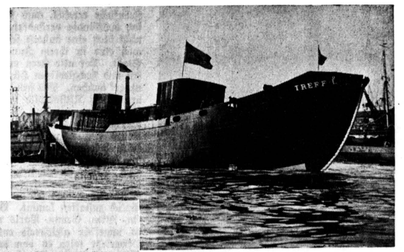
Von der Wasserkante zum Westerwald

Von unserm Sonderberichterstatter
Gert von Klass

Kapitän Kircheiß persönlich

Eine Begegnung ist nachzutragen, die im Plan dieser Fahrt lag. Diese ganzen Tage hat mich ein Buch begleitet. Das Buch beginnt mit einem Bild. Ein Mann mit hochgeschlagenem Mantelkragen steht an das Harpunengeschütz eines Walfängers gelehnt. Unter dem Bild ist zu lesen: „Wal! Wal! Ran ans Werk! Deutschland muß wieder eigenen Walfang haben. Carl Kircheiß." Diesen Mann kannte ich vom Jahre 1922 her — damals als uns allen noch die Verzweiflung im Herzen saß, als der Lebenskampf in den erbittertsten Formen geführt werden mußte. Carl Kircheiß, ehemals Navigations- und Artillerieoffizier auf dem Hilfskreuzer „Seeadler" des Grafen Luckner, führte zu jener Zeit den Existenzkampf als Vertreter der Zigarrenfabriken. Dann machte er seine Weltumseglung mit dem Fischkutter „Hamburg", stampfte dieses Unternehmen buchstäblich aus dem Boden, schrieb darüber ein Buch, das einschlug, ließ sich 1930 als Leichtmatrose auf einem norwegischen Walfänger anheuern und schrieb über diese Fahrt ein zweites Buch, das jene Bildung trägt.

Nachdem in Deutschland wieder eine regelmäßige Beteiligung am Walfang geplant ist, ist auch sofort mit dem Bau einer eigenen Walfangflotte begonnen worden, von der jetzt das erste Fangboot „Treff I" auf der Werft von Stülken in Halburg vom Stapel gelaufen ist. Es hat eine Länge von 41 Meter und eine Breite von 7,8 Meter und erhält durch eine 1200-PS-Maschine eine Geschwindigkeit von 14 Knoten.



Das erste deutsche Walfangboot
(Weltbild, Zander, K. 2)

Die deutsche Walfangflotte

Nun sitze ich ihm gegenüber in seinem Haus in Blankenese. Von diesem Haus geht der Blick weit über die Elbe und auf die Werft am gegenüberliegenden Ufer, wo ein Walfangschiff nach dem andern gebaut wird und habe Gelegenheit, darüber nachzudenken, ob das Glück wirklich die wankelmütige Dirne ist oder ob es sich zuletzt doch nicht nur dem Tüchtigen schenkt, dem, der einen Kampf führt und ihn durchsteht.

„Wal! Wal!"

Wer wollte etwa im Jahr 1932, als Carl Kircheiß sein Wallbuch schrieb, etwas vom deutschen Walfang wissen. Diese Propaganda hatte nicht die geringsten Aussichten auf Erfolg. Der Walfang war in der Hauptsache von jeher eine norwegische Angelegenheit. Die Norweger hatten die Erfahrung, die Fachleute. So etwas ließ sich nicht einfach nachmachen. Da nützte der Hinweis gar nichts, daß der Walfang ein gutes Geschäft sein konnte, daß im Jahre 1930 Deutschland 165 000 Tonnen Tran im Wert von 90 Millionen Mark einführte.

Und jetzt? Gerade vor ein paar Tagen war das riesige Walfangmutterschiff „Unitas" in Bremen von Stapel gelaufen. Man muß den Riesen gesehen haben, um zu begreifen, was hier geschaffen wurde.

Es ist ein glühend heißer Tag, über der Werft brütet die Hitze, die Preßluftstämmer schmettern ihr nervenzermürbendes, wildes Lied. Ich blicke in den Rumpf des Schiffes — vier Stockwerke tief — ein Labyrinth von Maschinen, Kesseln, Kabeln, Baugerüsten. Mein Begleiter lächelt. Was für mich verwirrend und überwältigend ist, das ist für ihn sinnvolle Ordnung und Alltäglichkeit. Das also ist das Schiff mit dem riesigen Loch im Heck, durch das mit einer Riesenwinde die Wale auf das Oberdeck gewunden werden. Das Loch wird während der Fahrt nicht einmal geschlossen. Das Meer vermag dem Schiff trotzdem nichts anzuhaben. Wie von einem Turm geht vom höchsten Deck der Blick über die Weser, auf der tief unten winzig kleine Dampfer schwimmen. Zu diesem Walfangmutterschiff werden einige Monate später die kleinen wendigen Walfangschiffe ihre Beute schleppen, die hier bis auf den letzten Rest verwertet wird.

Kleine Lektion von großer Bedeutung

Aber bevor die deutsche Walfangflotte gebaut wurde, mußte erst einmal die Idee dazu gefaßt werden. Die Idee steht am Anfang eines jeden Werkes. Das soll nicht vergessen werden. Und neben der Idee ist der Wille zur Tat notwendig, der mit dem Jahr 1933 geboren wurde.

An Kapitän Kircheiß sind gewiß viele tausende von Fragen gerichtet worden über alles, was den Walfang angeht. Nicht nur mir wird er die kleine Lektion erteilt haben über die riesige Ausdehnung des Walfanggebietes, über das freie Eismeer 20 000 Kilometer rund um den Südpol in 1000 Kilometer Tiefe, über das Leben dieses größten Säugetiers der Welt, das unter dem Packeis weite Strecken schwimmt, um an freien Stellen in der riesigen Eiszone wieder aufzutauchen — dann dem Menschen unerreichbar. Wenn auch die Zeit vorbei ist, wo man dem Wal mit Ruderbooten zu Leibe ging, jeden Augenblick gewärtig, von einem Schwanzschlag des Wals zerschmettert zu werden — diese Erzählungen atmen doch den Geist einer echten Romantik, der Romantik der freien See. —

Adolf-Hitler-Koog und Dithmarschen, das Kahnlager des Arbeitsdienstes an der Elbe, Neuwerk und das Watt bei Cuxhaven, Bremen mit seiner Riesenwerft und das meermahe Emsland — jetzt führt der Weg fort von dem vielgestaltigen Leben der Wasserkante in scharfer Wendung nach Süden. Das Ziel ist der Taunus und Westerwald. Auf dieser Fahrt ist dafür gesorgt, daß keine Langeweile aufkommt. Selbst was sich zunächst als Aergernis anläßt, bringt zuletzt noch Nutz und Frommen.

„Aha, Berlin!"

Nichts ist für den Autofahrer ärgerlicher als eine Umleitung. Von dem geraden auf der Karte vorgeschriebenen Tugendpfad sieht er sich plötzlich abgedrängt auf Nebenwege, von denen er sich bisher nichts träumen ließ. Viel schlimmer aber ist es, plötzlich nach kilometerlanger Fahrt vor einer Straßenbausselle zu stehen und nicht weiter fahren zu dürfen, weil man das Umleitungsschild nicht beachtete.

Es muß hier einem weitverbreiteten Irrtum entgegengetreten werden. Nicht jeder, der in einem Auto mit der Bezeichnung IA fährt, ist ein Berliner! „Aha, Berlin", bemerkte der junge Herr, der bei der Straßenbausselle etwas zu sagen hatte und mir das Weiterfahren verbot. Er gab der Ueberzeugung Ausdruck, daß ich ein ungeheuer listenreicher Berliner sei, der geglaubt hatte, sich mit Hilfe seiner „frechen Berliner Schnauze" durch die Straßensperrungen durchdrängeln zu können. Meine schönsten Schwüre, ich hätte wirklich kein Sperr- oder Umleitungsschild gesehen, wurde als das Musterbeispiel heuchlerischer Schauspielkunst ironisch bewundert. Zuletzt wurde mir der Weg über der Talsohle hinaus in die Berge zum Ziel des heutigen Tages, dem Sauerberg.

Landschaft und lebendige Geschichte

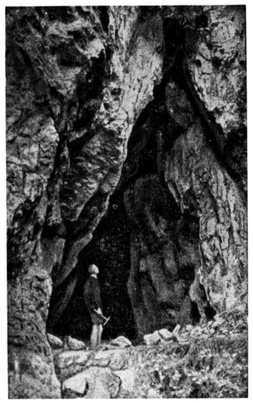
Auf seiner Höhe steht das neue Arbeitsdienst-Lager des hiesigen Arbeitsgaues, das heute eingeweiht wird. Fast auf der Kuppe des Berges liegen die Baracken, dunkelbraun, die Leisten rot abgesetzt. Die ganze Herrlichkeit der Bergwelt ist über diese Stätte gebreitet. Ueber die Wipfel der Wälder ragen die Ruinen der Sauerburg. Wälder und Burg, weite Schlachten und langgezogene Hügelzüge — das ist die Welt, die täglich der junge Arbeitsmann vor Augen hat, der hier Dienst tut.

An diesem Tage aber ist von Dienst keine Rede. In den sinkenden Abendschatten beginnt das Spiel, das die Geschichte dieses Stückchens deutscher Erde erzählt. Arbeitsmänner führen es auf. Ganz der Sache hingegeben. Ein Spiel von einem Laien geschrieben für diese Feierstunde, — für die Abteilung „Feldmarschall Blücher" des Reichsarbeitsdienstes. Ich lese den Leitspruch: „Landschaft muß lebendige Geschichte werden". Und wahrlich, dieses einfache Spiel erfüllt meisterlich die Forderungen seines Leitspruches. Ich wußte nichts von den Schicksalen dieser abgelegenen Berggegend. Nun gibt es eine Instruktionsstunde unterhaltsamer Art. Der Verfasser hat es sich nicht so einfach gemacht, hat sein Spiel nicht abgestellt auf den bequemen Gegensatz zwischen dem bösen Grafen und dem braven Bauern, sondern er sah einen tiefen Blick in die Geschichte dieses Winkels getan. Wieder beginnt es mit dem uralten deutschen Hader. Hier war es der Kampf zwischen dem Pfalzgrafen und dem Erzbistum Mainz, der mit Erbitterung geführt wurde. Diesem Streit verdankt die Sauerburg ihre Entstehung. Später haben die Sickingen hier oben gesessen. Längst verklungene Leiden werden in schlichten Bildern heraufbeschworen. Es sind immer dieselben Etappen — der dreißigjährige Krieg, die Zeit des großen Korsen, und langsam wächst aus der deutschen Not die deutsche Einigkeit empor in mühselig erstrittem Weg.

Friede breitet sich über das Land. Eine Schafherde greift in das Spiel ein. Langsam zieht der Hirte flötenspielend mit seiner Herde vorüber. Die Schafe kümmern sich nicht um die große Versammlung, sie spielen ihre Rolle mit aller Unschuld und Natürlichkeit. Nur der Schäferhund hebt einmal seinen klugen Kopf und blickt auf die vielen Menschen, um sich dann um so eifriger seinen Pflichten zu unterziehen.

Die Sonne versinkt. Das Spiel mündet in die Gegenwart ein— nicht gewaltsam, sondern in selbstverständlichem Zug. Eine Kolonne des Arbeitsdienstes zieht heran, die Spaten über der Schulter. Die Arbeitsmänner singen das Lied der Arbeit. Noch klingen die letzten Worte des Spiels im Ohr: „Glauben muß man ans Licht, dem freudig Kämpfenden wird die Erfüllung seines Werkes gelingen."

Landschaft und lebendige Geschichte



Von den Höhlen

In den gebirgigen Teilen Deutschlands befinden sich natürlich entstandene Höhlen, die meistens von der lösenden Wirkung des fließenden Wassers ausgewaschen worden sind. In vielen solchen Höhlen des Fränkischen Juras, des Rheinischen Schiefergebirges, des Harzes usw. hat man Kulturüberreste von Menschen der Eiszeit, darunter auch Knochen von längst ausgestorbenen Tieren, gefunden. In einer Höhle des Neandertales bei Düsseldorf fand sich sogar ein Mensch der Neandertalrasse, die vor Jahrtausenden in Deutschland lebte. — Unsere Abbildung zeigt eine verhältnismäßig junge Höhle, die sich im Ostauslaufer des Rheinischen Schiefergebirges befindet. Es ist eine Spaltenhöhle, die noch nicht zu einer regelrechten Höhle ausgewaschen worden ist. (Brandt, Zander-K.)

Im Zauberreich der Fürstin Atta

Die Menschen, die zuerst in dieses Wunderreich drangen, müssen von allen Schauern der Ehrfurcht berührt worden sein. Denn hier wartet der Erfindungsgeist der Natur mit unerhörter Verschwendung auf. Dem jetzigen Besucher erschließt sich diese Höhle nur mit Hilfe einer Führung, nachdem eine wohlausgeklügelte Lichtanlage die verborgensten Grotten und Höhlen dem Blick zugänglich gemacht hat. Auch die beste Führung bleibt nur ein Notbehelf. Bei ihr läßt sich nicht träumen. Das muß man in der Erinnerung nachholen. Und da erweist sich, daß das größte Wunder des Tropfsteins gar nicht die bekannte Tropfsteinsäule ist, sondern der „Vorhang". Hier hat das Regenwasser im Verein mit dem Kalkstein steinerne Vorhänge gedichtet, zart und durchsichtig in wundervolle Falten geschlagen, mit mathematisch gleichmäßig gezacktem Rand und mit farbigen Streifenmustern. Diese Vorhänge scheinen die Gesetze des Steins aufzuheben, der sich darin gefällt, Gewebe zu schaffen, die in Längen von vier und fünf Metern von der Decke herunterhängen in großartiger Drapierung.

Endlich steigen wir aus diesem unwirklichen Reich zurück an die Erdoberfläche. Die Menschen zerstreuen sich, die hier der Zufall zusammengeführt hat. Wieder nimmt mich die Fahrt gefangen. Einsam und groß ist das Meer. Aber einsam und groß sind auch die Berge, durch die sich nun Straße um Straße windet in stundenlangem Zug. Dann beginnt vielleicht die schönste Strecke Wegs, die Fahrt durch den Hinterlandwald im Rheingau, durch das traumhafte, weltferne Wispertal, das übertäftigt ist von der Würze seiner Wälder. Schließlich windet sich der Weg aus der Enge einen sehr hohen und sehr steilen Weg freigegeben. So gelangte ich, anstatt ins Siegerland ins Sauerland, zu der alten Hansestadt Attendorn. Und wer nach Attendorn kommt, kann an der Tropfsteinhöhle nicht vorbeisehen, die dort die Natur in einen Berg gezaubert hat.

Stanley KLÄRT DEN FALL

Kriminalroman von Hanns Stehle

1. Fortsetzung

Vielleicht war er Schauspieler, der dämonische Rollen zu geben hatte. Aeußerlich wenigstens tat er so und sah auch danach aus; in Wirklichkeit war er vielleicht harmlos und unkompliziert. Oder täuschte sie sich? Was steckte hinter diesem Mann? . . .

„Hochstapler", sagte der Amerikaner plötzlich, und Dagmar hörte es wie aus weiter Ferne. „Hochstapler treiben sich überall herum. Und Frauen sind die ersten, die auf sie hereinfallen."

*

Der Expreß glitt durch die Nacht, ruhig, in immer gleichmäßiger Schnelligkeit, durch Wälder, Wiesen, Städte, Dörfer, karg oder hell erleuchtete Bahnhöfe — für den Beschauer erst ein Punkt in der Ferne, der sich ziehend vergrößerte, vorüberrauschte und dann wieder verschwand wie ein Spuk.

Dr. Zorn saß in seinem Zweier-Klasse-Abteil, hatte eine Zeitlang in einer Illustrierten gelesen, legte nun aber das Blatt beiseite und betrachtete Dagmar, die allein bei ihm war. Ein wenig fahl nahm sie sich in dem weißlichen Licht der nüchternen Deckenbeleuchtung aus. Vielleicht müde und angestrengt von dem dauernden Fahren.

Nach langem Schweigen nahm der Dozent unvermittelt das Gespräch wieder auf: „Was denken Sie jetzt?"

„Ich denke", erwiderte Dagmar und blickte starr ins Leere, „wie das Leben sonderbar ist — wie man in rasender Eile durch die Welt fährt ins Unbekannte und niemals weiß, was das Morgen bringt."

„Philosophieren also?"

„Möglich. Sehen Sie — in diesem Zuge reisen nicht viel Personen. Aber jede trägt ihr eigenes Schicksal, jede wälzt Pläne und brütet über Problemen, so manches spielt sich auf so einer Fahrt ab — Entscheidungen, meine ich, die das Leben umkrempeln." Sie sagte dies ruhig, ein wenig matt, fast traurig.

„Dagmar!" entfuhr es Dr. Zorn. „Was haben Sie denn? Sie sind so sonderbar . . ."

„Ich?" Dagmar schüttelte den Kopf, richtete die Augen auf ihn, verzuckte ein Lächeln. „Ach, nichts, Herr Doktor. Man sinniert eben manchmal, nicht wahr! Das ist alles."

Schweigen. Nur das Rollen der Räder unterbrach die Stille.

„Wenn man früh allein im Leben stehen muß, hat man manchmal dumme Gedanken." Dagmar fing an, von sich zu erzählen, von ihrer Jugend. Frühzeitig hatte sie beide Eltern verloren und war bei Verwandten aufgewachsen. „Da macht man so allerhand mit, glauben Sie mir, und man hat es oft schwer, sich durchzubeißen. Das Leben fordert manchmal viel, und es ist nicht immer schön."

„Aber jetzt . . . jetzt ist es doch schön für Sie geworden! Gesellschafterin bei einer der angesehendsten Damen Roms! Sie haben doch Glück, Fräulein Wendland — sehen die Welt — morgen zum Beispiel Budapest . . ." Er gab sich Mühe, sie aufzuheitern, was ihm auch nach einer Weile gelang.

„Ich weiß, ich bin dumm und undankbar", meinte sie. „Das Schicksal hat es im Grunde doch wieder gut mit mir gemeint. Hat mir auch immer wieder gute Menschen in den Weg geführt. — Sie zum Beispiel . . ."

Der junge Wissenschaftler ergriff ihre Hand, stockte ein wenig, als er zurückfragte: „Fräulein Dagmar — ich darf doch so sagen — freuen Sie sich ein bißchen, daß Sie mich kennengelernt haben?"

„Ja. Weil Sie mein Landsmann sind, denke ich mir . . ."

„Deswegen. Nur deswegen?"

„Na, deswegen. Vielleicht auch noch ein ganz klein wenig aus einem anderen Grund." Jetzt sachte sie wieder, war wie sonst, und Dr. Zorn beugte sich über ihre Hand und zog sie an seine Lippen. Seine Augen glänzten.

Irgend etwas wollte er sagen, aber er fand wohl nicht die richtigen Worte. Schließlich meinte er:

„Es ist schön, so allein mit Ihnen durch die Nacht zu fahren. Ich bin froh, daß Sie Ihrer Dame nicht Gesellschaft leisten müssen."

„Oh, Sie erinnern mich an meine Pflichten! Ich muß nochmals nach der Marchesa sehen, sie verlangte es ausdrücklich zu gegen zehn Uhr. Und jetzt ist" — sie sah auf ihre Armbanduhr — „bereits zehn vorüber."

„Aber Sie kommen wieder zurück?"

„Natürlich! Ich habe keinen Schlafwagenplatz. So feudal reisen Angestellte nicht." Sie lächelte.

„Und junge Dozenten auch nicht. In dieser Hinsicht passen wir also zueinander."

„Auf Wiedersehen also! Hoffentlich wird es Ihnen nicht zu langweilig." Nach einem Augenblick verweilte sie an der Tür. Er streifte mit einem bewundernden Blick ihre schlanke Figur. Dann trat sie auf den Gang und ging langsam vorwärts. Die Abteile, an denen sie vorüberkam, waren größtenteils verhangen. Ihre Insassen mochten schlafen. Einmal blieb sie stehen und warf einen Blick durch eines der breiten Außenfenster. Dichte Finsternis herrschte draußen. Nicht einmal Sterne standen am Himmel. Sie ging weiter, etwas unsicher, da der Zug schwankte und sie im Gehen behinderte, beeilte sich dennoch, war gerade im Begriff, in den Schlafwagen zu treten, als hang überraschend jemand vor ihr aufauchte: der Mann, der sie im Speisewagen immer fixiert hatte. Urplötzlich stand er da, und dicht vor sich sah sie sein Gesicht: dieses gelbliche, scharf geschnittene Antlitz mit den dunklen Augen.

Sie blieb stehen, da sie nicht weiter konnte. nahm sich zusammen und sagte: „Bitte, lassen Sie mich vorbei!"

Der Fremde lachte, entblößte zwei Reihen breiter, eckiger Zähne, musterte Dagmar, versetzte schließlich:

„Aber warum denn so eilig? Ich freue mich, Sie zu treffen. Wir haben doch schon im Speisewagen, wenigstens durch Dicke, Bekanntschaft geschlossen."

„Das ist mir neu", entgegnete Dagmar. Aber der andere, plötzlich ernst geworden, sagte in bestimmtem Ton:

„O doch, Sie wissen das genau. Sie haben mich immer wieder angesehen. Es gibt eine seelische Witterung, der man instinktiv gehorcht. Menschen, die viel Gemeinsames haben, können sich einander nicht entziehen."

Dagmar stutzte und schüttelte endlich den Kopf. „Lassen Sie mich bitte durch! Ich muß nach der Frau Marchesa sehen."

„Aber wenn Sie zurückkommen, können wir weitersprechen. Ich habe Ihnen etwas Wichtiges zu eröffnen. Ich erwarte Sie hier — sehen Sie . . ." Er deutete auf ein leeres Erster-Klasse-Abteil. „Und nicht wahr: Sie werden kommen! Nehmen Sie inzwischen meine Karte." Er trat zur Seite und übergab ihr ein kleines Stück weißen Kartons, das sie — ohne einen Blick darauf zu werfen — nahm, um dann weiterzugehen. Sie wandte aber nochmals den Kopf, zögerte, murmelte halblaut:

„Ich — werde gleich zurück sein."

*

Als der Morgen dämmerte, fuhr der Expreß längst auf ungarischem Boden: es ging auf sechs Uhr, als er anhielt, das letztemal vor Budapest. Einige Reisende stiegen aus und ließen sich frische Luft um die Nase wehen. Nach drei Minuten setzte sich der Zug wieder in Bewegung, um die restliche Strecke ohne Aufenthalt zurückzulegen.

Im Schlafwagen herrschte noch völlige Ruhe. Der Schaffner saß am Ende des Wagens in seiner Koje und hatte alle Mühe, sich wach zu halten, horchte dann aber plötzlich auf, da er glaubte, einen leichten Schrei vernommen zu haben. Sofort erhob er sich, um nachzusehen. Er schritt durch den Gang und hielt plötzlich inne. In der geöffneten Tür des drittvordersten Abteils — es war die Nummer 105 — stand eine junge Dame — vielmehr sie lehnte am Türrahmen wie gelähmt. Sie war schreckensbleich, die Augen unnatürlich groß, eine Hand an der Türklinke. Der Schaffner trat auf sie zu, stellte eine Frage, ohne Antwort zu erhalten, begab sich dann, nachdem er sie etwas zur Seite geschoben hatte, in das offene Abteil, sah sich um und erschrak im nächsten Augenblick tödlich: auf dem untersten Bett lag blutüberströmt ein Mann, völlig angekleidet, unbeweglich: die unnatürliche und verschobene Lage seiner Glieder, die verdrehten Beine, der eine, steif über den Rand des Bettes heraushängende Arm ließen erkennen, daß er wahrscheinlich tot war. Der Schaffner trat näher, um vielleicht doch noch Hilfe zu leisten, sah aber sofort, daß alles vergeblich war. Der Mann war tot, er war keines natürlichen Todes gestorben. Die klaffende Wunde in der Brust, das zerschlagene und entstellte Gesicht ließen keinen Zweifel. Hier war ein Mord geschehen . . .

Der Schaffner wandte sich ab und herrschte die immer noch an der Tür stehende Dame an:

„Wer sind Sie? Wie kommen Sie hierher?" Und schüttelte, als er keine Erwiderung erhielt, die Unbeweglich an den Schultern und schrie: „So sprechen Sie doch! Haben Sie denn nicht gesehen? Hier ist ein Mord geschehen. Hören Sie: ein Mord! So geben Sie doch Auskunft, was Sie von der Sache wissen."

Auf das laute Geschrei des Schaffners erschienen nun mehrere Reisende, warfen einen Blick in den Raum, wo der Leichnam lag, ein Herr im Schlafanzug — es war der Amerikaner — sagte plötzlich:

„Das ist ja schrecklich. Wie kommen Sie denn hierher, Fräulein Wendland?"

Jetzt erst, als ihr Name fiel, kam Dagmar, zu sich. Sie sah sich plötzlich umringt. Gegenstand einer besonderen und allgemeinen Aufmerksamkeit, setzte mehrmals zum Sprechen an und stammelte schließlich:

„Ich erschrak . . . furchtbar. Ich habe mich in der Tür geirrt . . . stand plötzlich vor dem Toten. Ich glaube, ich verlor die Besinnung."

„Wann kamen Sie in den Schlafwagen?" „Vor zehn Minuten vielleicht. Ich wollte zu der Marchesa und habe das Abteil verwechselt."

„Aha! Welche Nummer hat denn die Frau Marchesa?"

„Nummer 104."

„Also gleich nebenan. Armes Fräulein, das kann vorkommen —" Der Amerikaner verriet viel Mitgefühl, wurde aber von einem fertig angezogenen Herrn verdrängt, der erklärte:

„Der Tatbestand ist sehr verdächtig. Es wird gut sein, wenn das Fräulein den Wagen vorläufig nicht verläßt."

Die Neuigkeit von dem Mord war allmählich im ganzen Wagen bekannt geworden. Ein halbes Dutzend aufgeregter und gestikulierender Menschen drängte sich in dem Abteil des Toten. Man sprach durcheinander und tauschte Vermutungen aus. Den ersten Versuch, wieder Ordnung herzustellen, unternahm der Oberst, der den Schaffner beiseite nahm:

„Hören Sie, Sie müssen etwas tun. Niemand hat das Recht, sich in diesem Abteil aufzuhalten. Der eine oder andere kann Gründe haben, etwas zu beseitigen, Spuren oder irgend etwas. Schaffen sie alle hinaus und schließen Sie die Tür. Sie werden den Gerichten verantwortlich sein."

„Wann, Herr Oberst" — der Schaffner schauderte — „kann denn wohl das Verbrechen verübt worden sein?"

„Das kann ich natürlich auch nicht sagen. Eine scheußliche Geschichte."

„Entsetzlich, Oberst . . ." Die Marchesa war erschienen. „Ich bin außer mir — ein Mord!"

„Ich finde den Zwischenfall höchst bedauerlich, nicht nur für den Betreffenden — auch für uns."

„Wieso?"

„Man wird uns natürlich aufhalten. Es werden uns allerlei Scherereien erwarten. Alle Insassen des Schlafwagens sind natürlich verdächtig."

„O Gott — und ich wohnte direkt neben dem Ermordeten — es ist furchtbar, Herr Oberst . ."

„Am schlimmsten, scheint mir, ist Ihre Gesellschafterin betroffen."

„Fräulein Wendland? Wieso?"

„Man hat sie am Tatort angetroffen. Sie gab an, sich in der Tür geirrt zu haben."

„Wie unangenehm! Wo ist sie denn?"

Dagmar saß, fast ohne sich zu rühren, in der Koje, die dem Schaffner als Aufenthaltsraum diente, und wohin er sie geführt hatte. Auch jetzt, als die Marchesa zu ihr trat, erhob sie sich nicht, sah stumpf vor sich hin und äußerte nur:

„Ich kann es nicht fassen, Frau Marchesa. Der Schreck ist mir derart in die Glieder gefahren, daß ich mich gar nicht aufrecht halten kann."

Allmählich begann der Zug langsamer zu fahren.

„Wozu denn das?" fragte ein dunkler Herr mit Hornbrille. „Halten wir denn etwa?"

„Vielleicht," meinte die Marchesa, „ist der Zugführer in Kenntnis gesetzt worden."

„Aber das ist ja unglaublich! Solange der Zug mit Expreßgeschwindigkeit fährt, muß jedermann im Wagen bleiben. Vermindert er sein Tempo, kann doch jemand abspringen!"

„Wer sollte das wohl tun?"

„Oh, man kann nicht wissen."

Tatsächlich hielt wenige Sekunden später der Expreß, und zwar, wie sich herausstellte, infolge eines vom Schlafwagen aus gegebenen Notzeichens. Es war jedoch nicht festzustellen, wer die Notbremse gezogen hatte — jedenfalls nicht der Schaffner; denn der war sehr überrascht, als der Zugführer erschien. Erstaunt fragte er:

„Woher wissen Sie denn?"

„Wissen? Was soll ich denn wissen? Sie haben uns angehalten!"

„Ich nicht."

„Wer hat denn die Notleine gezogen?"

„Keine Ahnung; aber es ist mir lieb, daß Sie kommen. Wir haben ein Unglück gehabt — einen Mord!"

„Großer Gott," rief der Zugführer und trat in das Abteil 105. Er trat geräuschvoll und grob auf.

„Niemand darf den Schlafwagen verlassen," befahl er in einem Ton, der keinen Zweifel aufkommen ließ. „Jetzt nicht und bei der Ankunft in Budapest auch nicht."

Einige Worte des Widerspruchs fanden keine Beachtung. „Sie müssen sich mit den Beamten in Budapest verständigen. Die allein können entscheiden. Meine Pflicht liegt klar auf der Hand. Alles weitere wird sich dann finden."

„Das ist einfach unerhört," wurde es der Marchesa, die indessen von dem Obersten beschwichtigt wurde und sich daraufhin in ihr Abteil zurückzog.

„Noch etwas," sagte der Zugführer, der den Raum des Ermordeten eingehend besichtigt hatte. „Wer hat denn das da gebracht?" Er deutete auf eine Flasche Wein, die zusammen mit einer Karaffe Wasser und zwei Gläsern auf einem Klapptischchen stand.

Der Schaffner zuckte die Schultern. „Vermutlich der Kellner, der die Restauration besorgt."

„Der Mann muß ebenfalls festgehalten werden!"

Auf ein von dem Beamten gegebenes Zeichen hatte sich der Zug wieder in Bewegung gesetzt. Die noch zurückzulegende Strecke war unbedeutend. Nach einer knappen Stunde wurde der Budapester Südbahnhof erreicht, wo die Mehrzahl der Reisenden ausstieg, das heißt alle mit Ausnahme der Insassen des Schlafwagens sowie des Kellners, der die Weinflasche in die Kabine des Ermordeten gebracht hatte. Die Zurückgebliebenen wurden ersucht, ihre Plätze zu behalten, und erst als eine Abteilung Polizeibeamte den Wagen unter Aufsicht nahm, wurde ihnen bedeutet, auszusteigen.

Alle Gepäckstücke und sonstigen mitgeführten Gegenstände mußten indessen so, wie sie waren, in den Abteilen zurückgelassen werden. Und so wurde einer nach dem andern unter Bewachung in einen großen, kahlen Bahnhofssaal geführt, der ohne Zweifel zu ihrer Aufnahme vorbereitet war.

Die Eintretenden erhielten Plätze auf weit voneinander aufgestellten Stühlen angewiesen. Es wurde ihnen eröffnet, daß sie sich weder durch Worte, noch durch Gebärden miteinander verständigen dürften. Für die Befolgung des Befehls hatte ein Schutzmann zu sorgen, ein schnauzbärtiger Mann, der mit finsterer Miene vor ihnen Aufstellung nahm. Zuletzt von allen wurde der Schaffner hereingeführt, zusammen mit Dagmar, die er ein wenig stützte, da sie unsicher ging. Beide wurden noch schärfer bewacht als die anderen Festgenommenen, und es sah so aus, als ob sie in erster Linie verdächtig gehalten würde. Auf den Schaffner schien das freilich keinen großen Eindruck zu machen; denn während die anderen offenbar niedergeschlagen und von Besorgnis erfüllt waren, sah er gleichmütig auf seinem Stuhl, mit dem stumpfsinnigen und halb geistesabwesenden Blick eines Menschen, der, eben erst aus tiefem Schlaf erwacht, im Begriff ist, wieder einzuschlafen. Dagmar sah, ebenfalls ziemlich unbeteiligt vor sich hin und vermied es, irgend jemanden anzusehen.

Inzwischen war der Schlafwagen mit allem, was drin war, insbesondere dem Leichnam, auf ein Nebengleis geschoben: an beiden Enden nahmen Wachen Aufstellung. Die Eingangstüren waren verriegelt worden, so daß im Innern nichts mehr ver-

Stimmen der Nacht

Von Heinrich Leis

Dämmerung sinkt nieder auf die Lande,
Da wie Glut von ungeheurem Brande
Sonnenrot zerging.
Schattendunkel dichten sich die Schleier,
Und bereit zu traumhaft stiller Feier
Schließt die Nacht den Ring.

Aus der Stunden buntbewegtem Reigen
Tritt ein augenheil durchstirntes Schweigen
Lächelnd in die Welt;
Ist von raunend dämmerleisem Weben
Wie von frunkner Abendfalter Schweben
Wunderlich umstellt.

Was der wilde Tag mit Lärm bedeckte
Und in tiefste Seelenkammer schreckte,
Scheint zu Klang erwacht.
Mählich schon fühl' ich es näher schwellen
Und des Lebens ungeheime Quellen
Sprudeln durch die Nacht.

ändert werden konnte, bis die genaue Untersuchung vorgenommen wurde.

*

Jmre Sopron, der Chef der Kriminal- und Sicherheitspolizei, arbeitete bereits seit einer Stunde in seinem Amtszimmer. Er war ein untersetzter, ziemlich kleiner, beweglicher Mann in einem Sakko neuesten Schnitts, ein Streber, wie es hieß, der es sich in den Kopf gesetzt hatte, noch wesentlich höher zu steigen.

Als er jetzt telephonisch von dem Mordfall in Kenntnis gesetzt wurde, beschloß er, die Sache persönlich zu übernehmen, fuhr sofort in Begleitung von Szalf und Gyögr, den gerade im Dienst befindlichen Jnspektoren, zum Südbahnhof und ließ sich von den Beamten, die ihn unter der weiten Vorhalle erwarteten, Bericht erstatten.

„Sind die Reisenden alle festgehalten worden?" fragte er sofort, und als man ihm antwortete:

„Nur die vom Schlafwagen," erklärte er unwillig:

„Ein großer Fehler. Man hätte sie alle zurückhalten sollen, wenigstens solange, bis ihre Adressen und Namen aufgezeichnet waren. Wer weiß, was sie uns hätten sagen können!"

„Wir hielten dies für unnötig. Nach dem ganzen Tatbestand zu urteilen, befanden sich die Schuldigen im Schlafwagen."

„Seien Sie dessen nicht so sicher! Nun möchte ich zuerst das Verzeichnis der Schlafwagenpassagiere sehen."

„Das ist leider nicht aufzufinden."

„Was? Wieso? Der Schaffner ist doch verpflichtet, genaue Aufzeichnungen zu führen. Jch muß den Mann sofort sprechen — kann ich hier ein ruhiges Zimmer erhalten? Möglichst in der Nähe der festgenommenen Reisenden! Jch will sofort einige davon verhören und Protokolle aufnehmen. Der Untersuchungsrichter wird sofort nachkommen."

Sehr bald hatte sich Sopron in einem Zimmer eingerichtet, das mit dem Saal, in dem die Schlafwageninsassen untergebracht waren, in unmittelbarer Verbindung stand. Zuerst ließ er den Schaffner vorführen und sich die Personalien geben. Es handelte sich um einen 35jährigen Schweizer namens Arno Beyer, der seinen Posten bereits seit sechs Jahren bekleidete.

„Sie müßten doch eigentlich wissen, daß Sie über Schlafwagengäste genau Buch zu führen haben!" rügte Sopron.

„Gewiß — das ist mir bekannt."

„Und warum haben Sie es in diesem Falle unterlassen?"

„Jch habe nichts unterlassen, sondern das Verzeichnis ordnungsgemäß aufgestellt."

„Also, wo ist es dann?"

„Jch kann es nicht finden. Das Blatt ist aus dem Buch herausgerissen worden."

„Aha. Und zu welcher Zeit geschah das?"

„Das . . . kann ich . . . nicht sagen." Der Mann sprach gedehnt und auffallend schläfrig, so daß Sopron ihn jetzt anherrschte:

„Nehmen Sie sich doch zusammen! Sie machen einen völlig verschlafenen Eindruck."

„Jch weiß . . . ich finde es selber merkwürdig. Jch kann die Schuld nur diesen verdammten Zigaretten geben." Er zog ein Päckchen aus der Tasche und legte es vor den Polizeichef hin.

„Woher haben Sie das?"

„Jch fand es auf dem Tischchen meiner Koje. Keine Ahnung, wer es hingelegt hat. Jch rauchte zwei Stück und empfand danach eine so bleierne Müdigkeit, daß ich annehme, die Zigaretten müssen Opium enthalten haben."

Herr Sopron roch an den Zigaretten, die sich äußerlich durch nichts von gewöhnlichen unterschieden.

„Und Sie haben keine Vermutung, wer Ihnen dieses Päckchen hingelegt haben könnte?"

„Nein."

„Wann fanden Sie es denn?"

„So kurz nach Mitternacht — ich stieg auf einer Station einige Augenblicke aus, und während dieser Zeit muß es geschehen sein. Jch schöpfte natürlich keinerlei Verdacht, sonst hätte ich die Dinger nicht geraucht."

„Und was folgern Sie heute aus diesem Vorgang?"

„Nun — daß der Mörder wohl die Zigaretten für mich bestimmt hat, um meine Aufmerksamkeit abzuschwächen."

„Scheint so. Aber nun sagen Sie: Wieviel Plätze gibt es überhaupt in Jhrem Schlafwagen?"

„Vierzehn Plätze. Und zwar sieben Abteile zu je zwei Betten, die aber nicht alle besetzt waren. Dazu kommt noch am Ende des Wagens die Koje, die dem Schaffner als Aufenthaltsraum dient."

„Warten Sie," warf Sopron ein und nahm einen Stift, „ich will das aufzeichnen." Er entwarf nach den Angaben des Schaffners eine Skizze.

Dann fuhr er fort: „Abteil 101 bis 107 also, Jhre Koje und rechts und links ein Ausgang. Jst es so richtig?"

„Jawohl."

„Haben Sie behalten, wie die einzelnen Räume besetzt waren?"

„Ja, wenigstens so ungefähr. Jm ersten Abteil waren zwei Herren, ein Jtaliener und ein Japaner."

„Wissen Sie die Namen?"

(Nehrdich, Zander-M)

Abend-stimmung an der See

„Leider nicht; aber ich werde sie wiedererkennen."

„Das war also Nummer 101. Und daneben?"

„Wohnte ein einzelner Herr, der Aussprache nach Amerikaner oder Engländer. Dann, Abteil 103, war von einem Oberst besetzt — warten Sie — Oberst Rosso, jawohl, er hat sich in Venedig das Abteil selber ausgesucht, und nebenan, die Nummer 104, für seine Begleiterin, eine Marchesa . . ."

„Die beiden reisten zusammen?"

„Ja."

„Gut. Also weiter. Jetzt kommt 105 . . ."

„Das war die Unglückskabine."

„Wer war darin?"

„Ein einzelner Herr — leider weiß ich den Namen nicht."

„Wie sah er denn aus?"

Der Schaffner zögerte etwas: „Jch kann keine genauen Angaben machen. Jch glaube auch, daß ich ihn fast nicht zu Gesicht bekam — er fiel mir jedenfalls nicht auf."

„Welcher Nationalität denn?"

„Auch das weiß ich nicht genau — ich glaube aber Jtaliener."

„Wer war denn in 106?"

„Niemand; das Abteil war leer."

„Wissen Sie das genau? Das ist sehr wichtig."

„Jawohl, ich entsinne mich genau. Der Wagen war ziemlich schlecht besetzt, und so kann ich meine Angaben wenigstens mit einiger Bestimmtheit machen. Jn Nummer 107 war wieder ein einzelner Herr."

„Wissen Sie seinen Namen?"

„Nein. Jch weiß nur, daß er eine Hornbrille trug."

„Jtaliener?"

„Wahrscheinlich."

„Das ist wenig. — Wo stiegen denn Jhre Schlafwagengäste zu? Wissen Sie vielleicht darüber Bescheid?"

„Die meisten kamen vermutlich aus Rom; das war ja der Anfangsbahnhof des Expreß. Der Schlafwagen jedoch wurde erst in Venedig angehängt — es kann natürlich auch sein, daß einige dort oder an einer der vorhergehenden Stationen eingestiegen sind."

„Später, also nach Venedig, kam niemand mehr?"

„Nein — das heißt, die nächste Station ist Triest, und danach wurden keine Plätze mehr verlangt."

„Schön." Sopron dachte eine Weile nach und fragte dann: „Und wie ist es denn mit der Person, die Sie am Tatort angetroffen haben?"

„Das war die Gesellschafterin der Marchesa. Jch sah sie bereits am Abend zuvor, als sie in den Wagen kam und nach ihrer Dame sah."

„Um welche Zeit war das?"

„Etwa neun oder zehn Uhr, schätze ich. Sie ging aber sofort wieder — sie hatte keinen Schlafwagenplatz."

„Um diese Zeit sahen Sie sie also zum letzten Male?"

„Ja, und dann eben heute morgen. Jch kannte sie im ersten Schreck gar nicht mehr. bis sie mir mitteilte, sie habe nach der Marchesa stehen wollen und sich nur in der Tür geirrt."

„Glauben Sie das?" fragte Sopron plötzlich und fixierte den Schaffner scharf, — der aber zuckte die Schultern und erwiderte gleichmütig:

„Wie kann ich das wissen!"

„Nun, das wird sich zeigen. Jedenfalls rate ich Jhnen dringend, alles anzugeben, was Jhnen bekannt geworden ist."

„Das tue ich ja."

„Schön. Dies sind also alle Personen, die im Schlafwagen waren oder ihn betreten haben?"

„Ja, das heißt, der Kellner noch, der Wein und Gläser in das Abteil des Ermordeten gebracht hat."

„Jst er ebenfalls draußen?"

„Ja."

„Und weiter kam niemand in den Wagen — überlegen Sie jetzt ganz sorgfältig, es hängt viel davon ab — wirklich niemand?"

„Jch glaube nicht."

„Sie müssen das ganz bestimmt wissen. Mit ‚glauben' ist mir nicht gedient."

„Jedenfalls habe ich niemanden gesehen."

„Könnte auch jemand hereingekommen sein, ohne daß Sie es bemerkt hätten?"

„Schwerlich. Das heißt, nachdem ich diese Zigaretten geraucht habe, bin ich etwas müde geworden."

„Und haben geschlafen?"

„Jch hielt mich nach Möglichkeit gewaltsam wach — aber es wäre möglich, daß ich eine Zeitlang eingenickt bin."

„Verflucht! Ein Schlafwagenschaffner hat in seiner Dienstzeit immer auf dem Posten zu sein."

„Gewiß, Herr. Aber die Opiumzigaretten . . ."

„Wie können Sie überhaupt Zigaretten rauchen, die Jhnen nicht gehören!"

„Jch nahm eben an, daß sie mir einer der Reisenden zugedacht hatte — ich bekomme oft Zigaretten geschenkt — und warum sollte ich die nicht rauchen?" Der Schaffner sah den Polizeichef so vorwurfsvoll an, als ob er sagen wollte: in Jhrer Gehaltsklasse ist man freilich nicht auf geschenkte Zigaretten angewiesen.

„Haben Sie keine Ahnung, wer Jhnen die Zigaretten hingelegt haben könnte?"

„Nein, ich kann es mir nicht im entferntesten denken — ich habe mir schon die ganze Zeit den Kopf darüber zerbrochen, aber völlig vergeblich."

„Und wie ist es mit dem herausgerissenen Blatt? Haben Sie niemanden bemerkt, der sich irgendwie an Jhren Papieren zu schaffen machte?"

„Nein."

„Oder der sich etwas auffallend in der Nähe Jhrer Koje aufhielt? Wie? Denken Sie doch nach!"

„Jch denke die ganze Zeit darüber nach. Aber Sie können mich totschlagen . . ."

„Wie bitte?"

„Jch meine: es ist mir nicht das geringste aufgefallen."

„Nehmen Sie Jhre Gedanken gut zusammen! Jch mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie genau so verdächtig sind wie alle anderen Schlafwageninsassen, vielleicht noch mehr."

„Wieso denn? Jch möchte schon bitten . . . ich bin Beamter und habe mir nie etwas zuschulden kommen lassen . . . Niemand kann mir eine Pflichtverletzung nachweisen."

„Ja, ja — lassen Sie es gut sein! Sie werden später noch Gelegenheit haben, sich zu dem Fall zu äußern."

Jn diesem Augenblick erschien ein Schutzmann in der Tür und meldete:

„Der Gerichtsarzt ist eingetroffen."

„Gut." Sopron erhob sich. „Dann wollen wir einmal Nachschau halten."

„Ja, und da ist noch etwas," fuhr der Schutzmann fort, „einer der Reisenden erklärt, er könne zu dem Fall wichtige Angaben machen. Ob er gleich vernommen werden könne . . ."

Der Chef zog die Stirn kraus. „Wichtige Angaben? War er etwa beteiligt? Nun, das wird sich finden. Er soll warten, bis ich mit dem allgemeinen Verhör beginne."

Gleich darauf schritt Sopron, begleitet von den Jnspektoren Szalf und Gyögr und dem Gerichtsarzt, einem würdevollen älteren Herrn mit angegrautem Haar, zu dem Schlafwagen, der sich einsam auf einem nahen Seitengleis befand und dessen Türen versiegelt worden waren. Mehrere Polizeibeamte hielten Wache. Herr Sopron löste die Siegel, stieg in den Wagen und betrat fast gleichzeitig mit dem Gerichtsarzt das Abteil, in dem das Verbrechen entdeckt worden war. Der Ermordete lag noch unverändert auf dem schmalen Lager, völlig angekleidet, im Gürtellose, Sporthemd und braunem Sakko, Kragen und Krawatte zerknüllt und in einem Zustand, der erkennen ließ, daß der Tat ein heftiger Kampf vorausgegangen war.

„Was meinen Sie, Doktor?" fragte der Chef und ließ dem Arzt den Vortritt, der sich — schweigend — sofort anschickte, die Leiche einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen. Zwanzig Minuten vergingen. Dann wandte er sich um, räusperte sich, deutete auf die Brustwunde des Toten, die jetzt ganz freilag, und erklärte:

„Der Tod ist durch einen direkten Messerstich ins Herz herbeigeführt worden, und zwar, wie es scheint, im Verlauf eines Ringens. Die Zerstörung des Gesichts, das ja völlig zerschnitten und zerstoßen ist, muß erst nachträglich, also nach bereits eingetretenem Tod vorgenommen worden sein; denn die meisten Gesichtswunden haben nicht geblutet. Der Mörder hat die Unkenntlichkeit vermutlich beabsichtigt."

„Anzunehmen!" gab Sopron zu und studierte eingehend den Toten: die mittelgroße Gestalt, das verunstaltete Gesicht, das überhaupt keine Züge mehr erkennen ließ, das schwarze, dichte Haar, die sehr gepflegten und sauberen Hände, die unberingt waren. Am Zeigefinger allerdings wurde ein Einschnitt festgestellt, der darauf hindeutete, daß der Ermordete an dieser Stelle einen Ring getragen hatte.

„Wahrscheinlich ist er erst vor kurzem abgezogen worden," sagte der Arzt. „Was meinen Sie?"

„Raubmord," murmelte der Chef, dachte eine Weile nach, fragte dann: „Wie lange ist der Mann tot?"

„Jch schätze ziemlich genau sechs bis sieben Stunden. Mit Vorbehalt natürlich."

„Jetzt haben wir neun Uhr vorbei — also so etwa um drei Uhr in der Frühe, meinen Sie, ist es geschehen?"

„Ja, eher noch etwas früher — sagen wir zwischen zwei und drei."

„Und für wie alt halten Sie den Toten?" Achselzucken. „Schwer zu beantworten, bei diesem Zustand der Leiche. Vierzig Jahre möglicherweise."

„Da haben wir ja den Namen des Opfers," sagte plötzlich Jnspektor Gyögr, der jetzt erst in den engen Raum getreten war und nun auf einen eleganten hellgelben Lederkoffer wies, der in dem Gepäcknetz lag. An diesen Griff hing ein lederumrandetes Kofferschild mit dem eingeschriebenen Namen: „Luigi Torcello".

„Kein sehr geschickter Täter," meinte Sopron und lächelte überlegen. „Die Jdentifizierung der Leiche, die er überflüssigerweise unkenntlich gemacht hat, ist damit gelungen." Er öffnete den unverschlossenen Koffer und sah den Jnhalt flüchtig durch — es waren elegante, meist seidene Wäschestücke, Hemden, Socken, alle fein säuberlich gelegt und geordnet. Geld und Papiere waren nicht zu finden, auch nicht in den Taschen des Anzuges, die der Gerichtsarzt sehr genau durchsucht hatte.

Fortsetzung folgt

Welt der Frau

Das Kind im Heim

Klugheit und List in der Kinderstube

Das köstlichste und reinste Glück, das dem Menschen im reiferen Alter beschieden sein kann, wird liebenden Elternherzen in der trauten Stille der engen vier Wände der Kinderstube zuteil, wo sich vor ihren Augen das Wunder des Wachsens und Werdens der jungen Menschenknospen in seiner ganzen Lieblichkeit abspielt.

Wenn jedoch einerseits dies traute Familiennestchen eine Stätte heitersten, sonnigsten Friedens genannt werden kann, so dürfen wir uns anderseits auch nicht verhehlen, daß die Kinderstube für die Eltern auch zugleich eine Art Kampfplatz ist. Gilt es doch hier, als ehrlicher Kämpe nicht bloß Wache zu stehen, damit das weiche, eindrucksfähige Kindergemüt vor feindlichen Einflüssen bewahrt bleibe, sondern auch mit mancherlei unliebsamen feindseligen Mächten, die oft schon in dem kleinsten Knirpslein verborgen stecken und plötzlich, wie ein Dieb in der Nacht, hervorbrechen können, Scharmützel und ernsthafte Gefechte zum Austrag zu bringen. Aber ein geschickter Feldherr weiß sehr wohl, daß nicht immer mit Kampf und Kriegsgeschrei und blanken Waffen Siege erfochten werden, sondern oft genug greift er mit Bedacht zu irgendeiner feinen Kriegslist, wenn es gilt, einem Feinde beizukommen.

Ganz ebenso verhält es sich bei der Erziehung der jüngsten Sprößlinge. Auch hier können wir gewisser diplomatischer Maßnahmen, die man Kunstgriffe nennen könnte, und deren sich vielgeplagte Mütter und Väter bedienen sollten, nicht entraten. So viel steht fest, der schönste und wirksamste Kunstgriff in der Kindererziehung bleibt stets jene alte Wahrheit, daß man ein Kind, soviel wie irgendmöglich, mit Liebe erziehen soll.

Können wir auch nicht ohne Strenge auskommen, so muß diese doch stets von der Liebe ihr schweres Amt übernommen haben. Schon der Volksmund kleidet diesen beherzigenswerten Rat in eine kurze und bündige wenn auch etwas drastische Form ein: „Liebe — nicht Hiebe!" Mit einem Tropfen Honig erreicht man mehr, als mit einer Flasche Essig. Ein knüllt und in einem Zustand, der erkennen ließ, daß der Tat ein heftiger Kampf vorausgegangen war.

„Was meinen Sie, Doktor?" fragte der Chef und ließ dem Arzt den Vortritt, der sich — schweigend — sofort anschickte, die Leiche einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen. Zwanzig Minuten vergingen. Dann wandte er sich um, räusperte sich, deutete auf die Brustwunde des Toten, die jetzt ganz freilag, und erklärte:

„Der Tod ist durch einen direkten Messerstich ins Herz herbeigeführt worden, und zwar, wie es scheint, im Verlauf eines Ringens. Die Zerstörung des Gesichts, das ja völlig zerschnitten und zerstoßen ist, muß erst nachträglich, also nach bereits eingetretenem Tod vorgenommen worden sein; denn die meisten Gesichtswunden haben nicht geblutet. Der Mörder hat die Unkenntlichkeit vermutlich beabsichtigt."

„Anzunehmen!" gab Sopron zu und studierte eingehend den Toten: die mittelgroße Gestalt, das verunstaltete Gesicht, das überhaupt keine Züge mehr erkennen ließ, das schwarze, dichte Haar, die sehr gepflegten und sauberen Hände, die unberingt waren. Am Zeigefinger allerdings wurde ein Einschnitt festgestellt, der darauf hindeutete, daß der Ermordete an dieser Stelle einen Ring getragen hatte.

„Wahrscheinlich ist er erst vor kurzem abgezogen worden," sagte der Arzt. „Was meinen Sie?"

„Raubmord," murmelte der Chef, dachte eine Weile nach, fragte dann: „Wie lange ist der Mann tot?"

„Jch schätze ziemlich genau sechs bis sieben Stunden. Mit Vorbehalt natürlich."

„Jetzt haben wir neun Uhr vorbei — also so etwa um drei Uhr in der Frühe, meinen Sie, ist es geschehen?"

„Ja, eher noch etwas früher — sagen wir zwischen zwei und drei."

„Und für wie alt halten Sie den Toten?" Achselzucken. „Schwer zu beantworten, bei diesem Zustand der Leiche. Vierzig Jahre möglicherweise."

„Da haben wir ja den Namen des Opfers," sagte plötzlich Jnspektor Györ, der jetzt erst in den engen Raum getreten war und nun auf einen eleganten hellgelben Lederkoffer wies, der in dem Gepäcknetz lag. An diesen Griff hing ein lederumrandetes Kofferschild mit dem eingeschriebenen Namen: „Luigi Torcello".

„Kein sehr geschickter Täter," meinte Sopron und lächelte überlegen. „Die Jdentifizierung der Leiche, die er überflüssigerweise unkenntlich gemacht hat, ist damit gelungen." Er öffnete den unverschlossenen Koffer und sah den Jnhalt flüchtig durch — es waren elegante, meist seidene Wäschestücke, Hemden, Socken, alle fein säuberlich gelegt und geordnet. Geld und Papiere waren nicht zu finden, auch nicht in den Taschen des Anzuges, die der Gerichtsarzt sehr genau durchsucht hatte.

Fortsetzung folgt

phantastischen Märchen hierbei gänzlich auszuschalten, da sie die Phantasie belasten und das Einschlafen verhindern können.

Auch einfache Rätsel lassen sich erfinden: „Was ist rund, hat rote Backen und hängt am Baum", oder „Wer hat vier Beine und kann doch nicht laufen". Das gibt Spaß und regt nicht auf, und im Unsichen liegt das widerspenstige Kerlchen im Bett.

Manche Mütter halten es für angebracht, sobald das Kind hinfällt oder sich stößt, den „bösen Tisch" zu schlagen. Auf diese Weise ziehen sie aber die Rachsucht groß. Auf weit passendere Art ist der kleine Schreihals von seiner unmelodischen Kundgebung abzubringen, wenn man den „armen Tisch" bedauert und streichelt, dem das Kind mit seinem Kopf einen so argen Stoß versetzt hat. Das Kind vergißt seinen Kummer, und das Bedauern überwiegt. Zu den schlimmen und kläglichen Kunstgriffen gehört die Vorspiegelung eines Versprechens, das man nicht zu halten beabsichtigt. Dies untergräbt das kindliche Vertrauen und leitet das Kind zur Unwahrheit an. Nichts ist trauriger, als wenn solch junges Wesen sein felsenfestes Vertrauen in Mutter oder Vater eines Tages einbüßen muß.

Wenn die Mutter das Kind mit einem Befehl vom Spiel fortruft, gibt es oftmals Kämpfe zu bestehen. Sagt aber die Mutter so im Vorübergehen vielleicht: „Wenn doch jetzt Heinzelmännchen kämen und mal schnell den Tisch decken", oder „vom Krämer Mehl holten", macht die Sache dem Kinde viel mehr Spaß. Es kommt sich wichtig vor, daß es die Mutter überraschen kann; mit strahlenden Augen kommt es nachher: „Mutter, sieh dir mal den Tisch an", oder „Heinzelmännchen hat Mehl geholt". Auch ein munteres Liedchen gestaltet oft unbeliebte Beschäftigungen, wie Waschen, Kämmen usw. zu einem unterhaltenden Viertelstündchen.

So geht es bei Anwendung einfachster Klugheitsmaßregeln ganz lustig in der Kinderstube zu, und man hört mehr Lachen als Schelte. Und so muß es auch sein. Mütterchens frohe Laune ist auch so ein unerläßlicher Kunstgriff, der Zauberstock, der in der Herzen der Kleinen gefügig macht. So wird die bescheidenste und einfachste Kinderstube zum Paradies, durchleuchtet vom lichten Schimmer des Frohsinns, der das oft so schwere Werk der Kindererziehung Eltern und Kindern leicht macht.

Pflaumenspeisen- und Konserven

Pflaumenknödel aus Kartoffelteig. (Für sechs Personen.) 700 g in der Schale gekochte Kartoffeln werden auf das Brett passiert und nach dem Erkalten mit 1 Ei, 1 Dotter, etwas Salz, einem Löffel Schmalz oder einem Stückchen Butter und einer Tasse Mehl zu glattem Teig geknetet, den man dünn ausrollt und mit dem Rädchen in kleine Vierecke teilt. Reife Pflaumen entkernt man, tut statt des Kernes ein Stückchen Zucker hinein und wickelt jede Pflaume in ein Teigviereck. Man rollt zwischen den Handflächen zu kleinen, glatten Knödeln, die man in Salzwasser kocht, mit dem Schaumlöffel auf ein Sieb tut und gut abtropfen läßt. Es empfiehlt sich, immer einen Knödel zur Probe zu kochen, um festzustellen, ob der Teig nicht zu weich ist, in welchem Fall man noch etwas Mehl einkneten kann. Die Knödel werden entweder auf der heißen Schüssel mit brauner Butter übergossen und mit Zucker bestreut oder in eine Kasserolle getan, in der man Brötchenbrösel in Fett anlaufen ließ. Man schüttelt so, daß die Knödel eingehüllt sind, gibt Brösel darüber, stellt sie dann für einige Minuten ins Rohr und bestreut auf der Schüssel reichlich mit Zucker.

Pflaumenröster. Entkernte und reife Pflaumen werden oben jeden anderen Zusatz mit je 500 g Zucker für 1 kg Frucht lagenweise in eine Schüssel getan. Nachdem der Zucker sich ganz gelöst hat (am besten über Nacht), kocht man unter Rühren langsam, so lange bis der Saft ganz eingekocht ist. Lau in Töpfe füllen und erkalter verbinden. Dieses Mus kann man sowohl als Fleischbeilage, als auch als Fülle, Kompott usw. verwenden.

Mürber Pflaumenkuchen. Man wiegt 4 Eier und nimmt ebensoviel Butter oder Margarine, Zucker und Mehl. Die Butter rührt man recht schaumig, tut dann nach und nach die Dotter, den Zucker und das Mehl dazu und verrührt schließlich mit dem Schnee der Eier. Diesen Teig streicht man fingerdick auf ein gefettetes und gemehltes Blech und belegt oben dicht mit halbierten Pflaumen. Nach dem Backen mit Zucker bestreuen und in Vierecke schneiden. Der Kuchen schmeckt kalt besser als warm und hält einige Tage. Man kann die Masse auch in zwei Tortenformen verteilen und oben mit Pflaumen belegen.

Pflaumenmus. Die Bereitung dieser ausgezeichneten Konserve empfiehlt sich nur dann, wenn man Pflaumen aus dem eigenen Garten oder zu besonders billigem Preis zur Verfügung hat, da sonst das fertig gekaufte Mus billiger ist. Gut ausgereifte Früchte werden gewaschen und entkernt. Man kocht sie dann mit 800 g leicht angefeuchteten Zucker klar. In den völlig erkalteten Zuckersaft mischt man je 3/8 Deziliter Rum oder Eiswowitz, ein paar Nelken und kleine Zimtstückchen. Die ganzen Pflaumen werden so in die Gläser gelegt, daß diese nur halb gefüllt sind, dann wird der Saft darüber gegossen. Gut verbinden und für 2 bis 3 Wochen an ein sonniges Fenster stellen.

Pflaumenjam. Große, reife Früchte werden entsteint und entkernt. Für je 1 kg vorbereitete Früchte nimmt man 500 g Kristallzucker, den man lagenweise dazwischen streut; man läßt alles über Nacht an kühlem Ort stehen. Am nächsten Morgen mit einem Stückchen Vanille etwa 30 Minuten kochen. Jn Gläser füllen und kalt verbinden.

Bowlengeschälten Pflaumen. Man bereitet das Jam ebenso, bloß schält man die reifen Pflaumen nicht. Auch diese Konserve schmeckt besonders zum Tee sehr gut und ist sehr schnell bereitet.

Pflaumenmarmelade. Die Pflaumen werden zuerst ohne Zucker aufgekocht und passiert. Dann erst soll man für je 1 kg Mus 600 g Zucker bei und kocht ½ Stunde.

Rum-Pflaumen. Diese Delikatesse eignet sich als Garnitur für Torten, Kleingebäck usw., zur Garnierung von Fruchteis und Cremes, wie auch zur Garnierung von Schüsseln mit Wild- oder Schmorbraten. Für 1 kg Pflaumen kocht man 800 g leicht angefeuchteten Zucker klar. In den völlig erkalteten Zuckersaft mischt man je 3/8 Deziliter Rum oder Eiswowitz, ein paar Nelken und kleine Zimtstückchen. Die ganzen Pflaumen werden so in die Gläser gelegt, daß diese nur halb gefüllt sind, dann wird der Saft darüber gegossen. Gut verbinden und für 2 bis 3 Wochen an ein sonniges Fenster stellen.

Der herbstliche Straßenanzug

Die Herbstmode bringt uns wieder eine neue Jackenform: Die gürtellose, gerade, hüftlange Jacke, sportlich verarbeitet, abweichend im Material, passend zu mehreren Kleidern. Daneben sehen wir das Jäckchenkleid und das klassische Schneiderkostüm.

K 22891 S 22857 B 22912 B 22914 B 22890 S 22892

Modelle aus: Beyers Mode für Alle
Zeichnung: Beyer-Atelier

K 22891. Jäckchenkleid aus marineblauem Wollstoff mit weißem Pikeekragen und Ledergürtel. Jm Rock vorn gegenseitige Falten. Erforderlich: 2,60 m Stoff von 130 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte für 92 und 100 cm Oberweite erhältl.

S 22857. Das sportlich verarbeitete Kostüm zeigt den neuen, nach unten erweiterten Sechsbahnenrock. An der Jacke breite, angeschnittene Passenteile. Erforderl.: 3 m Stoff, 130 cm br. Bunte Beyer-Schnitte für 88 und 96 cm Oberweite.

B 22912. Als Ergänzung zu einfarbigen Wollstoffkleidern trägt man die gürtellose, sportliche Jacke aus kariertem Wollstoff mit einfarbigem Revers-kragen. Erf.: 2,10 m kariert., 25 cm einf. Stoff, 130 cm br. B. B.-Schn. f. 92, 100 cm Oberw.

B 22914. Hier zeigen wir die jugendliche sportliche Jacke in modisch neuer Form, die zu allen sportlichen Kleidern paßt. Als Material Wollvelours oder Kamelhaarflausch. Erf.: 2,50 m Stoff, 130 cm breit. Bunte Beyer-Schn. für 88, 96 cm Obw.

B 22890. Für die ersten kühlen Herbsttage ist die Jacke aus kariertem Wollstoff mit reichem Knopfschmuck nützlich. Rückenpasse. Erforderlich: 1,50 m Stoff von 130 cm Breite. Bunte Beyer-Schnitte für 88 und 96 cm Oberweite erhältlich.

S 22892. Zu dem klassischen Smokingkostüm aus feingestreiftem Herrenstoff gehört eine ärmellose Weste aus gleichem Stoff mit Rückengürtel. Erforderlich: 3,45 m Stoff, 140 cm br. Bunte Beyer-Schnitte für 92, 100, 104, 112 cm Obw.

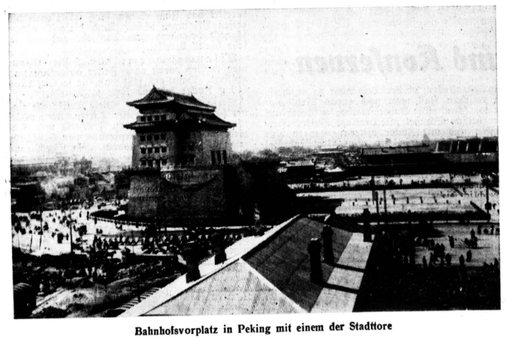
Löwenstandbild
vor dem kaiserlichen Sommerpalast in Peking

Peking,
der „Mittelpunkt der Erde“

Jahrtausende zogen mit ihren Schicksalen über die Stadt hinweg

Die Entwicklungen im fernen Osten drängen einem neuen einschneidenden Ereignis zu. Peping oder Peiping, wie es jetzt offiziell genannt wird, die jahrtausendalte Hauptstadt Chinas und nach chinesischer Ansicht der Mittelpunkt der Erde, steht mit Schanghai im Brennpunkt des öffentlichen Interesses. Unter diesen Umständen dürfte unseren Lesern der nachstehende Artikel besonders willkommen sein. Der Verfasser unseres Aufsatzes ist vor kurzem von einem längeren Studienaufenthalt in Peking zurückgekehrt.

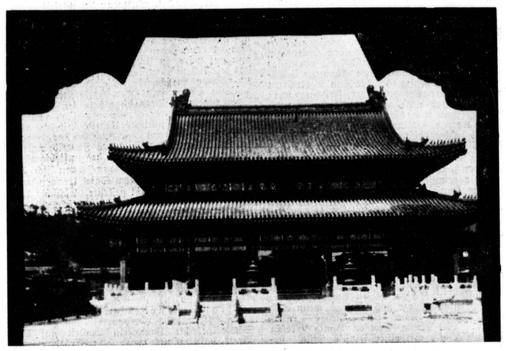
Beginnend mit der Besitznahme von Korea vor etwas über zwanzig Jahren, dehnte sich unaufhaltsam die japanische Machtsphäre auf das asiatische Festland aus. Die Zerrissenheit und Uneinigkeit der Chinesen und der Kampf ihrer Generäle gegeneinander kamen den Japanern zugute, die mit Hilfe einer hervorragend geschulten, modern ausgerüsteten Armee die Machtstellung Japans immer mehr zu verstärken suchten. Im Mittelpunkt der jetzigen Auseinandersetzungen steht Peking.



Bahnhofsvorplatz in Peking mit einem der Stadttore

Stunden erreichbare Peking. Die politische Entwicklung hat die Richtigkeit dieses Entschlusses bestätigt, aber noch immer ist Peking die eigentliche Hauptstadt des chinesischen Reiches, noch immer der Mittelpunkt des kulturellen Lebens. Die Reichsuniversität, viele andere Institute sind geblieben.

Kleine Stadt der Welt hat die Jahrhunderte so unverändert an sich vorüberziehen lassen wie Peking. Die prächtigen Kaiserpaläste in der „Verbotenen Stadt“, die alten Tempel boten unerschütterlich allen Stürmen der Zeit Trotz und legen Zeugnis ab von tausendjähriger Kultur. Inmitten eines von hohen Mauern umgebenen Parks, von alten Zypressen und Kiefern umrauscht, liegt der Himmels-



Palast in der „Verbotenen Stadt“

Das berühmte Marmorschiff der Kaiserin Hsi-Tse, dessen Bau die eigentlich für eine chinesische Kriegsflotte bestimmten Gelder verschlungen hat

tempel. Friedhofstille herrscht ringsum, alles ist tot, seit die Kaiser nicht mehr alljährlich in feierlichem Zuge die festliche Allee entlang schreiten, nicht mehr die Stufen des schneeweißen Marmoraltars emporsteigen, auf dessen höchster Terrasse der „Sohn des Himmels“ allein den Göttern sein Opfer bringt. Nach alter chinesischer Ueberlieferung ist der Mittelpunkt der kreisrunden Plattform der Mittelpunkt der Erde. Man ist versucht, diesen Glauben zu teilen, der zauberhafte Rahmen könnte es denkbar machen — weißer Marmor, rauschender Kiefernwald ringsum, in der Ferne die weiten chinesischen Ebenen. Man bekommt erschauernd einen Begriff von der Macht dieser viele Jahrtausende lang eingewurzelten und göttlich verehrten Herrscher.

Noch heute ist im Palastviertel von Peking,

Hatomön, eines der vier Stadttore von Peking

die von der Regierung zwar verlassene, aber aus Prestigegründen für Japan bedeutsame jahrtausende alte Hauptstadt Chinas. Das uralte Bollwerk des chinesischen Reiches gegen fremde Einfälle, die Große Mauer, ist schon früher gefallen. Verteidigungswert hatte sie längst nicht mehr, aber sie ist das Symbol der chinesischen Abgeschlossenheit.

Die Geschichte Pekings reicht zurück bis in die Urgeschichte der Menschheit. Vor 3000 Jahren hieß Peking Tsi, um das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung hieß es Tsi Yen, dann Yu Tscho. Von den Tartaren zerstört und wieder aufgebaut, erstand es wieder als Yen Tsing. Unter Dschingisthan brachen die Mongolen im 12. Jahrhundert über China herein und errichteten auf ihren Zügen das größte Weltreich, das in der Geschichte existiert hat. Sie kamen im Osten bis zum Stillen Ozean, im Westen bis nach Ungarn und Polen. Sie ließen sich in China nieder, und die uralte chinesische Kultur, die alles Fremde in sich auffing und nach ihrem Willen umformt, assimilierte auch das wilde Nomadenvolk so rasch, daß der Enkel Dschingishans, Kublai Khan, bereits das Musterbild eine konfuzianischen Herrschers war. Damals kamen die ersten europäischen Reisenden, unter ihnen Marco Polo (1275), an seinen Hof nach Peking, das damals Ta Tu hieß, und berichteten heimkehrend von der Pracht am Hofe des großen Khan und der Zivilisation, die damals der europäischen weit überlegen war. Von China kamen damals die Erfindungen des Schießpulvers, des Kompasses, des Papiers und der Buchdruckerkunst. Die die Mongolen 1368 ablösende Mingdynastie verlegte zunächst ihre Residenz nach der alten Hauptstadt des südchinesischen Reiches Nanking, aber schon der dritte Mingkaiser, Yu Lo, siedelte wieder nach der alten Kapitale über, der er den Namen Peiping oder Peking gab, den auch die Mandschus beibehielten. Seit 1928 gibt es wieder kein Peking, die „Nördliche Hauptstadt“ mehr, die Führer der siegreichen Südrevolution gaben ihr den alten Namen wieder und verlegten den Regierungssitz nach Nanking, das angesichts der schon damals bestehenden Bedrohung von außen sicherer erschien, als das sowohl von der mandschurischen Grenze als vom Meere in wenigen

als sie hier vor Jahrhunderten bauten. Sie wollten Denkmäler für die Ewigkeit errichten und führten darum keine himmelstürmenden Prachtbauten auf, sondern blieben auf der Erde, mit der sie sich verbunden fühlten, sie logten, um viele Höfe herum weiträumige Gebäude an und krönten sie mit prächtig geschwungenen, grün und blau glasierten Dächern. Die Schätze aber, die die Paläste bargen, sind zum großen Teil verstreut in alle Winde, teils von Räuberbänden entführt, teils schon lange von der Regierung in Sicherheit gebracht.

Draußen vor den Toren der Stadt, inmitten der weitläufigen Anlagen des Sommerpalastes liegt an einem großen künstlichen See das berühmte Marmorschiff der Kaiserin Hsi Tse. Die letzte Herrscherin aus dem Mandschugeschlecht ließ es am Anfang dieses Jahrhunderts errichten aus Geldern, die zum Bau einer chinesischen Kriegsflotte aus dem Volke gepreßt worden waren — und dann von der Kaiserin für ihre Erbauung dieses enormen Prachtbaues verwendet wurden. Wenig später fegte die chinesische Revolution die Dynastie vom Throne, uralte Kaiserpracht wurde Geschichte. Das Marmorschiff liegt verlassen da, als Warnung für spätere Geschlechter, wie durch sittlichen Verfall, durch Untreue am eigenen Volke die Macht eines Reiches vernichtet werden kann.

Stürme wie die heutigen hat Peking schon seit Jahrtausenden immer wieder erlebt, Dynastien wurden hinweggefegt, neue Mächte kamen ans Ruder, die ewige Stadt aber blieb bestehen.

Dr. R. Mertens.

Photos: Wissenschaftl. Nachrichtenzentrale (4), Archiv (1).

Haus, Hof und Garten

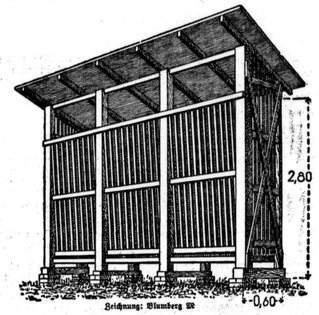
Der Maistrockenschuppen

In wenigen Wochen beginnt die Maisernte, und dann tritt die Frage an den Maisbauer heran, wie er die geernteten Maiskolben am besten trocknet. Diese Frage bietet heute keine besonderen Schwierigkeiten mehr. Bei kleinen Anbauflächen kann man den Mais unter vorspringenden Dächern, Scheunendurchfahrten usw. aufhängen. Bei Anbauflächen über ½ ha ist die Errichtung eines Maistrockenschuppens angebracht, der mit nur geringen Mitteln hergestellt werden kann.

Bei der Wahl des Platzes für den Maistrockenschuppen muß man darauf bedacht sein, daß viel Luft und Windzug an den Schuppen herankommt, denn diese Art der Maistrocknung ist doch nur darauf aufgebaut, daß durchziehende Luft die Maiskolben trocknet und nicht etwa der Schuppen selbst. Also wird ein Platz gewählt, der recht zugig ist.

Wie groß muß der Schuppen sein? Dies richtet sich nach der Anbaufläche, und zwar rechnet Professor Dr. Heiser, daß man je ¼ ha 20 bis 25 dz Frischkolben (entsprechend einer Körnerernte von 10 bis 12½ dz) erntet. Für 5 dz gebraucht man 1 cbm Lagerraum. Für ¼ ha Anbaufläche wären demnach 4 bis 5 cbm notwendig. Der Schuppen muß 50 bis 70 cm schmal sein. Je später die Reifezeit liegt, desto schmaler sollte man den Schuppen bauen. Die Höhe des Schuppens richtet sich nach dem Abladeverfahren. Die obere Einfüllöffnung des Schuppens sollte etwa 2,80 Meter vom Erdboden entfernt sein, wenn man die Kolben vom Wagen aus mit der Kartoffelforke in den Schuppen hineinschippen will. Steht aber ein Höhenförderer zur Verfügung, dann ist es ratsam, den Schuppen höher zu bauen, denn dies verbilligt natürlich den Bau. In diesem Fall müssen die Eckpfosten versteift werden, damit bei starkem Wind der Schuppen nicht umfällt. Außer der oberen Einfüllöffnung kann man sich zur erleichterten Einlagerung der Kolben weitere Oeffnungen oder Luken in jeder Höhe des Schuppens einbauen.

Je nach dem vorhandenen Material kann man die Schuppenwände mit Holzleisten, Knüppeln, Stangen oder auch Maschendraht bekleiden. Bei der Verwendung von Holzleisten usw. ist zu berücksichtigen, daß diese nicht zu eng nebeneinander genagelt werden, denn dies hindert wesentlich den Luftzutritt. Man braucht durchaus nicht zu befürchten, daß Regen oder Schnee die Maiskolben verderben lassen. Für den Fall, daß einmal die Reife sich verzögert, baut man in mit Holz verkleideten Schuppen im Innern in der Längsrichtung Leisten ein oder spannt einen starken Draht, über den dann in kleineren Abständen Lattenenden gelegt werden. Durch diese Querleisten bilden sich Hohlräume, die das Trocknen begünstigen. Hat man Maschendraht



Zeichnung: Blumberg M

Maistrockenschuppen in dauerhafter Ausführung

verwandt, so erreicht man die Bildung von Hohlräumen im Innern des Schuppens durch zickzackförmiges Ziehen eines starken Spanndrahtes.

Zur leichteren Entleerung des Schuppens legt man in seinem Boden einige Latten auf, nagelt sie also nicht an, damit man sie später einfach herausklopfen kann und die Maiskolben dann herunterfallen können.

Man kann den Schuppen durch ein Pappdach oder ein Wellblechdach abdecken. Stehen Dachziegel billig zur Verfügung, so können sie natürlich Verwendung finden. Stets sollte man den Maistrockenschuppen so bauen, daß er zur Verschönerung des Wirtschaftshofes beiträgt.

Bei Benutzung des Trockenschuppens ist der Mais nach acht Wochen so weit trocken, daß er geschrotet werden kann. Zum Verkauf muß er hier noch einige länger trocknen, zur Verwendung als Saatgut am besten bis in den März.

Lbs.

Praktischer Ratgeber

Biene und Rotklee. Der Rotklee kann von den Bienen nur sehr mangelhaft, teilweise überhaupt nicht befruchtet werden. Kleeblütenkelch und Bienenrüssel passen nicht zusammen. Man kann es sagen, wie man will: Entweder ist der Kelch der Kleeblüte zu tief, oder der Rüssel der Biene zu kurz. Wir brauchen zu einer ausreichenden Kleebefruchtung und Bienenweide einen kürzerkelchigen Klee oder eine längerrüsselige Biene. Die Züchtungsversuche unserer Wissenschaftler gehen in beide Richtungen. Der Weg, einen Rotklee mit kürzeren Kelchen zu züchten, erscheint leichter zu gehen. Brächten wir Rotklee und Biene auf einen Nenner, das wäre für beide und schließlich für den Menschen sehr wertvoll. Unsere Bienen sammeln jetzt jährlich Honig und Wachs im Werte von rund 50 Millionen Reichsmark. Sie könnten mehr zusammentragen, hätten sie eine größere und ausgeglichenere Weide, wie sie der Rotklee ihnen bieten kann. Bessere Bienenweide könnte mehr Bienenvölker und also größeren Nutzen bringen. Aber auch dem Rotklee selbst wäre die Möglichkeit des Honigens für die Bienen von großem Vorteil. Hätten wir Bienen, die den Rotklee befruchten, so könnten wir bei sicherem Wetter Kleesamen vom ersten Schnitt ernten. Wir hätten dann auch voll besruchtete Kleeblütenköpfe und nicht wie heute einige wenige samentragende Blüten im Blütenstand, wir hätten auch unsere große und teure Kleesameneinfuhr nicht nötig. Um diese Vorteile zu gewinnen, bemühen sich die Züchter, Biene und Rotklee zusammenzubringen.

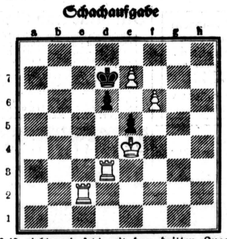
Die Wissenschaft warnt vor dem Keimfutter. Es ist festgestellt worden, daß Verder für Keimfutter das Land durchziehen, um Bauern und Kleintierhaltern die Vorzüge ihrer Futterart und — was ihnen die Hauptsache ist — ihre Keimschränke vorzutragen. Die wissenschaftlichen Gutachten, welche die Verwendung von Keimfutter verwerfen, sind um ein bemerkenswertes Urteil vermehrt worden. Das Institut für Tierzüchtung und Haustiergenetik an der Universität Berlin hat Versuche über die Wirkung von Keimfutter in der Schweinemast angestellt, und J. Schmidt und J. Kliesch berichten darüber im „Forschungsdienst“. Es genügt, um die Ergebnisse der Forschungsarbeit zu erkennen, den letzten Absatz des Berichtes zu lesen: „Im ganzen hat die Verfütterung von Keimfutter in der Schweinemast in unserem Versuch völlig versagt. Vier wesentliche Punkte sprechen gegen ihre Anwendung: 1. Es muß hochwertige Saatgerste verwandt werden. 2. Durch den Keimvorgang trat eine Nährstoffverringerung ein, die beim verdaulichen Eiweiß 13 v. H., beim Stärkewert 30 v. H. betrug. 3. Das Keimfutter zeigte gegenüber der ungekeimten Gerste keine Sonderwirkung. 4. Die Futterausnutzung wurde durch das Keimfutter nicht verbessert.“ Das ist das Urteil der Wissenschaft über Keimfutter mit Gerste! Wohl werden die Versuche, und zwar mit Mais, weitergeführt, aber dieses Urteil der Wissenschaft sollte genügend Warnung vor dem Kaufe der kostspieligen Keimschränke sein.

Der Geflügelhof im Sommer

Mit der Erntezeit ist auf dem Geflügelhofe eine gewisse Ruhepause eingetreten. Die Jungtiere sind durch das größte hindurch, und wo sie es nicht sind, da steht es schon jetzt schief um den Eiersegen des nächsten Winters. Die alten haben, angeregt durch das neue Getreide und die Kleintiere, die sie beim Einfahren finden, noch einmal eine kräftige Legetätigkeit entfaltet. Und dennoch: Rasten hieße auch hier rosten! Es gilt nun, die Tiere durch gute Pflege und Fütterung noch eine Weile am Legen zu halten. Die Pflege muß sich vor allem auf die Vertilgung des Ungeziefers beziehen. Oefteres gründliches Reinigen des Stalles und der Legenester, gegebenenfalls ein Karbolineumanstrich aller von roten Blutmilben befallenen Holzteile und wenn nötig, Anwendung eines Insektenvertilgungsmittels. — Die Fütterung läßt sich im Sommer auf einfache Weise eiweißreich gestalten. Der Durst der Tiere während der heißen Tageszeit ist groß. Also stellen wir ihnen reichlich dickflüssige Magermilch hin und sperren nach Möglichkeit die Wasseraufnahme ganz. Wo schon neue Kartoffeln geerntet sind, da sind die Hühner auch für ein frisches Kartoffelweichfutter dankbar. — Nach der Ernte sollte in allen Betrieben, die im Winter Fallenfütterung treiben, im Sommer aber die Moppen hochbinden, noch eine Kontrollzeit eingeschoben werden. Althennen, die nun schon das Legen einstellen, werden dadurch rechtzeitig erkannt und können vor der Mauser geschlachtet werden. Man unterlasse es ja nicht, alle Hennen, die zwei oder mehrere Legejahre hinter sich haben, auszumerzen. Der Nutzen zeigt sich im nächsten Jahre in einem bedeutend höheren Durchschnittseiertrag. — Zwecks späteren sicheren Erkennens werden nun alle Junghennen mit Ringen, die eine bestimmte Farbe, besser noch die Jahreszahl tragen, versehen. — Gegen Ende des Sommers ist es zweckmäßig, bei größeren Beständen und in solchen, in denen Diphtherie schon war, die Diphtherie-Schutzimpfung durchführen zu lassen. — Die Jungtiere sollen, wo es irgend geht, nach Abernten der Getreidefelder in Hühnerwagen oder verschbaren Ställchen zur Nachlese hinausgebracht werden. Eine Zufütterung erübrigt sich dort zeitweise vollständig. Anschließend können leere Grünfutter-, Kartoffel- und Rübenschläge nachgeweidet werden. Gegen Herbst wird es allerdings notwendig, ein wenig Kartoffelweichfutter und, je nach der Mitterung, abends Körner beizufüttern. Die bestimmender Legetätigkeit muß auch der Zufuhr von Eiweiß in Form von Magermilch oder käuflichen Eiweißfuttermitteln Rechnung getragen werden. Wo die Felder geschlossen liegen, hat sich auch die sommerliche Weidehaltung der Alttiere in verspehbaren Ställen bewährt. Auf diese Weise wird viel Futter gespart und manches Korn aufgefunden, was sonst verlorengeht.

Dr. Brauer.

Schachaufgabe



Weiß zieht und setzt mit dem dritten Zuge matt.

Kontrollstellung (8): Weiß (5): Ke4; Te2 und b3; We7 und f6; Schwarz (3): Kd7, Bb6 und e5.

Pflasterstein-Rätsel.

	i	n	e		h
a		n	e	s	
n	d	a			g
	f	e	l		t

Die Buchstaben
b—d—b—d—e—e—t—k—l—l—r—u
sind in der vorstehenden Figur einzupflastern, so daß das fertige Pflaster ein Sprichwort ergibt.

Geographisches Silbenrätsel.

am — ben — bir — be — der — des — do — dor — eich — eichs — en — esch — fa — feld — fi — garn — ge — ge — ge — heim — i — 13 — ka — land — li — me — mor — nach — nau — ne — re — rif — ril — sal — fie — stätt — ta — te — ti — u — un — va — wo — we.

Aus vorstehenden 44 Silben sind 15 Wörter mit folgender Bedeutung zu bilden:
1. Europäischer Strom, 2. europäisches Reich, 3. Hochfläche in Thüringen, 4. kanarische Insel, 5. rheinischer Weinort, 6. Stadt in Hessen, 7. europäisches Reich, 8. Stadt in Franken, 9. Insel im nördlichen Atlantischen Ozean, 10. rheinischer Gebirgszug, 11. kleine Sundainsel, 12. nordamerikanischer Staat, 13. Stadt im Rheinland, 14. mittelamerikanischer Staat, 15. Hafenstadt in Jugoslawien.

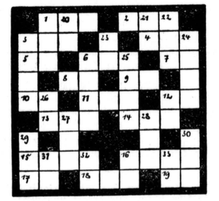
Richtig gebildet, ergeben die Wörter, wenn man Anfangs- und Endbuchstaben, beidemal von vorn nach hinten gelesen, aneinanderreiht, einen Ausspruch des Reichspräsidenten von Hindenburg.

Füll-Rätsel.

	r	a	e	o
m				e
h				l
s				e
	e	n	r	a

Die in vorstehender Figur leerstehenden zwölf Felder sollen mit den Buchstaben
a—e—e—g—i—i—m—m—n—r—
t—u
derart ausgefüllt werden, daß sowohl die senkrechten wie waagerechten Reihen bekannte Wörter ergeben.

Silbenkreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Kleiner Tropenvogel, 2. kleinlicher Spießer, 3. römische Göttin, 4. Stadt und See in Pennsylvanien, 5. Stadt in Südtirol, 6. französische Insel, 7. männliches Haustier, 8. Gliedertier, 9. Preßmaßstab, 10. Grasteppich, 11. Stadt in Italien, 12. Brausebad, 13. griechischer Meergott, 14. Signalgerät, 15. griechische Meergöttin, 16. Wirtschaftsgerät, 17. Seefisch, 18. griechische Göttin, 19. französischer Romandichter. —

Senkrecht: 1. Australischer Beuteldax, 3. Streitgemeinde, 6 männlicher Vorname, 12. Flaumfeder, 16. Spießfeder, 20. weiblicher Vorname, 21. kleines Wasserfahrzeug, 22. anderes Wort für Reihe, 23. weiblicher Vorname (Kurzform), 24. Alleebaum, 25. griechische Insel, 26. Alpenweide, 27. Pferdemusterung, 28. Berichterstatter, 29 Magyarische Bühnengestalt, 30. senkrechter Wandstreifen, 31. anderes Wort für Pfütze, 32. Abschiedswort, 33. englische Hafenstadt.

Aufgabe.

„Die Uhr, mein Herr, hat soeben geschlagen.“ „Wieviel denn, Herr Nachtwächter“, fragte diesen ein Student, der des Weges herkam und der folgende Antwort erhielt: „Wenn Sie die Hälfte, das Drittel und das Viertel der betreffenden Stunde zusammenzählen, so ist diese Zahl um eine Stunde größer als die wirkliche Zahl. Was hat es geschlagen?“

Auflösungen aus voriger Nummer.

Schachaufgabe: 1. b2—b3 ..... Le4 nimmt b3. Am besten. 2. Te6—e4 .... Beliebig. 3. T.. L. oder S. gibt matt. Andere Varianten leicht.

Füll-Rätsel. 1. Mandarin — man darin. 2. bin du — Hindu. 3. Arm in — Armin. 4. Masern — masern. 5. Mangold — man Gold.

Rätsel: Probe — Robe.

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Stala, 2. Dei, 3. Knie. 4. Korn. 5. Aius, 6. Aline, 7. Ypse, 8. Rees. 9. Uig. 10. Lola. 11. Erde. 12. Aran. 13. Odol. 14. Ofen. 15. Seld. 16. Nero. — Senkrecht: 1. Stalp. 2. Dole. 4. Kur 9. Urde. 10. Laon. 11. Eos. 17. Knie. 18. Aias. 19. Lese. 20. Erne. 21. Ines. 22. Idol. 23. Gelb. 24. Orfe. 25. Laer. 26. Anno.

Silbenrätsel: 1. Jauer. 2. Eimer. 3. Bussard. 4. Njonso. 5. Toskana. 6. Toulon. 7. Rietschel. 8. Eifack. 9. Rizinus. 10. Dreieck. 11. Israel. 12. Eidam. 13. Siesta. 14. Chronik. 15. Hektar. 16. Meuten. 17. Lorchel. 18. Einlauf. — Die bitterer die Schale, um so süßer der Kern.

Magisches Dreieck: Man entferne an der Neun den Schwanz, so daß eine Null daraus entsteht, und streiche dann die drei Fünfen. Danach verbleibt: 3+3+3+10 = 19.

Anagramm: Edgar — Gerda.

Sprichwort-Rätsel: Wer zuerst fortgeht, wird am meisten schlecht gemacht.

Zum Waschen und Zum Reinemachen nimm die bewährten Henkelsachen: Persil · Henko · Sil · iMi · ATA

P 1735

Bärtige Witze

„Seiner eigenen Tasche kann man nicht mehr trauen. Nun will ich eine Mark herausnehmen, ist keine drin!"

„Sie muß ich aber irgendwo mal gesehen haben?"

„Nein, da war ich noch nie!"

„Mit dem Ding da können Sie aber nicht mehr mit!"

„Ja, ja, ich hätte besser Flöte lernen sollen . . . !"

„In wieviel Teile zerfällt das Möbelstück?"

„Daß kommt darauf an, wie Sie es hinwerfen!"

„Warum seilen Sie mich an? Sie haben wohl Angst, daß ich Ihnen mit Ihrem Führerlohn durchbrenne."

Schlaues Mädel

„Du, Hilde ist doch ein schlaues Mädel! Vorhin hörte ich, wie sie zu dem jungen Blank sagte, wenn er das Rauchen lasse, könne er sie küssen, so oft er wolle."

„Ich verstehe nicht, warum das so besonders schlau ist!"

„Aber, der junge Blank ist doch Nichtraucher."
(Tit. Bits.)

*

Ueber eine Wiese kommen die Schulklassen und singen. Eine Dame hört entzückt zu. Neben ihr steht zufällig ein alter Professor, der auf das Zirpen der Grillen horcht. „Klingt das Singen nicht reizend?" fragt die Dame.

„Ja", sagt der gute alte Professor, „und das Merkwürdigste ist, sie machen es, indem sie die Hinterbeine aneinander reiben!"
(Illustrierter Beobachter.)

*

Der Onkel hat ein Bernhardinerfell vor dem Schreibtisch liegen. Der kleine Mor sieht sich das mit großen Augen an und sagt dann: „Wir haben auch so 'n Hund zu Hause, aber den haben wir nicht so breitgetreten!"
(Woche.)

*

Der Vater erklärt dem kleinen Heinz den abendlichen Sternenhimmel.

„Nun, ist das nicht großartig?"

„Jawoll", sagt Heinz bewundernd, „und det alles ohne Eintrittsgeld!"

*

Alles wieder vergessen!

Kneipel geht mal ins Theater, zu „Don Carlos". Siehe da — neben ihm sitzt Dose, ein guter Bekannter.

Der Vorhang geht hoch. Im königlichen Garten zu Aranjuez stehen Carlos und Domingo, und dieser beginnt: „Die schönen Tage von Aranjuez — — —"

Fünf Minuten lang hört Kneipel zu und wundert sich, wie die Leute da oben reden. Schließlich dämmert ihm eine unklare Schulerinnerung. Er wendet sich flüsternd an Dose: „Das sind doch Jamben, nicht wahr?" — Dose flüstert zurück: „Ich weiß nicht — ich kann nicht ordentlich sehen."
(Fliegende Blätter.)

Zwei Stunden lang hatte der Schwätzer die Insassen eines Eisenbahnabteils gelangweilt, die bereits verzweifelt ihre Augen rollten. „Stellen Sie sich vor", schwätzte der Mann, „ich bin also hoch in den Bergen und vor mir gähnt ein Abgrund . . ."

Da fiel ihm ein Entschlossener ins Wort: „Hat er schon gegähnt, bevor Sie kamen?"
(Münchener Illustrierte Presse.)

„Dös ist net schuld"

Arzt: „Na, wenn Sie eine ganze Schweinshaxe und sieben Kartoffelklöße essen, da wundern Sie sich, daß Sie heute krank sind und keinen Appetit haben?"

Patient: „Dös is net schuld! I hob schon vorher kan Appetit g'habt!"
(Koralle.)

*

„Der Stuhl, den Sie mir verkauft haben, ist ja sehr schön, aber derart unbequem, daß man nicht fünf Minuten ruhig darin sitzen kann."

„Na, der ist auch für ein Besuchszimmer bestimmt."

Ermunterung

Eine Sternschnuppe fiel. Da sagte der junge Mann zu ihr: „Jedesmal, wenn eine Sternschnuppe fällt und man denkt sich schnell etwas, so geht es in Erfüllung. Haben Sie sich soeben etwas gedacht?"

„Ja", hauchte das Mädchen. „Aber ich glaube nicht, daß es so schnell in Erfüllung geht."

„So? Und warum nicht?"

Flüstert die Kleine: „Weil Sie so furchtbar schüchtern sind!"
(Koralle.)

*

Sohn: „Warum ist deine Familie dagegen, daß du dich mit mir verlobst?"

Jenny: „Na, siehst du, wir sind fünf in der Familie, und du hast nur einen Zweisitzer."

*

„Wie kannst du nur deine jungen Tage so nichtsnutzig verbummeln!?" lamentiert der Vater den Sohn ab. „Als die amerikanischen Millionäre in deinem Alter waren, haben sie keine Arbeit gescheut, um sich die ersten Groschen zu verdienen."

„Na", versetzt der Sohn vorwurfsvoll, „und als sie dein Alter erreichten, waren sie Millionäre."

Zu dienstfertig

Der Gast: „Ich kann diese Suppe nicht essen!"

Der Ober: „Ich hole sofort den Geschäftsführer!"

Der Gast, als der Geschäftsführer kommt: „Ich kann diese Suppe nicht essen!"

Der Geschäftsführer: Ich bedaure außerordentlich — aber ich werde sofort den Küchenchef rufen lassen."

Der Gast, als der Küchenchef eintrifft: „Kuckuck — ich kann diese Suppe nicht essen!!!"

Der Küchenchef: „Warum nicht?"

Der Gast: „Weil ich keinen Löffel habe!"
(Koralle.)

*

Stammgast: „Ober, da habe ich schon wieder Haare in der Suppe gefunden!"

Kellner: „Das wird Ihnen doch wohl nichts machen, Herr Kästler. Das sind bloß die Wimpern zu den Fettaugen auf der Suppe!"

*

„Was, Ihr Magenleiden ist immer noch nicht besser? Ich riet Ihnen doch, eine Stunde vor jeder Mahlzeit Wasser zu trinken, haben Sie das denn nicht wenigstens versucht?"

„Doch, Herr Doktor, aber ich konnte es nicht. Beim besten Willen konnte ich allenfalls fünf Minuten lang Wasser trinken, aber keine ganze Stunde."

Zeitalter der Technik

„Sagen Sie, Herr Huber, was haben Sie denn da in dem Vogelkäfig drin?"

„Na, wissen S', mein Bub hat sich einen Kanari gewünscht; aber weil man mit den Viechern so viel Sererei hat, hab' ich ihm lieber ein paar Singvogelschallplatten gekauft!"

*

Nach langem Handel und Feilschen hatte Krauß den „etwas gebrauchten" Tourenwagen gekauft.

„Sagen Sie, ich kriege doch auch die Reparaturwerkzeuge zu dem Wagen gratis, nicht?"

„Aber selbstverständlich! Jeder Kunde kriegt sogar noch von uns beim Kauf eines alten Wagens das Reichs-Eisenbahnkursbuch umsonst!"

*

„Schulze schwankte gestern abend aber bedenklich hin und her!"

„Ach bitte Sie, das ist doch kein Wunder, er kam ja auch von einem Wiegenfeste!"

*

„Das Zimmer möchte ich nicht nehmen; es erinnert mich zu sehr an den Trompeter von Säckingen."

„Wieso?"

„Es ist so hässlich eingerichtet."

*

„Sehen Sie, mein Haus liegt direkt auf der Grenze, wenn Sie aus dem Fenster schauen, sind Sie mit dem Kopf im Ausland."

„Das mache ich lieber nicht, ich habe nämlich keinen Paß."

„Aber gnädige Frau, Sie brauchen doch nicht immer selbst von Ihrem Zimmer herunterzukommen, wenn Sie etwas wünschen. Warum klingeln Sie nicht einfach?"

„In meinen Zimmer ist ja gar keine Klingel."

„Entschuldigen Sie", sagt der Hoteldirektor und geht in ihr Zimmer. „Hier ist ja der Klingelknopf. Sie brauchen nur zu drücken."

„Ach, das ist die Klingel? Das Zimmermädchen hat mir gesagt, das wäre der Feueralarm. Den dürfte ich nur bei dringender Gefahr benutzen."

*

„Nennen Sie mir einige Dinge, die Stärke enthalten."

„Kragen und Oberhemden, Herr Professor."

*

„Haben Sie hier in Ihrem Wochenendhäuschen elektrisches Licht?"

„Nur bei Gewitter."

*

Mia fährt mit ihrem Bräutigam im Auto über Land. Mia lenkt selbst.

„Du fährst schon ziemlich sicher", lobt der Bräutigam.

„Hm — ja —", meint Mia. „Und bis wir verheiratet sind, werde ich das Steuer ganz fest in der Hand haben."

*

Frida Kanneblech bildet sich krampfhaft. Neulich war sie in einem Vortrag eines Frauenvereins. Thema: „Ehefragen", mit anschließender Diskussion.

„Schön war's!" erzählt sie nachher. „Es wurde über die Ehe gesprochen, mit anschließender Diskretion."

*

„So nachdenklich?" grüßt Puckenpack seinen Freund. „Welches Problem bewegt dich denn?"

„Daß ich niemals in meine Zeit gepaßt habe", seufzt Stiebel.

„Ach, wie bitte denn dadrauf gekommen?" — „Nu ja, 's is doch auch so. Als ich noch ein Junge war, drehte sich alles um die Großen. Jetzt bin ich groß, da dreht sich alles um die Kinder."
(Koralle.)

„Haben Sie schon Stellung in besseren Familien gehabt?"

„Oh ja — in viel besseren!"

(Zeichnung: Glassmann)

Anzeigen im „Der 7. Tag" haben große Werbewirkung!

Denken Sie an die Backzeit im Winter! In **Garantol** halten sich Eier über ein Jahr!

Warum nicht in diesem Sommer ein neues Fahrrad?
Wir machen Ihnen bestimmt ein gutes Angebot.
E. & P. Stricker Fahrradfabrik
Brackwede-Bielefeld 585

Vitamine und Salze
enthalten die köstlichen, aus frischen Früchten kalt gepreßten, unvergorenen Allgeyer-Säfte! Das ist kein Sirup, keine Limonade, sondern reine, gesunde Sonnennahrung! Unter 15 haben Sie die Wahl: z. B. Erdbeeren, schwarze Johannisbeeren, Kirschen, Trauben usw. Wirklich: Allgeyer-Säfte etwas besonders Feines. Prospekt kostenlos von **Allgeyer, Stuttgart W 14, Marienstraße 5.**

Wir wollen es uns jetzt aber merken: Heirats-wünsche gehören ausnahmslos **in diese Zeitung!**

Allgeyer's flüssige Früchte

Herdfeger reinigt u. poliert zugleich

Heiraten
Vertrauenssache ist die Vermittlung der Heiratswünsche. Einzehende Zuschriften auf solche werden deshalb stets in Briefumschlägen ohne Firmen-Aufdruck versandt. Ebenso übernehmen wir auf Wunsch die vertrauliche Rücksendung von etwa eingesandten Photographien usw., falls uns diese unter Beifügung der Absenderangabe und der Chiffre postfertig zugehen.

Die Anleitung machts! Persönliche Ablieferung frei Haus überall hin.
Ritters Nähmaschinen
Paderborn
(Dom gegenüber)

Grauhaare Verschwinden wieder. Prämiiert mit goldener Medaille. Broschüre kostenlos. Kosmos-Nordhausen 43

Nehmen Sie bitte bei allen Bestellanfragen, Bewerbungen usw auf d. Anzeigen t. „7 Tag" Bezug. Nur so wird den Inserenten bekannt, daß die Anzeig. im „7 Tag" vollen Erfolg haben

Anzeigenpreise
Jeder 1 mm hohe, 22 mm breite Raum kostet bei Geschäftsanzeigen 12 Pf., für kleine einspalt. private Anzeigen 10 Pf., für einspalt. Heiratswünsche 10 Pf., Reklame-mm-Zeile. 68 mm breit, 48 Pf. Für die Erfüllung von Platzvorschriften wird keine Gewähr übernommen. Anzeigenschluß: Montag vor Erscheinen. Verlag: Westfäl. Volksblatt G. m. b. H. Paderborn. Telegramm-Adresse: Volksblatt. Paderborn. Postscheckkonto: Westfäl. Volksbl., Paderborn. Hannover 3504.

Junges anständ. Mädchen, dem es a. gutsituierten Herrenbekanntsch. fehlt, sucht ordentlichen strebsamen Mann im Alter bis 30 J. zwecks **Heirat** Bin 26 Jahre alt, und katholisch. Angebote unt. Nr. 7/171 „Der 7. Tag", Paderborn.

Ein Beamter in sicherer Stellung wünscht Bekanntschaft mit einem nett lieb. Mädel zwecks **Heirat** Etwas Vermögen wäre sehr angenehm, doch nicht Beding. Zuschr. wenn möglich mit Bild unt. Nr. 7/170 an „Der 7. Tag", Paderborn

Katholische Ehe-anbahnung für alle Kreise bietet seit 16 Jahr. ältestes, erfolgreichste, größte, kirchlich gebilligte Vereinigung. In 16 Wochen wurden uns wieder 150 Erfolge gemeldet. Strengste Verschwiegenheit. Anerk. vorm. Einrichtg. und Arbeitsweise. **Neuland-Verlag R,** Herne i. W. Mühlenstraße 7

14 Tage Urlaub und schon 5 kg zugenommen. Trinken Sie auch während der Ferientage den bewährten **Dr. Ernst Richters Frühstückskräutertee** Auch in Tabletten: DRIX-TABLETTEN

Bestecke mit 90 gr Silberauflage, 30 Jahre Garantie, liefere ich gegen 10 Monatsrat. Katalog gratis. **J. Ostern, Wiesbaden 144.**

Inserieren bringt Erfolg

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Johannes Grohmann; Roman, Unterhaltung und Frauenwelt: Johanna Tops; für den kulturellen und allgemeinen Teil: Josef Johannes Link; Bildverantwortlich: die Abteilungsleiter; für den Anzeigenteil: Laurenz Offergeld, sämtlich in Paderborn. Druck und Verlag: Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. „Der 7. Tag": 2. VI. 37: 29 983. Zur Zeit ist Preisliste Nr. 8 gültig. Anzeigen von lokalen Verkaufsgeschäften und Erziehungsanstalten, sowie Heirats- und sonstige Anzeigen privaten Charakters aus Ost- und Südwestfalen und dem oberen Eichsfeld (Provinz Sachsen) durch den Verlag Westfälisches Volksblatt G. m. b. H., Paderborn. — Alleinige Anzeigenverwaltung für allgemeine Geschäftsanzeigen: Diplom-Kaufmann Erwin Müller, Berlin W 9, Potsdamer Straße 9.